

Phänomenologische Psychologie Phenomenological Psychology

Herausgegeben von Alexander Nicolai Wendt,
Ralph Sichler und James Morley

Gerhard Benetka & Thomas Slunecko: Psychologie – eine Wissenschaft des »gestörten Weltbezugs«? • **Hannes Wendler & Josh Joseph Rammingner:** Was kann die phänomenologische Psychologie zur Gegenstandsfrage beitragen? • **Scott D. Churchill & Amy M. Fisher-Smith:** Existenzielle phänomenologische Forschung. Eine verstehend-geisteswissenschaftliche Alternative für die Psychologie • **Christopher Gutland & Alexander Nicolai Wendt:** The Struggle to Distinguish Transcendental Phenomenology and Psychology • **Martín Mercado Vásquez & Javier San Martín:** Methode und Subjektivität. Eine Betrachtung über die Erneuerung der phänomenologischen Wissenschaft der Subjektivität • **Uwe Wolfradt & Alexander Nicolai Wendt:** Gegenstand und Realität. Paul Ferdinand Linke als früher Wegbereiter einer phänomenologischen Psychologie • **Bernhard Geißler:** Making the Invisible Visible. Does the Depth-Psychological Unconscious Pose a Problem to First-Person-Perspective Methods in Psychology? • **Sofie Boldsen & Niklas A. Chimirri:** Subjectivity as Critique. Methodological Collectivism in Phenomenology and Critical Psychology • **Markus Wrbuschek:** Transaktionale Stimmungen und Prozesse der Individuation • **Christian Tewes:** Micro-Phenomenology as Experientially Based Access to Consciousness. Phenomenal Experiences, Methodological Issues and Challenges

Inhalt

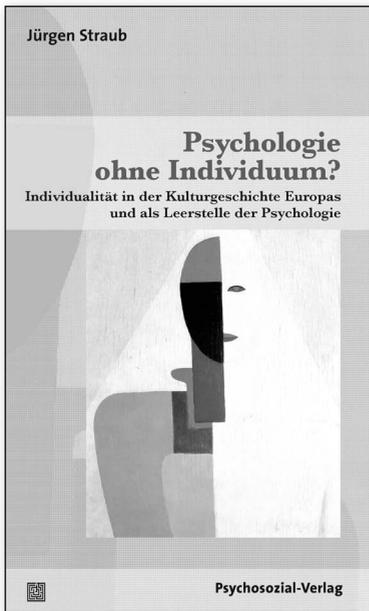
| | | | |
|--|-----|--|-----|
| Die Rückkehr der Phänomenologie in die europäische Psychologie Editorial <i>Alexander Nicolai Wendt, Ralph Sichler & James Morley</i> | 3 | Gegenstand und Realität Paul Ferdinand Linke als früher Wegbereiter einer phänomenologischen Psychologie <i>Uwe Wolfradt & Alexander Nicolai Wendt</i> | 151 |
| The Return of Phenomenology to European Psychology Editorial <i>Alexander Nicolai Wendt, Ralph Sichler & James Morley</i> | 21 | Making the Invisible Visible Does the Depth-Psychological Unconscious Pose a Problem to First-Person-Perspective Methods in Psychology <i>Bernhard Geißler</i> | 173 |
| Psychologie – eine Wissenschaft des »gestörten Weltbezugs«? <i>Gerhard Benetka & Thomas Sluneko</i> | 38 | Subjectivity as Critique Methodological Collectivism in Phenomenology and Critical Psychology <i>Sofie Boldsen & Niklas A. Chimirri</i> | 194 |
| Was kann die phänomenologische Psychologie zur Gegenstandsfrage beitragen? <i>Hannes Wendler & Josh Joseph Ramming</i> | 59 | Transaktionale Stimmungen und Prozesse der Individuation <i>Markus Wrbuschek</i> | 221 |
| Existenzielle phänomenologische Forschung Eine verstehend-geisteswissenschaftliche Alternative für die Psychologie <i>Scott D. Churchill & Amy M. Fisher-Smith</i> | 82 | Micro-Phenomenology as Experientially Based Access to Consciousness Phenomenal Experiences, Methodological Issues and Challenges <i>Christian Tewes</i> | 239 |
| The Struggle to Distinguish Transcendental Phenomenology and Psychology <i>Christopher Gutland & Alexander Nicolai Wendt</i> | 103 | Impressum | 264 |
| Methode und Subjektivität Eine Betrachtung über die Erneuerung der phänomenologischen Wissenschaft der Subjektivität <i>Martín Mercado Vásquez & Javier San Martín</i> | 125 | | |



Psychosozial-Verlag

Jürgen Straub

Psychologie ohne Individuum?
Individualität in der Kulturgeschichte Europas
und als Leerstelle der Psychologie



2023 · 276 Seiten · Hardcover
ISBN 978-3-8379-3203-4

Das Individuum in seiner Einzigartigkeit spielt in der Psychologie so gut wie keine Rolle. Jürgen Straub analysiert diesen Sachverhalt und entfaltet ein Plädoyer für die Rehabilitierung einer Psychologie des Individuums und seiner Welt.

Er erinnert an das Erscheinen und die Aufwertung des modernen Individuums in der Geistes-, Ideen- und Kulturgeschichte Europas – von Jacob Burckhardts umstrittener »Entdeckung des Individuums in der italienischen Renaissance« bis hin zu neueren Forschungen Peter Burkes oder Larry Siedentops. Der Autor erörtert, weshalb das Prinzip der Individualität eine Herausforderung der nomologischen Psychologie darstellt, und er argumentiert dafür, dass gerade eine Wissenschaft vom Subjekt nicht daran mitwirken sollte, Individualität für irrelevant oder nicht erforschbar zu erklären. Konkrete Individuen in ihrer Einzigartigkeit zu beachten, zu beschreiben und zu verstehen, verspricht nicht nur eine Horzonterweiterung der zeitgenössischen Psychologie. Dieser die übliche Perspektive ergänzende Blick kommt auch der ethisch-moralischen und politischen Wertschätzung entgegen, die das Individuum seit Langem in vielen Teilen der Welt genießt.

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

Die Rückkehr der Phänomenologie in die europäische Psychologie

Editorial

Journal für Psychologie, 31(1), 3–20

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-3>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

1 Die Bergung einer vergessenen Tradition

Aus dem lebendigen Strom der philosophischen Psychologie des 19. Jahrhunderts sind Experimentalpsychologie und Phänomenologie wie ungleiche Flussarme hervorgegangen. Versuchte jene als positive Wissenschaft das Welträtsel des menschlichen Bewusstseins durch Beobachtung und Messung zu lösen, so widmete sich diese demselben Rätsel mithilfe einer Strukturanalyse der Erfahrung. Im Prinzip schließen sich die beiden Ansätze nicht aus, sondern ergänzen sich. So ist es nicht verwunderlich, dass die Psychologinnen und Psychologen des späten 19. Jahrhunderts, unter ihnen Wilhelm Wundt als Begründer des ersten experimentellen Labors der Psychologie, sich selbst als Philosophinnen und Philosophen verstanden, da sie an philosophischen Fakultäten angestellt waren und ihre Arbeit in der Psychologie als Teilgebiet innerhalb des größeren Bereichs der Philosophie betrachteten. Außerdem fassten sie ihre experimentellen Arbeiten als einen innovativen Beitrag zur Geschichte der Philosophie auf. Dies passte jedoch nicht zu konkurrierenden Einstellungen, die diese neue Wissenschaft als Bedrohung für die intellektuelle Integrität der Philosophie ansahen. Dem neuen Ansatz wurde »Psychologismus« vorgeworfen, was im Allgemeinen bedeutet, dass sie versuchten, die Gesetze der Logik auf empirische Prozesse, wie zum Beispiel neuronale Vorgänge, zu reduzieren. Der Reduktionismusverdacht schien für die in der Tradition verankerte Philosophie nicht tolerierbar zu sein, sodass die Psychologismusdebatte die deutschsprachige akademische Welt dieser Zeit in Atem hielt. Anstelle einer Kooperation scheiterte die Verbindung von Philosophie und Psychologie am Absolutheitsanspruch, der auf beiden Seiten vorgetragen wurde.

Die Psychologismusdebatte führte zu wissenschaftssoziologisch beschreibbaren Geschehnissen wie dem *Lehrstuhlstreit* (vgl. Galliker 2016, 122–127): Im Jahr 1911 wurde eine informelle »Professorengewerkschaft« gegründet, die eine Petition an alle deutschen Kultusministerien richtete, um gegen die zunehmende Tendenz zu protestieren, Lehrstühle für historische oder reine Philosophie durch Lehrstühle für das neue

Fachgebiet der experimentellen Psychologie zu ersetzen (Kusch 1995, 191). Das Ergebnis dieser Petition war die dauerhafte institutionelle Trennung der Psychologie von der Philosophie. Der wechselseitige Absolutheitsanspruch hat zum Schisma zwischen Philosophie und Psychologie geführt und ist das Schicksal des 19. Jahrhunderts als »Jahrhundert der Wissenschaft« (Schnädelbach 1983, 118) gewesen, das die Entwicklung des 20. Jahrhunderts vorzeichnet. Der psychologische Diskurs bewegte sich fortan auf die Naturwissenschaften zu, indem die Physik als Modellwissenschaft aufgefasst wurde, wohingegen der interdisziplinäre Bezug auf die Philosophie bevorzugt in Geschichts- und Kulturwissenschaften gesucht und methodisch in Richtung exegetischer Verfahren entwickelt wurde.

Auch Wilhelm Wundt beklagte das erzwungene Exil von der Philosophie, da er die einschränkende Bezeichnung »experimentelle Psychologie« ablehnte. Für ihn war es nicht wünschenswert, dass die Psychologie jemals von der Philosophie losgelöst würde, denn Wundt sah in der experimentellen Wissenschaft einen positiven Beitrag zur Philosophie. Für ihn stand die experimentelle Psychologie nicht im Gegensatz zur Philosophie. Vielmehr befürchtete er, dass die Psychologie, entkoppelt von der breiten intellektuell strengen Atmosphäre des philosophischen Diskurses, zu einer »philiströsen Kunst« verkommen würde. Hier drohte der Psychologe zu einem bloßen »wissenschaftlichen Handwerker zu werden, der nicht zu den Philosophen gehört« (Kusch 1995, 194; eigene Übersetzung). Mit dieser Haltung konnte er sich indes nicht durchsetzen: Seitdem haben sich Psychologie und Philosophie immer weiter voneinander entfernt – vor allem in Übersee, in Amerika. Es bleibt letztlich eine offene Frage, ob diese dauerhafte institutionelle Trennung die beste Lösung für einen vorübergehenden akademischen Revierkampf war. Es ist auch nicht klar, dass diese Scheidung langfristig für beide Fachgebiete von Vorteil ist. Psychologische Forschung kann in der intellektuellen Breite und Tiefe des Wissens schwerlich konkurrieren, die durch philosophischen Hintergrund geboten wird.

Versuche der konstruktiven Integration beider Forschungsarten, Phänomenologie und Experimentalpsychologie, hat es jedoch gegeben. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts finden sich entsprechende Spuren. Ein Beispiel ist Moritz Geigers Beitrag zum vierten Kongress für experimentelle Psychologie im April 1910, auf dem der Münchner Phänomenologe über »das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung« (Geiger 1911) gesprochen hat. Sein Münchner Freund und Kollege, der Phänomenologe Alexander Pfänder, veröffentlichte sogar eine an den seelischen Phänomenen orientierte *Einführung in die Psychologie* (1904). Ein von der anderen Seite, also von der Psychologie, entgegenkommender Fall ist das Lehrbuch des Denkpsychologen August Messer (1908) mit dem Titel *Empfindung und Denken*, das sich auf die Einsichten des Phänomenologen Edmund Husserl zu stützen versuchte, während ein weiterer Denkpsychologe, nämlich Otto Selz, dessen Wirkung in der Problemlösungsforschung bis in die Ge-

genwart anhält, eine Probevorlesung in Mannheim über »Husserls Phänomenologie und ihr Verhältnis zur psychologischen Fragestellung« (vgl. Seebohm 1970) gehalten hat. Diesen Kooperationsversuchen zum Trotz konnte sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kein interdisziplinärer Diskurs etablieren. Im Gegenteil hat sich die Sezession beider Forschungsarten durch den Zusammenbruch der europäischen Psychologietraditionen, etwa der Gestaltpsychologie, und den Aufstieg des Behaviorismus nur vergrößert. Aus der objektivistischen Perspektive des neuen Wissenschaftsideals schien Phänomenologie zu dieser Zeit auf der Seite der alten Kräfte zu stehen, die Psychologie als ausschließliche Geisteswissenschaft deklarierten und sich dem Fortschritt der naturwissenschaftlichen Empirie in den Weg stellten. Besonders hartnäckig ist dabei der unzutreffende Vorwurf des naiven Introspektionismus, der – neben weiteren Missverständnissen – die Entwicklung der phänomenologischen Psychologie erschwerte (vgl. Giorgi 1983; Herzog 1992, 496–497).

Mit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelten sich unterdessen neue Formationen (vgl. Giorgi 2010; Wendt 2021). An verschiedenen Orten kam es zu dem Versuch, phänomenologische Psychologie zu konzeptualisieren oder sogar zu systematisieren. Genauer beschen lassen sich fünf Zentren der phänomenologischen Psychologie in den 1950er und 60er Jahren benennen:

1. Die *Utrechter* phänomenologische Psychologie Johannes Linschotens geht auf Frederik Buytendijk zurück, der in Köln bei Max Scheler Kenntnis von der Phänomenologie erworben hatte.
2. Carl Friedrich Graumann, Ordinarius für Psychologie in *Heidelberg*, wurde beispielsweise von Karl-Heinz Volkman-Schluck, einem phänomenologischen Hermeneutiker, und bei Maria Krudewig, einer Denkpsychologin, ausgebildet. An seiner Seite wirkte Alexandre Métraux (vgl. Métraux und Wendt 2022).
3. Die sogenannte *Kopenhagener* Schule, in der zur Mitte des Jahrhunderts Franz From und Edgar Tranekjær Rasmussen wirkten, hat in Edgar Rubin ihren Gründungsverter.
4. In Belgien wirkte Georges Thines in *Löwen* als Schüler Albert Michottes, der vermittelt über die Würzburger Denkpsychologie Kenntnis von Husserls Arbeiten gewonnen hatte (vgl. Michotte 1954, 214).
5. An der Duquesne-Universität in *Pittsburgh* hatten die Spiritaner Adrian van Kaam und Henry Koren anthropologische und existenzialistische Studien betrieben, bevor sie Amedeo Giorgi dazu einluden, einen phänomenologischen Ansatz für die phänomenologisch-psychologische Methodologie zu entwickeln (vgl. Churchill et al. 2022).

Unter den vier europäischen Ansätzen besteht lediglich die Kopenhagener Schule bis in die Gegenwart fort, doch bereits vor einigen Jahrzehnten ließ sich sagen, dass ihre

Vertreterinnen und Vertreter »mit Husserls Arbeiten zwar vertraut waren, ihm aber nicht streng gefolgt sind« (Giorgi 2010, 159; eigene Übersetzung). In jüngerer Zeit wird dort unter dem Einfluss von Bjarne Sode Funch, Simo Koppé und Tone Roald vermehrt phänomenologisch geforscht. Ein kontinuierlicher Diskurs über die Möglichkeit phänomenologischer Arbeit in der Psychologie existiert seit dem Ende des letzten Jahrhunderts also vornehmlich in den Vereinigten Staaten. Die europäischen Traditionen konnten sich nur rudimentär in der Philosophie erhalten oder sind Einzelschicksale geblieben (methodologisch verwandte, wenn auch nicht im engeren Sinne phänomenologische Strömungen sind z. B. Gestaltpsychologie und psychologische Morphologie). Dieser Umstand wird mit dem exemplarischen Blick in die Schweizerische phänomenologische Psychologie deutlich: In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wirkten in Helvetien vielfach phänomenologische Forscherinnen und Forscher in der Psychologie. Prominente Namen sind Wilhelm Keller und Detlef von Uslar in Zürich, Ludwig Binswanger in Kreuzlingen oder Hans Kunz in Basel. Spätestens seit der Emeritierung von Uslars 1987 finden sich allerdings keine entsprechenden Ordinarien mehr in der Schweiz und die letzten deutschsprachigen Veröffentlichungen im Geiste der phänomenologischen Psychologie datieren auf die 1990er Jahre, sodass Max Herzogs umfangreiche Habilitation von 1992 zur phänomenologischen Psychologie (Herzog 1992) heutzutage wie ein Nachruf wirkt, obwohl sie auch ein Anfangspunkt hätte sein können.

In Nordamerika hat sich die phänomenologische Psychologie als widerstandsfähiger erwiesen. Im Gegensatz zu Graumann und Thinès hat Giorgi eine weitere Generation Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit seinem phänomenologischen Ansatz zu neuer Forschung inspirieren können. Die Gründe für diesen kontinentalen Unterschied sind historisch noch nicht ausreichend untersucht worden. Bei Giorgi selbst finden sich wiederholt Vermutungen. 1996 blickte er auf die Entstehungsgeschichte des *Journal of Phenomenological Psychology* zurück, das er knapp drei Jahrzehnte zuvor ins Leben gerufen hatte. In der Hoffnung auf eine interkontinentale Kooperation phänomenologischer Psychologie hatte er ursprünglich Graumann und Thinès als Co-Editoren gewonnen, musste jedoch letztlich feststellen, dass der »Strom an Artikeln« (Giorgi 1998, 165; eigene Übersetzung) aus Europa, den er sich versprochen hatte, ausblieb. Dass die Forschungsprogramme seiner europäischen Kollegen »keine phänomenologische Forschung gefördert« hätten, brachte Giorgi letztlich mit einer offenkundigen Resignation zu der Einschätzung: »Ich habe nie verstanden weswegen« (Giorgi 2010, 163; eigene Übersetzung). Eine abschließende Erörterung der Entwicklung muss Gegenstand zukünftiger psychologiehistorischer Forschung sein. Vorläufig lassen sich drei bedeutsame Unterschiede feststellen:

1. Die europäische Psychologie zur Mitte des 20. Jahrhunderts war institutionell noch weitgehend von der amerikanischen unterschieden. Am Beispiel gesprochen: Graumann wurde 1963 als Nachfolger Johannes Ruderts, eines Ganzheitspsycho-

logen, zum einzigen Professor für Psychologie an der philosophischen Fakultät in Heidelberg berufen. Über seine Berufung entschieden also auch philosophische Kollegen wie Hans-Georg Gadamer. Mit anderen Worten, Graumanns Berufung ist durchaus auch auf geisteswissenschaftliche Traditionen zurückzuführen, selbst wenn er als Direktor des Instituts wesentlich zu seiner Modernisierung beigetragen hat. Seine phänomenologischen Interessen haben ihn gewissermaßen stärker mit der Tradition verbunden als seine übrigen Bemühungen um Fortschritt in der Heidelberger Psychologie. Im deutlichen kulturellen Kontrast dazu war Giorgi nebst seinen Kolleginnen und Kollegen an der Duquesne-Universität von der sozialprogressiven humanistischen Bewegung der US-amerikanischen Psychologie der 1960er Jahre angeregt, Phänomenologie als Weg zum Fortschritt zu verstehen. Während sie in Nordamerika als neu und revolutionär betrachtet wurde, schien Phänomenologie in Deutschland eher ein Rudiment der traditionellen akademischen Kultur zu sein.

2. Auch in sachlichen Fragen gibt es zwischen den Ansätzen Unterschiede. Im vielfältigen und eklektischen Kontext der Duquesne-Universität ist Giorgis Ansatz als dezidiert Husserlianisch ausgewiesen (2009), während für die Utrechter Schule die Forschung Maurice Merleau-Pontys eine Vorbildfunktion hatte. Die Kopenhagener Schule hingegen steht bereits an ihrem Anfang unter anderen Vorzeichen, denn Rubin war nicht von Husserls Ansatz überzeugt und entwickelte im Anschluss an Husserls Göttinger Kollegen Georg Elias Müller und dessen Mitarbeiter David Katz einen alternativen Ansatz, den er »aspektivische Psychologie« nannte (vgl. Pind 2014). Größere Konvergenz hinsichtlich der phänomenologischen Grundannahmen findet sich zwischen Giorgi und Thinès, der die »transzendente Dimension der wissenschaftlichen Psychologie« (Thinès 1968, 160; eigene Übersetzung) betonte. Graumann hat zuletzt seine phänomenologische Haltung zwar in die Nähe Husserls gerückt, sich ihm gegenüber allerdings auch skeptisch geäußert (vgl. Graumann 1960, 72–73). Erwähnung findet außerdem Aron Gurwitsch als einflussreicher Ideengeber.
3. Der wichtigste Unterschied zwischen den verschiedenen Ansätzen betrifft das methodologische Selbstverständnis. Giorgis zentrale Absicht ist die Entwicklung einer spezifisch phänomenologischen Methodik für die psychologische Forschung. Seine Bemühungen kulminieren im »modifizierten Husserlianischen Ansatz« (Giorgi 2009). Die Abwesenheit dieser methodologischen Nutzbarmachung der Phänomenologie bei seinen europäischen Kollegen führte ihn letztendlich zur Demarkation seiner eigenen Arbeit: »Ich habe niemanden gefunden, der ein Forschungsprogramm hatte, das eine phänomenologische Methode in der Psychologie verwendet« (Giorgi 2009, xii; eigene Übersetzung). Den stärksten Kontrast hat diese Haltung zu den Heidelbergern, da hier bewusst lediglich von einer »phänomenologischen Orientierung in der Psychologie« (Graumann und Métraux 1977) gesprochen worden ist, von einer Einstellung, die der weiteren psychologischen Forschung dienlich

ist. Auch rückblickend formuliert Alexandre Métraux: »Eine andere Psychologie zu skizzieren, gleichsam eine selbstständige Abteilung oder Richtung innerhalb des Fachs, hatte ich jedenfalls nicht im Sinn, und wenn mich nicht alles täuscht, war das auch bei Graumann der Fall« (Métraux und Wendt 2022, 50). Nichtsdestoweniger hat es auch in Europa Bemühungen um Methoden gegeben, die jedoch nicht mit derselben Gradlinigkeit auf ein bestimmtes Verfahren hinausgelaufen sind. In Linschotens Werk findet sich der Ansatz zu einer sogenannten Situationsanalyse, der auch von Graumann als methodischer Beitrag der Phänomenologie zur Psychologie bewertet worden ist. Zur vollständigen Entwicklung dieser Analyse ist es allerdings nicht gekommen (vgl. Schott 1991).

Mögen die Ursachen für den Abbruch der europäischen Traditionen auch weiterhin frag- und denkwürdig bleiben, so ist aus der Geschichte zu lernen, dass in Zukunft die internationale Kooperation besser gelingen sollte. Die Sympathie zwischen Giorgi, Linschoten und Graumann, die sich in den 1960er Jahren entwickelt hatte, hat keine langfristige transatlantische Vernetzung hervorbringen können. Die phänomenologische Psychologie des 21. Jahrhunderts wird versuchen, diesen Mangel zu beheben. Ziel dieses Heftes ist deswegen ein Brückenschlag. So ergibt sich gleichermaßen eine internationale Autorinnen- und Autorenschaft sowie ein mehrsprachiges Heft. Allerdings beschränken wir uns nicht auf den bilateralen Austausch. Phänomenologisches Denken findet sich in allen Teilen der Welt. Ein Beitrag aus Südamerika (San Martín und Mercado Vásquez) trägt dazu bei, die Vielstimmigkeit dieser Forschungsart zum Ausdruck zu bringen.

Die europäische Tradition der phänomenologischen Psychologie in Erinnerung zu rufen, führt nicht zwingend dazu, sie fortzusetzen. Sinnvoller ist es außerdem, aus ihren Schwierigkeiten zu lernen. Dementsprechend sind Impulse der Weiterentwicklung vonnöten, die die Gelegenheit der internationalen Zusammenführung für kreative Erneuerung nutzen. Die Beiträge dieses Heftes stehen deswegen nicht lediglich unter dem Vorzeichen, dem deutschsprachigen Publikum bereits Bekanntes vorzustellen, sondern Entwicklungsperspektiven zu generieren.

2 Der phänomenologische Beitrag zur Psychologie

Wie sich mit einer bekannten Wendung Husserls sagen lässt, findet sich in der Phänomenologie als »Prinzip aller Prinzipien« die Annahme, dass alle Rationalität, Logik und Wahrheit in unmittelbarer Erfahrung erfasst wird (Berghofer 2020). Diese Auffassung kommt auch in Merleau-Pontys »Primat der Wahrnehmung« zum Ausdruck (Giorgi 1977). Trotz der Vielfalt an Positionen in diesem Diskurs ist es die Theorie der unmittelbaren Erfahrung, die die phänomenologischen Ansätze erkenntnistheoretisch

koordiniert. Die phänomenologische Psychologie zielt auf dieses Feld von Phänomenen und versucht Methoden zu entwickeln, die diesem Prinzip der Verwurzelung in der unvermittelten, unmittelbar intuitiven Erfahrung entsprechen. Allerdings wird nicht einfach ein Begriff der Erfahrung vorausgesetzt, wie zum Beispiel das lebensphilosophisch interpretierte »Erlebnis«. Vielmehr ist die Phänomenologie selbst ein Diskurs, in dem bestimmt wird, was Erfahrung ist. Aus diesem Grund wäre es falsch, davon auszugehen, dass phänomenologische Forschung immanentistisch ist. Was sich bei Wilhelm Dilthey als »Satz der Phänomenalität« findet, also die Auffassung, dass alle Gegenstände für mich seien und deswegen die Untersuchung des Bewusstseins die ursprünglichste Forschung sei (spezifischer bei van Kerckhoven 1992), gilt nicht ohne Weiteres in der Phänomenologie. Im Gegenteil gibt es sogenannte egologische Positionen in der Phänomenologie, die diese Rolle des Bewusstseins affirmieren, und andere, nämlich nicht-egologische, die sie ablehnen. Aus diesem Grund ist davon zu sprechen, dass die Phänomenologie der Diskurs ist, der die Bestimmung der Erfahrung schlechthin anstrebt.

Im Allgemeinen ist kaum zu bestreiten, dass Erfahrung auch Thema der Psychologie ist. Zwar ist der Begriff selbst genauer phänomenologisch zu bestimmen, aber grundsätzlich besteht kein Zweifel daran, dass die Versuchspersonen, die in der Psychologie untersucht werden, Erfahrungen machen. So ergibt sich der Ausgangspunkt für die phänomenologische Psychologie: Sie untersucht mit wissenschaftlichen und nicht nur philosophischen Mitteln Aufbau, Zusammenhang und Entstehung der Erfahrung, also die Bedeutung der Erfahrung. Was alle Beiträge mit diesem weitläufigen Erkenntnisanspruch verbindet, ist der gemeinsame Bezug auf einen Diskurs. Dieser phänomenologische Diskurs bietet einen Rahmen für Theoriebildung und Methodenkritik, der die Schwächen anderer Paradigmen thematisieren kann. Am Beispiel gesprochen: Aus phänomenologischer Perspektive lässt sich gleichermaßen ein naturalistischer Reduktionismus wie ein rationalistischer Transzendentalismus identifizieren und hinterfragen. Daher beinhaltet phänomenologische Psychologie immer einen kritischen Standpunkt, der die Voraussetzungen der empirischen Arbeit im Blick behält. Zugleich ist sie zu konstruktiven Ansätzen imstande, wie der Hinweis auf die zuvor erwähnten Traditionen belegt. Um klar zu sehen, welchen Beitrag die Phänomenologie zur Psychologie im Besonderen zu leisten imstande ist, soll im Folgenden das Verhältnis zur phänomenologischen Philosophie sowie zur lebensweltlich-kulturwissenschaftlichen, experimentellen und theoretischen Psychologie dargelegt werden.

2.1 Phänomenologische Philosophie

Zwar haben einflussreiche Phänomenologinnen und Phänomenologen der Vergangenheit wie Edith Stein oder Jean-Paul Satre vielfach zur empirischen Forschung und auch

zur Psychologie Stellung genommen, doch handelte es sich in der Regel um philosophische Reflexionen. Zwischen phänomenologischer Philosophie und Psychologie besteht ein struktureller Unterschied, der nicht nur methodologisch gefasst werden kann. Grundsätzlicher ist die Unterscheidung von Philosophie und Wissenschaft im Allgemeinen, die etwa von Merleau-Ponty formuliert worden ist:

»Die Philosophie ist nicht Wissenschaft, denn die Wissenschaft glaubt ihr Objekt überschauen zu können und hält die Wechselbeziehung zwischen Wissen und Sein für gesichert, während die Philosophie der Inbegriff jener Fragen ist, bei denen der Fragende durch sein Fragen selbst in Frage gestellt wird« (Merleau-Ponty 1986, 47).

Beim phänomenologischen Übergang von Philosophie zu Psychologie handelt sich um einen fundamentalen epistemologischen Perspektivwechsel, der den Erkenntnisgegenstand unter anderen Voraussetzungen erscheinen lässt: Während die philosophische Phänomenologie nach dem Seins- und Erkenntnisgrund fragt, der die Perspektive der Psychologie ermöglicht, beschäftigt sich die Psychologie selbst mit der Analyse von bereits gegebenen Sachverhalten und Strukturen, ohne ihre Möglichkeit grundsätzlich zu hinterfragen. Es gibt folglich eine philosophische »Phänomenologie des Psychischen« (Scheler 1986, 388), die deswegen noch nicht phänomenologische Psychologie ist.

Der Übergang zwischen phänomenologischer Philosophie und Psychologie ist in der Geistesgeschichte unterschiedlich aufgefasst worden. Die philosophischen Klassiker sprechen von einem Fundierungsverhältnis. Wenn die Eigenständigkeit der Psychologie als Wissenschaft betont wird, kann hingegen davon gesprochen werden, dass beide eine grundsätzliche Einstellung teilen. Für diesen phänomenologischen Zugang finden sich verschiedene Darstellungen, zum Beispiel bei Max Scheler. Er spricht von einer »Einstellung des geistigen Schauens, in der man etwas zu er-schauen oder zu erleben bekommt, was ohne sie verborgen bleibt: nämlich ein Reich von >Tatsachen< eigentümlicher Art« (Scheler 1986, 380). Die Eigenheit dieser Tatsachen liegt in ihrer epistemischen Gestalt: »Das Erlebte und Er-schaute ist >gegeben< nur in dem erlebenden und er-schauenden Akt selbst, in seinem Vollzug: es erscheint in ihm, und nur in ihm« (ebd.). Abstrakt formuliert wählen phänomenologische Philosophie wie Psychologie einen epistemischen Zugang zum Phänomenbereich des Geistig-Seelischen, der nicht mit den empirischen Operationen des Messens und Beobachtens zusammenfällt. Auf diese Weise komplementieren sie andere Forschungsarten.

Eine klassische Unterscheidung zwischen phänomenologischer Philosophie und phänomenologischer Psychologie findet sich bei Husserl. Während Husserls Phänomenologie zweifellos aus seiner Kritik am »Psychologismus« erwuchs, hat er auch die Entwicklung einer nicht-naturalistischen Psychologie unterstützt. Seine Philosophie artikuliert eine transzendente Einstellung, die auf Grundlage der Epoché die Aufhebung

des naiven Realismus in der alltäglichen »natürlichen Einstellung« anstrebt, sodass strenge philosophische Beschreibungen möglich werden. Ferner skizziert er allerdings auch eine phänomenologisch »psychologische« Einstellung, die prä-transzendental ist.

In Husserls Ansatz können auf dieser prä-transzendentalen Ebene der Forschung einzelne Personen als verkörperte in Raum und Zeit der Lebenswelt bestimmt werden. Im Gegensatz zur transzendentalphilosophischen Forschung, die die individuelle persönliche Erfahrung aufhebt, ist die phänomenologisch-psychologische Forschung genau auf persönliche Erfahrungen innerhalb der »natürlichen Einstellung« selbst gerichtet (vgl. Wertz und Morley 2023). In diesem Ansatz nimmt die Epoché oder Aufhebung der natürlichen Einstellung eine strategisch mehrdeutige Form an. Auch wenn sie die Grundannahmen der Naturwissenschaft suspendiert, erschließt die Epoché einen bidirektionalen zirkulären Prozess. Hier tritt die phänomenologische Psychologie sowohl in die naiv geglaubte persönliche Welt der alltäglichen natürlichen Einstellung ein als auch systematisch aus ihr heraus, um Reflexionen und Beschreibungen durchzuführen. Die kausaltheoretischen Präsuppositionen des Naturalismus werden aufgehoben, aber im Gegensatz zur vollständig transzendentalen Position stehen die Besonderheiten und die konkrete Situietheit des psychologischen Subjekts im Fokus der beschreibenden Forschung.

Da eine Figur-Grund-Dynamik zwischen der transzendentalen und der psychologischen Sichtweise besteht, begründet Husserl die Untersuchung des Personalen letztlich immer noch in der transzendentalen Quelle des Bewusstseins. Die späteren Existenzphänomenologie (wie z. B. Merleau-Ponty) verfolgt demgegenüber einen weniger transzendentalen Ansatz und neigt zu einer weltlichen Verkörperung sowie zu einem eher psychologisch orientierten Ansatz der Phänomenologie. Auf diese Weise könnte man sagen, dass sich die existenziell orientierte Phänomenologie seit Husserl in eine Richtung entwickelt hat, die sich zunehmend der psychologischen Forschung annähert.

2.2 Lebensweltliche und kulturwissenschaftliche Psychologie

Den Ausgangspunkt der psychologischen Forschung in der im Lebensumfeld von Personen situierten individuellen und sozialen Erfahrung zu suchen, ist ein Grundgedanke der qualitativen Sozialwissenschaft und entsprechender Ansätze in der Psychologie (vgl. Mey und Mruck 2020). In diesem vielfältigen Umfeld spielt die phänomenologische Orientierung mit ihrer Akzentuierung intentionaler Bedeutung in einer immer auch über den Leib vermittelten Lebenswelt von Akteurinnen und Akteuren eine gewichtige Rolle. Auch im Rahmen einer Kulturpsychologie, welche menschliches Handeln und Erleben im Kontext der Sinnbezüge und der Strukturmerkmale von Kulturen zu verste-

hen sucht, nimmt die phänomenologische Perspektive einen zentralen Stellenwert ein (Wendt 2022). Der zentrale methodische Ansatz des Sinnverstehens in der qualitativen und kulturwissenschaftlichen Forschung rückt die Phänomenologie in die Nähe der Hermeneutik (Sichler 2020). Mit Blick auf die Entwicklung der Existenzphilosophie im 20. Jahrhundert gibt es hier allerdings auch vielfältige, kritische Querverbindungen im Zusammenhang mit der phänomenologisch-psychologischen Theoriebildung und Forschung.

2.3 Experimentalpsychologie

Dass phänomenologische Psychologie der Experimentalpsychologie strukturell entgegengesetzt wäre, ist ein Missverständnis. Zwar ist die Phänomenologie gegenüber den positiven Wissenschaften nicht unkritisch und stellt Reduktionismen infrage, doch ergibt sich daraus keine pauschale Verurteilung aller experimentellen Forschung als reduktionistisch. Im Gegenteil erforscht auch die phänomenologische Psychologie empirische Sachverhalte, wobei sie durch ihren spezifischen epistemischen Zugang Aspekte der Experimentalsituation in den Blick bringt, die sich unter anderen epistemologischen Voraussetzungen nicht zeigen. Das bedeutet, dass die phänomenologische Orientierung der Experimentalpsychologie dazu dienen kann, ihre eigenen wissenschaftslogischen Ansätze zu kritisieren oder zu validieren.

Über das konkrete Verhältnis zwischen Experimentalforschung und Phänomenologie ist verschiedentlich diskutiert worden. Bei Shaun Gallagher (2003) findet sich eine dreifache Verhältnisbestimmung: erstens die Neurophänomenologie – eine qualitative Forschungsmethode zur geschulten Selbstbeschreibung von Versuchspersonen –, zweitens die indirekte Phänomenologie – die bloße Interpretation von unabhängig gewonnenen empirischen Einsichten – und drittens das sogenannte Front-Loading – die phänomenologische Theoriebildung, die dem empirischen Forschungsprozess vorausgehen. Auch wenn Gallagher mit diesem Ansatz einen nützlichen Vorstoß für das Verhältnis von experimenteller und phänomenologischer Psychologie macht, sollte es selbst weiter reflektiert werden. Eine wichtige Perspektive für die dynamische Beziehung zwischen beiden Forschungsarten ist die Methodologie: Aufgrund phänomenologischer Argumente lassen sich nicht nur bestehende Experimentalparadigmen interpretieren oder durch Theoriebildung ergänzen, sondern auch selbst gestalten. Diese Möglichkeit ist ein wichtiges Anliegen für die phänomenologische Psychologie des 21. Jahrhunderts.

Als proto-phänomenologische Psychologie hat Gallaghers Ansatz noch immer das Problem, Paradigmen in einer Weise zu amalgamieren, die eine beträchtliche Kluft zwischen Philosophie und Wissenschaft aufrechterhält. Aber trotz dieses Vorbehalts gibt

es vielversprechende methodische Möglichkeiten für eine dynamische Beziehung zwischen beiden Forschungsarten. Bestehende experimentelle Paradigmen können nicht nur durch phänomenologische Reflexion interpretiert oder ergänzt werden, sondern sie können auch selbst durch diese Ideen geprägt werden. Dies bietet vielversprechende Forschungsmöglichkeiten sowohl für die naturalistische als auch für die phänomenologische Psychologie im 21. Jahrhundert.

2.4 Theoretische Psychologie

Nicht erst die sogenannte Replikationskrise hat gezeigt, dass die Krisendiagnose (Bühler 1927; dazu Friedrich 2018) für die Psychologie dauerhaft Geltung hat. Vermehrt ist jüngst dafür argumentiert worden, dass die Schwächen der empirischen Psychologie aus einem Theoriedefizit resultieren (Dege und Sichler 2018; Eronen und Bringmann 2021; Oberauer und Lewandowsky 2019). Theoriebildung und -kritik ist allerdings kein trivialer Diskurs, der sich voraussetzungslos ergeben kann. Die theoretische Psychologie ist mehr als die Summe an psychologischen Theorien. Es bedarf eines wissenschaftstheoretischen Fundaments. Der Diskurs über die Gründe für unzuverlässige experimentelle Ergebnisse oder verwandte Probleme der empirischen Forschung erfordert einen Standpunkt, der die Experimentalsituation epistemologisch und anthropologisch reflektiert und somit ihre Veränderung gestattet (vgl. Münch 2002).

In *Psychology as a Human Science* aus dem Jahr 1970 erläutert Giorgi die Dreieinheit von theoretischem Ansatz, Gegenstand und Methodik, wobei jeder Teil die anderen beeinflusst. Er macht deutlich, wie die gewählte Methodik das behandelte Thema bestimmt und wie diese Einschränkung wiederum die Theorie prägt. Wenn sich Forscherinnen und Forscher hauptsächlich auf experimentelle Methoden stützen, bleibt ihre Untersuchung auf Phänomene beschränkt, die zu dieser Methode passen, was die Umwandlung des Themas in quantifizierbare Begriffe erfordert, um eine kausale Beziehung zwischen zwei messbaren Variablen herzustellen. Diese Einsicht erklärt nicht nur, warum die Phänomenologie in der Psychologie noch nicht Fuß gefasst hat; sie macht auch deutlich, dass eine neue phänomenologisch fundierte Methode benötigt wird, die die bestehenden experimentellen Methoden transzendiert und die Auffassung des Begriffs »empirisch« in der Psychologie auf qualitative Phänomene ausweitet.

3 Das Erfordernis der Methodologie

Dass der phänomenologische Diskurs in der Regel ohne Wirkung auf die Psychologie geblieben ist, liegt an seiner Beschränkung auf philosophische Analyseformen. Seit dem

Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich die psychologische Forschung kontinuierlich von der Berücksichtigung dieser Denkart entfernt. Um diese Lücke zu schließen, ist ein konzertierter Aufwand erforderlich. In der phänomenologischen Psychologie finden sich unterdessen methodologische Ansätze, die einen eigenständigen und einzigartigen Beitrag zur empirischen Erkenntnis leisten:

1. An erster Stelle ist der auf Giorgi zurückgehende Ansatz der Verbaldatenanalyse zu erwähnen (Giorgi 2009; Giorgi et al. 2017). Es handelt sich um ein fünfstufiges Verfahren zur Gewinnung von Bedeutungseinheiten, das die Teil-Ganzes-Beziehung analysiert. Das Erkenntnisziel dieser Methode sind holistische Invarianten der lebensweltlichen Erfahrung von Versuchspersonen, also die Struktur im sinnhaften Aufbau des Lebensvollzugs anstelle von bloß elementaren Mechanismen.
2. Gemeinsam mit Pierre Vermersch schlug der Neurobiologe Francisco Varela ein neues Feld der »Neurophänomenologie« vor, das die Neuropsychologie und die phänomenologische Philosophie in einer Art »gegenseitiger Aufklärung« formell miteinander verbinden sollte. Im Anschluss ist in den letzten Jahrzehnten eine Forschungsmethode entstanden, die Mikrophenomenologie bzw. das mikrophenomenologische Interview (z. B. Bitbol und Petitmengin 2017), die die Achtsamkeits- und Meditationsforschung mit der enaktivistischen Phänomenologie verbindet.
3. Ein eklektischer Ansatz ist als Interpretative Phenomenological Analysis (IPA) bekannt, wobei Elemente der Hermeneutik mit qualitativer Empirie verbunden werden. Dieser Ansatz wird als idiografisch, induktiv und interrogativ beschrieben (vgl. Smith 2008).

Die Aufgabe der phänomenologischen Psychologie ist es, diese Beiträge kritisch zu beleuchten, um einen verlässlichen und wissenschaftlich strengen Beitrag zum psychologischen Diskurs zu leisten. Ansätze wie die IPA, die verschiedene Theorietraditionen amalgamieren, drohen das Potenzial des phänomenologischen Denkens nicht voll auszuschöpfen. Die Eigenheit der phänomenologischen Methoden ist es, ihre Kraft und ihre Perspektive aus der Tiefe des philosophischen Diskurses abzuleiten. Um Fortschritte zu machen, ist es erforderlich, auch selbstkritisch auf die bisher verfügbaren Ansätze zu blicken. Eine weitere Aufgabe besteht darin, neue Methoden zu entwickeln, die jenseits der Dichotomie von quantitativen und qualitativen Verfahren liegen können. Auf diese Weise wird sich die Phänomenologie als nützlicher Beitrag zum gesamtpsychologischen Forschen erweisen.

Während über Wert und Nutzen von Projekten wie der Neurophänomenologie debattiert werden kann, ist es doch offenkundig, dass ein echtes Bedürfnis angesprochen wurde – die Rückkehr zu einer engeren akademischen Beziehung zwischen phänomenologischer Philosophie und akademischer Psychologie. Wir erleben auch eine Verbreitung neuer und konkurrierender qualitativer Methoden, von denen viele aus

phänomenologischen Einflüssen hervorgegangen sind, aber leider stehen sie nicht in engem Kontakt mit der phänomenologischen Philosophie. In dieser Hinsicht könnte der Bedarf an einer Klärung nicht größer sein. Es lässt sich fragen, ob sich an dieser Stelle der Kreis schließt. Auch wenn es nicht möglich ist, zum ursprünglichen institutionellen Kontext der Psychologie innerhalb der philosophischen Fakultäten zurückzukehren, könnte es dennoch an der Zeit sein, die Kluft zu überwinden, die diese beiden Bereiche getrennt hat. Die phänomenologische Psychologie befasst sich mit dieser Kluft. Und während sie sich im vergangenen Jahrhundert in anderen Ländern gewiss verändert und weiterentwickelt hat, fehlte sie in ihrem angestammten deutschen akademischen Kontext. Wir laden die Leserinnen und Leser dieser Ausgabe des *Journals für Psychologie* ein, über die Rückgewinnung dieser vergessenen Tradition und ihren Wert nachzudenken.

4 Die Beiträge zu diesem Heft

Die aktuelle Ausgabe des *Journals für Psychologie* versammelt zehn Beiträge zur phänomenologischen Psychologie:

1. *Gerhard Benetka und Thomas Sluneko* beziehen sich auf die Perspektive der theoretischen Psychologie und reflektieren darauf, unter welchen Voraussetzungen die naturwissenschaftlich verfahrenende Psychologie arbeitet. Dabei entwickeln sie eine Kritik des Materialismus, des Repräsentationalismus sowie der Computer- und Automatenmodelle des Geistes. Im Anschluss an Heidegger und Merleau-Ponty als Phänomenologen werden konzeptuelle Alternativen gewonnen, die es gestatten, den Menschen als in seinem konkreten Lebensumfeld wirkende Person zum Gegenstand psychologischer Forschung zu machen.
2. *Hannes Wendler und Josh Joseph Ramming* blicken psychologiehistorisch auf die Gegenstandsfrage, also auf die Frage danach, was die Psychologie erforscht. Mithilfe der Phänomenologie versuchen sie den bisherigen Diskurs zu ordnen und eine Meta-Perspektive zu etablieren, mit der es gelingt, die verschiedenen Antwortmöglichkeiten zu systematisieren. Im Zuge dessen differenzieren sie die Begriffe Gegenstandsangemessenheit und -gerechtigkeit und eruieren, welche epistemischen Konsequenzen sich aus dem Verhältnis der empirischen Forschung zur Gegenstandsfrage ergeben.
3. *Scott D. Churchill und Amy M. Fisher-Smith* stellen in einer von *Malte Schlenker* übersetzten Arbeit den Forschungsansatz der existenziell-phänomenologischen Forschung vor. Im Mittelpunkt steht die humanwissenschaftliche Ausrichtung der phänomenologischen Forschung, die eine Wissenschaftslehre jenseits des naturwissenschaftlichen Zugangs ermöglicht. Diese halte den Bezug zur phänomenologi-

schen Philosophie aufrecht, indem sie anstelle von Ursache-Wirkungs-Beziehungen die Intentionalität des existenziellen Erlebens untersuche.

4. *Christopher Gutland und Alexander Nicolai Wendt* argumentieren für die Abhängigkeit zwischen phänomenologischem und psychologischem Diskurs. Obwohl Husserl als zentrale Figur der Tradition seine Forschung vom Standpunkt der Transzendentalität aus zu begründen versucht hat, finden sich Anhaltspunkte dafür, dass die vermeintliche Reinigung von der Psychologie nicht abschließend gelingen kann. So zeigt sich, dass die diskursive Fundierungsrichtung nicht nur von der Phänomenologie zur Psychologie weist, sondern eine wechselseitige Verschränkung besteht.
5. *Javier San Martin und Martin Mercado Vásquez* beschäftigen sich ebenfalls mit den Ansätzen einer Psychologie in Husserls Denken. Ihr Hauptinteresse liegt dabei in methodologischer Strenge, die es gestattet, zwei Stufen der phänomenologischen Psychologie voneinander zu unterscheiden, nämlich eine statische und eine genetische. Ihre Diskussion zielt sowohl auf die Weiterentwicklung der Psychologie als »post-transzendente« auf Grundlage der Phänomenologie ab als auch auf die Konzeptualisierung neuer, post-husserlianischer Formen von phänomenologischer Psychologie auf der Grundlage des Enaktivismus.
6. *Uwe Wolfradt und Alexander Nicolai Wendt* fragen danach, ob Paul Ferdinand Linke ein Vorläufer der phänomenologischen Psychologie gewesen ist. Linke hat sich bereits früh sowohl in der empirischen Psychologie als auch im phänomenologischen Denken orientiert. Seine Forschungslaufbahn inkorporiert, insbesondere in seiner kritischen Auseinandersetzung mit Husserl, die Schwierigkeiten des Projekts, mit einem phänomenologischen Ansatz psychologisch zu forschen.
7. *Bernhard Geißler* entwickelt den Vergleich zwischen Phänomenologie und der psychodynamischen Tradition, indem er den Begriff des Unbewussten mit erstpersonalen phänomenologischen Analysen ins Verhältnis setzt. Dank der bewusstseinsphilosophischen Analysen der Phänomenologie könne Introspektion methodologisch gefestigt werden. Durch die Kooperation mit der Phänomenologie ergibt sich auch für die Tiefenpsychologie die Möglichkeit, das Unbewusste zu untersuchen, ohne subpersonale Mechanismen postulieren zu müssen.
8. *Sofie Boldsen und Niklas Chimirri* greifen die jüngste Entwicklung zu einer »kritischen Phänomenologie« auf, um den Vergleich zwischen der Kritischen Psychologie und der Phänomenologie zu etablieren und das Missverständnis aufzuklären, dass Phänomenologie lediglich Subjektivität untersuche und Sozialität vernachlässige. Eine Parallele finden sie in der Analyse von Intersubjektivität und Sozialität, die es in beiden Forschungstraditionen gestattet, die Phänomene der Kollektivität und Dialogizität zu bestimmen. Boldsen und Chimirri schlagen vor, auf das Denken von Holzkamp und Graumann zurückzugreifen, um die Relevanz der Phänomenologie

Husserls und Merleau-Pontys für sozialpsychologische Fragestellungen aufzuzeigen.

9. *Markus Wrbouschek* verdeutlicht, welche Bedeutung die phänomenologischen Gedanken Gilbert Simondon's für die Emotionspsychologie besitzen. Vor dem Hintergrund einer kritischen Diskussion der auf Heidegger zurückgehenden Stimmungstheorien zeigt Wrbouschek, dass eine Prozesstheorie der Individuation die theoretische Integration erleichtern kann. Berücksichtigung findet dabei insbesondere die Konzeptualisierung von Subjektivität als Orientierung gegenüber der Umwelt, die sich in der Affektivität ausbildet.
10. *Christian Tewes* widmet sich dem mikrophenomenologischen Ansatz, den er systematisch als erst- und zweitpersonale Bewusstseinsforschung vorstellt. Das sogenannte Elizitierungs-Verfahren und die Triangulation werden als methodologische Kernmerkmale herausgestellt sowie durch eine methodenkritische Perspektive ergänzt, woraus sich Möglichkeiten für die Verbesserung der Methode aus der philosophischen Reflexion ergeben.

Zum Gelingen dieses Themenschwerpunkts haben neben unseren Autorinnen und Autoren viele substanziell hochwertige, kritische Reviews beigetragen. Den Gutachterinnen und Gutachtern Lars Allolio-Näcke, Peter Ashworth, Athena Colman, Eugene DeRobertis, Erik Norman Dzwiza-Ohlsen, Joachim Funke, Steffen Kluck, Carlos Kölbl, Peter Mattes, Daniel Niesyt, Brent Robins, Stephan Schleim, Matthias Schloßberger, Terje Sparby, Frederick Wertz, Martin Wieser und Fynn Ole Wöstenfeld (in alphabetischer Reihenfolge) möchten wir für ihren wertvollen Beitrag besonders danken. Für die wie gewohnt professionelle Kooperation beim Lektorat und der Edition der Texte danken wir Christian Flierl und seinem Team sowie Kylie Suarez für die sprachliche Überarbeitung eines englischen Textes.

Alexander Nicolai Wendt, Ralph Sichler & James Morley

Literatur

- Berghofer, Philipp. 2020. »Husserl's project of ultimate elucidation and the principle of all principles«. *Canadian Journal of Philosophy* 50 (3): 285–296.
- Bitbol, Michel und Claire Petitmengin. 2017. »Neurophenomenology and the Micro-phenomenological Interview«. In *The Blackwell Companion to Consciousness*, hrsg. v. Susan Schneider und Max Velmans, 726–739. Hoboken: Wiley.
- Bühler, Karl. 1927. *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Churchill, Scott, Christopher Aanstoss und James Morley. 2022. »The Emergence of Phenomenological Psychology in the United States«. *Journal of Phenomenological Psychology* 52 (2): 218–274.

- Dege, Martin und Ralph Sichler. 2018. »Allgemeine Psychologie revisited«. *Journal für Psychologie* 26 (1): 1–184.
- Englander, Magnus und James Morley. 2023. »Phenomenological psychology and qualitative research«. *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 22: 25–53.
- Eronen, Markus und Laura Bringmann. 2021. »The theory crisis in psychology: How to move forward«. *Perspectives on Psychological Science* 16 (4): 779–788.
- Friedrich, Janette. 2018. *Karl Bühlers Krise der Psychologie. Positionen, Bezüge und Kontroversen im Wien der 1920er/30er Jahre*. Heidelberg: Springer.
- Gallagher, Shaun. 2003. »Phenomenology and Experimental Design: Towards a Phenomenologically Enlightened Experimental Science«. *Journal of Consciousness Studies* 10, 9/10: 85–99.
- Galliker, Mark. 2016. *Ist die Psychologie eine Wissenschaft?* Heidelberg: Springer.
- Geiger, Moritz. 1911. »Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung«. In *Bericht über den IV. Kongreß für experimentelle Psychologie*, hrsg. v. Friedrich Schumann, 29–73. Leipzig: Barth.
- Giorgi, Amedeo. 1970. *Psychology as a Human Science: A Phenomenologically Based Approach*. New York: Harper & Row.
- Giorgi, Amedeo. 1977. »The implications of Merleau-Ponty's thesis of »The Primacy of Perception« for perceptual research in psychology«. *Journal of Phenomenological Psychology* 8 (1): 81–102.
- Giorgi, Amedeo. 1983. »Concerning the possibility of phenomenological psychological research«. *Journal of Phenomenological Psychology* 14: 129–169.
- Giorgi, Amedeo. 1998. »The origins of the journal of phenomenological psychology and some difficulties in introducing phenomenology into scientific psychology«. *Journal of Phenomenological Psychology* 29 (2): 161–176.
- Giorgi, Amedeo. 2009. *The Descriptive Phenomenological Method in Psychology*. Pittsburgh: Duquesne University Press.
- Giorgi, Amedeo. 2010. »Phenomenological Psychology: A Brief History and Its Challenges«. *Journal of Phenomenological Psychology* 41: 145–179.
- Giorgi, Amedeo, Barbro Giorgi und James Morley. 2017. »The Descriptive Phenomenological Psychological Method«. In *The Sage Handbook of Qualitative Research In Psychology*, hrsg. v. Carla Willig und Wendy Stainton Rogers, 176–192. Los Angeles: SAGE.
- Graumann, Carl Friedrich. 1960. *Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität*. Berlin: De Gruyter.
- Graumann, Carl Friedrich und Alexandre Métraux. 1977. »Die Phänomenologische Orientierung in der Psychologie«. In *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*, hrsg. v. Klaus Alfred Schneewind, 27–54. München: Reinhardt.
- Herzog, Maximilian. 1992. *Phänomenologische Psychologie. Grundlagen und Entwicklungen*. Heidelberg: Asanger.
- Husserl, Edmund. 1962. *Husserliana Band IX. Phänomenologische Psychologie. Vorlesungen Sommersemester 1925*. Den Haag: Nijhoff.
- Kusch, Martin. 1995. *Psychologism. A Case Study in the Sociology of Philosophical Knowledge*. London/New York: Routledge.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1986. *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Fink.
- Messer, August. 1908. *Empfindung und Denken*. Leipzig: Meyer & Quelle.
- Messer, August. 1911. »Husserls Phänomenologie in ihrem Verhältnis zur Psychologie«. *Archiv für die gesamte Psychologie* 22: 117–129.
- Métraux, Alexandre und Alexander Nicolai Wendt. 2022. »Zur phänomenologischen Orientierung in der Psychologie«. *Journal für Psychologie* 30 (1): 48–68.
- Mey, Günter und Katja Mruck. 2020. *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1*. Heidelberg: Springer.

- Michotte, Albert. 1954. »Autobiographie«. *Psychologica Belgica* 1: 189–217.
- Münch, Dieter. 2002. »Die Einheit der Psychologie und ihre anthropologischen Grundlagen«. *Journal für Psychologie* 10 (1): 40–62.
- Oberauer, K. und S. Lewandowsky. 2019. »Addressing the theory crisis in psychology«. *Psychonomic bulletin & review* 26 (5): 1596–1618.
- Pfänder, Alexander. 1904. *Einführung in die Psychologie*. Leipzig: Barth.
- Pind, Jörgen L. 2014. *Edgar Rubin and psychology in Denmark. Figure and ground*. Heidelberg: Springer.
- Scheler, Max. 1986. *Schriften aus dem Nachlass. Band 1*. Bonn: Bouvier.
- Schnädelbach, Herbert. 1983. *Philosophie in Deutschland 1831–1933*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schott, Erika. 1991. *Psychologie der Situation*. Heidelberg: Asanger.
- Seebohm, Hans. 1970. *Otto Selz. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie*. Heidelberg: Dissertation.
- Sichler, Ralph. 2020. »Hermeneutik«. In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1*, hrsg. v. Günter Mey und Katja Mruck, 125–143. Heidelberg: Springer.
- Smith, Jonathan A. 2008. »Reflecting on the development of interpretative phenomenological analysis and its contribution to qualitative research in psychology«. *Qualitative Research in Psychology* 1 (1): 39–54.
- Thinès, George. 1968. *La problématique de la psychologie*. Den Haag: Nijhoff.
- van Kerckhoven, Guy. 1992. »W. Dilthey. Der Satz der Phänomenalität«. In *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band VIII*, hrsg. v. Joachim Ritter und Karlfried Gründer, 1195–1198. Basel: Schwabe.
- Varela, Francisco Javier. 1996. »Neurophenomenology: A methodological remedy for the hard problem«. *Journal of Consciousness Studies* 3 (4): 330–349.
- Wendt, Alexander Nicolai. 2021. »Auf dem Rückweg zu einer phänomenologischen Psychologie«. In *Historische Entwicklung und aktuelle Perspektiven des Verhältnisses von Philosophie und Psychologie*, hrsg. v. Hans Werbik, Uwe Wolfradt, Andrea Lailach-Hennrich und Lars Allolio-Näcke, 159–178. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Wendt, Alexander Nicolai. 2022. »Die phänomenologische Perspektive«. In *Kulturpsychologie. Eine Einführung*, hrsg. v. Uwe Wolfradt, Lars Allolio-Näcke und Paul Sebastian Ruppel, 51–61. Heidelberg: Springer.
- Wertz, Frederick J. und James Morley. 2023. »Special edition: Husserl on the psychological reduction«. *Journal of phenomenological psychology* 54 (1).

Die Herausgeber

Alexander Nicolai Wendt, Dr. phil., ist Habilitand am Psychologischen Institut der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und Promovend am Philosophischen Institut der Università degli Studi di Verona. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen die Denkpsychologie, theoretische Psychologie und phänomenologische Psychologie.

Kontakt: Dr. Alexander Nicolai Wendt, Psychologisches Institut, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Hauptstraße 47–51, 69117 Heidelberg; E-Mail: alexander.wendt@psychologie.uni-heidelberg.de

Ralph Sichler, Dr., Univ.-Doz., Dipl.-Psych., ist 1960 geboren und Leiter des Instituts für Management und Leadership Development an der Fachhochschule Wiener Neustadt (A) und langjähriger Mit-herausgeber des *Journals für Psychologie*. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die neue Arbeitswelt,

Die Rückkehr der Phänomenologie in die europäische Psychologie

Organisations- und Personalpsychologie, Kulturpsychologie, philosophische Grundlagen der Psychologie und qualitative Sozialforschung.

Kontakt: Dr. Ralph Sichler, Fachhochschule Wiener Neustadt, Institut für Management und Leadership Development, Schlögelgasse 22–26, 2700 Wiener Neustadt, Österreich; E-Mail: ralph.sichler@fhwn.ac.at

James Morley, Dr., Professor für klinische Psychologie am Ramapo College in New Jersey und Cheherausgeber des Journal of Phenomenological Psychology sowie Präsident der Interdisciplinary Coalition of North American Phenomenologists (ICNAP). Seine Forschungsschwerpunkte sind phänomenologische Psychologie, klinische Psychologie und qualitative Forschungsmethoden.

Kontakt: Dr. James Morley, Ramapo College, School of Social Science and Human Services, 505 Ramapo Valley Rd, Mahwah, NJ 07430, USA; E-Mail: jmorley@ramapo.edu

The Return of Phenomenology to European Psychology

Editorial

Journal für Psychologie, 31(1), 21–37

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-21>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

1 Retrieving the Lost Tradition

From the lively discourses of 19th century philosophical psychology, experimental psychology and phenomenology both broke off into divergent streams. If psychology, as a positive science, tried to solve the world-riddle of human consciousness by observation and measurement, then phenomenological philosophy would devote itself to the same riddle by means of a systematically descriptive analysis of experience. It is very important to note that, before these streams so dramatically diverged in these two different directions, the psychologists of the late 19th century, including Wilhelm Wundt (considered the founder of experimental psychology) identified themselves as philosophers. All psychologists were employed in departments of philosophy and understood their work in psychology as a subfield within the larger field of philosophy. Moreover, they viewed their experimental work as a revolutionary contribution to the history of philosophy. This however did not sit well with the other philosophers who viewed this new science as a threat to the intellectual integrity of mainstream philosophy. These more traditional philosophers charged the new psychologists with the accusation of »psychologism« which generally means »to try to reduce the laws of logic to empirical processes, such as neuronal events.« This perceived reductionism was intolerable to traditional philosophers and this »psychologism« debate consumed the German academic world at that time. Thus, cooperation broke down between the two camps and any unity between philosophy and psychology fell apart due to a mutual claim of absoluteness – a sundering which had profound historical consequences.

As sociology of science concludes, this psychologism debate culminated in a great event, known as the *Lehrstuhlstreit* (see Galliker 2016, 122–127): In 1911, an informal »professors union« (*Professorengewerkschaft*) was formed to submit a petition to all the ministries of education in Germany to protest the growing trend of replacing chairs in historical or pure philosophy with chairs in the new field of experimental psychology (Kusch 1995, 191). The result of this petition was the permanent institutional

separation of psychology from philosophy. This separation, again, greatly realigned the academic world by severing philosophy from the active practices of the sciences and severing psychology from its original identification with the history of philosophy. The claims of absoluteness, that led to this schism, went on to become the decisive theme of the 19th »century of science« (Schnädelbach 1983, 118; our translation), foreboding the developments of the 20th century. This led experimental psychology to unceasingly move in the direction of the physical sciences, cutting itself off from dialogue with the field of philosophy. In turn, philosophy moved in the direction of the humanities with a primary orientation towards textual exegesis.

Nobody mourned this forced exile more than Wilhelm Wundt who deeply resented the restrictive label of *experimental* psychology. To him it was unthinkable that psychology could ever be detached from philosophy because Wundt envisioned experimental science as making positive contributions to the field of philosophy. To Wundt experimental psychology was never in opposition to the practice of philosophy. Moreover, he feared that, detached from the broad intellectually rigorous atmosphere of philosophical discourse, psychology risked degenerating into a »philistine art.« Here, the psychologist risked becoming a mere »scientific artisan who does not belong among the philosophers« (Kusch 1995, 194). Unfortunately, his fellow psychologists and philosophers alike did not see things his way and Wundt lost this battle. From that time onward, psychology and philosophy have drifted even further apart – especially overseas in America. But it remains an open question as to whether this permanent institutional separation was the best solution to a momentary academic turf war. Nor is it clear that either field, in the long term, has been well served by this divorce. Contemporary psychology can never match the intellectual breadth and depth of knowledge that comes with a background in the history for philosophy.

However, despite this academic breakup, there were efforts to constructively integrate both research paradigms, phenomenology and experimental psychology. Already at the beginning of the 20th century corresponding traces can be found. One example is Moritz Geiger's contribution to the Fourth Congress of Experimental Psychology in April 1910, where the Munich phenomenologist spoke about »the nature and meaning of empathy« (Geiger 1911). His Munich friend and colleague, the phenomenologist Alexander Pfänder, even published an »Introduction to Psychology« (1904) which focuses on the psychic phenomena. A case approaching from the other side, i. e., from psychology, is the textbook by the psychologist of thought August Messer entitled »Empfindung und Denken« (Messer 1908), which attempted to draw on Husserl's results, while another psychologist of thought, namely Otto Selz, whose impact in problem-solving research continues to the present, gave a test lecture in Mannheim on »Husserl's Phenomenology and its Relation to the Psychological Question« (cf. Seebohm 1970). Despite these attempts at cooperation, no interdisciplinary discourse

could be established in the first half of the 20th century. On the contrary, the secession of the different types of research was only increased by the collapse of European psychology traditions, such as Gestalt psychology, and the rise of behaviorism. From the objectivist perspective of the new ideal of science, phenomenology at this time seemed to side with the old ›traditional‹ forces that declared psychology to be exclusively a science of the mind and stood in the way of the progress of empirical research in natural sciences. Particularly persistent here is the inaccurate accusation of naïve introspectionism, which – among other misconceptions – hampered the development of phenomenological psychology (cf. Giorgi 1983; Herzog 1992, 496–197).

Meanwhile, with the second half of the 20th century, new formations developed (cf. Giorgi 2010; Wendt 2021). Attempts to conceptualize or even systematize phenomenological psychology occurred in various places. More specifically, five centers of phenomenological psychology in the 1950s and 60s can be named:

1. Johannes Linschoten's phenomenological psychology in *Utrecht* goes back to Fredrik Buytendijk, who had acquired knowledge of phenomenology in Cologne with Max Scheler.
2. Carl Friedrich Graumann, professor of psychology in *Heidelberg*, was trained for example by Karl-Heinz Volkman-Schluck, a phenomenological hermeneuticist, and by Maria Krudewig, a psychologist of thought. Alexandre Métraux worked at his side (see Métraux and Wendt 2022).
3. The so-called *Copenhagen School*, in which Franz From and Edgar Tranekjær Rasmussen worked in the middle of the century, had its founding father in Edgar Rubin.
4. In Belgium, Georges Thinès worked in *Leuven* as a student of Albert Michotte, who had gained knowledge of Husserl's work through the psychology of thought in Würzburg (cf. Michotte 1954, 214).
5. At Duquesne University in *Pittsburgh*, the Spiritans Adrian van Kaam and Henry Koren had conducted anthropological and existentialist studies before inviting Amedeo Giorgi (originally an experimental psychologist) to develop an appropriately phenomenological psychological methodology (see Churchill, Aanstoos and Morley 2022).

Among the four European approaches, only the Copenhagen School persists to the present, but in the early 60's it could only be said that its representatives »were aware of Husserl's works, they did not seem to have followed him closely« (Giorgi 2010, 159). More recently, there has been increased phenomenological research there under the influence of Bjarne Sode Funch, Simo K ppe, and Tone Roald. Nonetheless, since the end of the last century, continuous phenomenological work in psychology has existed mainly in the United States. The European psychological traditions continued in a way that was distantly related to phenomenological philosophy or continued on in isolat-

ed pockets (methodologically related currents, though not fully phenomenological in the strict sense, e. g., Gestalt psychology and psychological morphology). This circumstance becomes clear with an exemplary look at Swiss phenomenological psychology: In the second half of the 20th century, many phenomenological researchers worked in psychology in Helvetia. Prominent names are Wilhelm Keller and Detlef von Uslar in Zurich, Ludwig Binswanger in Kreuzlingen, or Hans Kunz in Basel. Since von Uslar's retirement in 1987, however, there are no longer any phenomenologically oriented full professors in Switzerland, and the last German-language publications in the spirit of phenomenological psychology date from the 1990s, so that Max Herzog's extensive habilitation thesis of 1992 on »Phenomenological Psychology« (Herzog 1994) nowadays reads like an obituary, although it could have been a starting point.

In North America, phenomenological psychology has proved more resilient. In contrast to Graumann and Thinès, Giorgi has been able to inspire another generation of researchers with his phenomenological approach to methodology. The reasons for this continental difference have not yet been sufficiently explored historically. In Giorgi's own writings we find interesting conjectures. In 1996, he looked back at the genesis of the »Journal of Phenomenological Psychology,« which he had launched around three decades earlier. Hoping for an intercontinental cooperation between phenomenological psychologists, he had originally won Graumann and Thinès as co-editors, but came to realize in the end that the »stream of articles« (Giorgi 1998, 165) from Europe, which he had hoped for, did not materialize. That the research programs of his European colleagues »never developed a phenomenological research program« ultimately led Giorgi to assess, with evident resignation, »I never understood why« (Giorgi 2010, 163). A concluding discussion of this historical development must be the subject of future research in the history of psychology. For the time being, three significant differences can be identified:

1. European psychology at the middle of the 20th century was institutionally still substantially different from its American counterpart. Speaking by example: Graumann was appointed in 1963 as successor to Johannes Rudert, a holistic psychologist, as the only professor of psychology at the philosophical faculty in Heidelberg. His appointment was therefore also decided by philosophical colleagues such as Hans-Georg Gadamer. In other words, Graumann's appointment has also taken place due to tradition in human studies, even if as director of the institute he contributed significantly to its modernization. His phenomenological interests linked him, in a sense, more closely to what appeared as an »old fashioned« or past-oriented tradition than his other efforts at modernizing and updating Heidelberg's psychology program. In stark cultural contrast, inspired by the socially progressive humanistic movement in 1960's American psychology, Giorgi, and his colleagues at Duquesne, viewed phenomenology as the path of progress. Viewed as novel and revolutionary

in America, in Germany phenomenology was seen as the vestige of a traditional academic world.

2. There are also differences between the approaches in phenomenological questions. While the faculty of the Duquesne program were phenomenologically diverse and eclectic in their readings, calling themselves an ›existential-phenomenological‹ program, Giorgi's later systematic approach was mostly, but not limited, to Husserl (2009), it is Maurice Merleau-Ponty, however, who served as the primary model for the Utrecht School. The Copenhagen School, on the other hand, seceded already in its earliest days, as Rubin was not convinced by Husserl's thinking and developed an alternative approach, which he called ›aspective psychology‹, following Husserl's Göttingen colleague Georg Elias Müller and his collaborator David Katz (cf. Pind 2014). Greater convergence in terms of basic phenomenological assumptions can be found between Giorgi and Thinès, who emphasized the ›transcendental dimension of scientific psychology‹ (Thinès 1968, 160; our translation). Graumann lastly, although he placed his phenomenological stance close to Husserl, also expressed scepticism toward him (cf. Graumann 1960, 72–73). Mention is also made of Aron Gurwitsch as an influential source of ideas.
3. The most important difference between the approaches concerns their self-understanding regarding methodology. Giorgi's central intention is to develop a specifically phenomenological *method* for psychological research. His efforts culminate in a ›modified Husserlian approach‹ (Giorgi 2009). The absence of this methodological cultivation of phenomenology among his European colleagues ultimately led him to demarcate his own work: ›I did not find anyone who had a research program using a phenomenological method in psychology‹ (Giorgi 2009, xii). This attitude has the strongest contrast with the Heidelbergers, as here there was deliberate talk only of a mere ›Phenomenological Orientation in Psychology‹ (Graumann and Métraux 1977), i. e., of an attitude conducive to further psychological paradigms. In retrospect, Alexandre Métraux argues: ›To outline another psychology, as it were an independent department or direction within the discipline, was at any rate not what I had in mind, and if I am not mistaken, that was also the case with Graumann‹ (Métraux and Wendt 2022, 50). Nonetheless, there have been efforts at methods in Europe as well, but they have not amounted to a procedure with the same straightforwardness as Giorgi's. Linschoten's work contains the approach to a so-called situation analysis, which has also been evaluated by Graumann as a methodological contribution of phenomenology to psychology. However, this analysis was not fully developed (cf. Schott 1991).

While the reasons for the breakdown of European traditions remain open for discussion, a lesson to be learned from history is the importance of international community

and the need for better cooperation in the future. The sympathy between Giorgi, Linschoten, and Graumann that emerged in the 1960s was not enough to engender a long-term trans-Atlantic network. Phenomenological psychology in the 21st century will attempt to remedy this deficiency. The aim of this issue is therefore to build bridges. This results in an international authorship as well as a multilingual issue. However, we do not limit ourselves to bilateral exchange. Phenomenological thinking can be found in all parts of the world. A contribution from South America (San Martín and Mercado Vázquez) helps to express the polyphony of the research style.

This review of the history of the European tradition of phenomenological psychology is not intended as a nostalgic call to resuscitate a past tradition in a way that only repeats or copies it. It is more meaningful, moreover, to learn from its difficulties. Accordingly, inspirations for further development are needed that will take advantage of the opportunity for international confluence for creative renewal. The contributions in this issue are therefore not only intended to present what is already known to the German-speaking public, but also to generate new perspectives for development.

2 The Phenomenological Contribution to Psychology

To draw on Husserl's words, the >principle of all principles< of phenomenology is the assumption that all rationality, logic, and truth become attainable in directly lived experience (Berghofer 2020). This same thesis is reiterated by Merleau-Ponty as >the primacy of perception< (Giorgi 1977). Despite the substantial range of positions within this field, it is this *theory of direct intuition* that continues to epistemologically unite the phenomenological perspective. This understanding of experience is inclusive of all experience – not only >sense experience< as in British empiricism. Phenomenological psychology, in this way, strives to understand psychological phenomena and develop methodologies that are in keeping with this principle of rootedness in unmediated directly intuited experience. However, it does not simply presuppose a concept of experience, like >Erlebnis< in the tradition of philosophy of life. Rather, phenomenology itself is a discourse that aims at elucidating experience. For this reason, it would be wrong to assume that phenomenological research is immanentist. What is found in Wilhelm Dilthey as the >theorem of phenomenality<, i. e., the view that all objects are for me and therefore the investigation is only limited to the first-person-perspective (cf. van Kerckhoven 1992), does not apply to phenomenology. On the contrary, there are so-called egological positions in phenomenology that affirm this role of consciousness, and others, namely non-egological ones, that reject it. For this reason, it is justified to speak of phenomenology as the discourse that seeks the determination of experience, without presupposing a concept of it.

In general, it can hardly be denied that experience is also the subject of psychology. Although the concept itself is to be determined phenomenologically, there is no doubt that the human subjects studied in psychology are actively experiencing beings. This is the starting point for phenomenological psychology: It investigates with scientific and not only philosophical means the structure, context, and origin of experience, i. e., the meaning of experience. What connects all contributions with this broad claim to knowledge is the common reference to a discourse. This phenomenological discourse provides a framework for theorizing and a basis for methodological critique that can address the weaknesses of other paradigms. Speaking by example: From a phenomenological perspective, both naturalistic reductionism and rationalistic transcendentalism can be identified and questioned. Therefore, phenomenological psychology always comprises a critical standpoint that exposes the presuppositions of empirical work into full view. At the same time, it is capable of constructive alternative approaches, as evidenced by the research traditions cited above. In what follows we shall argue for the potential phenomenology has for making a vital contribution to psychology, specifically in the areas of philosophy as well as experimental, cultural, and theoretical psychology.

2.1 Philosophical Phenomenology

Although influential phenomenologists of the past, such as Edith Stein or Jean-Paul Sartre, have often taken a stand on empirical research and also on psychology, theirs have usually been philosophical reflections. There is a structural difference between phenomenological philosophy and psychology, which cannot only be understood methodologically. More fundamental is the distinction between philosophy and science in general, which has been formulated, for example, by Merleau-Ponty:

»Philosophy is not science, because science believes it can survey its object and holds the interrelation between knowledge and being to be certain, whereas philosophy is the epitome of those questions in which the questioner is himself called into question by his questioning« (Merleau-Ponty 1986, 47; our translation).

The phenomenological transition from philosophy to psychology is a fundamental epistemological change of perspective that makes the object of knowledge appear under different conditions: While philosophical phenomenology asks for the ground of being and cognition that makes the perspective of psychology possible, naturalistic psychology itself deals with the analysis of already given factual behavior and structures without fundamentally questioning their possibility. Consequently, there is a philo-

sophical »phenomenology of the psychic« (Scheler 1986, 388; our translation), which is therefore not yet phenomenological psychology.

The transition between phenomenological philosophy and psychology has been understood in different ways throughout intellectual history. The philosophical classics speak of a foundational relation. If, on the other hand, the independence of psychology as a science is emphasized, it can be said that both share a specific attitude. For this phenomenological attitude, various accounts can be found, for example, in Max Scheler. He speaks of an »attitude of mental seeing in which one gets to en-vision [*erschauen*] or ex-perience [*er-leben*] something that remains hidden without it: namely, a realm of >matters-of-fact< of a peculiar kind« (Scheler 1986, 380; our translation). The peculiarity of these facts lies in their epistemic nature: »What is experienced and seen is >given< only in the experiencing and envisioning act itself, in its performance: it appears in it, and only in it« (ibid.). Abstractly formulated, phenomenological philosophy and psychology choose an epistemic approach to the phenomenal realm of the mental that does not coincide with the empirical operations of measuring and observing. In this way they complement other types of research.

A classic differentiation between phenomenological *philosophy* and phenomenological *psychology* comes from Husserl himself. While Husserl's phenomenology certainly grew out of his critique of >psychologism<, it is important to note that he also strongly supported the development of a non-naturalistic psychology. His philosophy emphasized a phenomenological transcendental attitude, achieved by suspending (via the methodological *epoché*) the naïve realism of what he called the everyday >natural attitude<, from which rigorous philosophical descriptions could be performed. Furthermore, he outlines a phenomenologically >psychological< attitude that is pre-transcendental.

To Husserl this non-transcendental level of research would be directed towards particular persons within the lifeworld of embodied time and space. In short, transcendental *philosophical* research suspends individual personal experience, but phenomenological *psychological* research is directed exactly towards personal experiences within the >natural attitude< itself (cf. Wertz and Morley 2023). With phenomenological psychology, the *epoché* or suspension of the naïve realism of the natural attitude takes a more strategically ambiguous form. While still suspending the beliefs of natural science, the standpoint of the psychological *epoché* takes on a two-way circular process. Here the phenomenological psychologist both steps into the naively believed personal world of the everyday natural attitude, at the same time systematically stepping out of the natural attitude to perform phenomenological psychological reflections and descriptions. What is suspended is the cause-and-effect beliefs of naturalism, but, unlike the fully transcendental position, the particularities and concrete situatedness of the psychological subject is the exact focus of the psychologically descriptive research.

For Husserl, phenomenological psychology was conducted on a non-transcendental level, and, like the gestalt switch within a figure-ground dynamic, Husserl understood that the transcendental and psychological positions could not be sustained at the same moment. Yet, to him the person was always still ultimately founded in the transcendental source of consciousness. The latter existential phenomenologists (such as Merleau-Ponty) took a less transcendental approach and leaned in the direction of worldly embodiment and what one could call a more psychologically oriented approach to phenomenology. In this way, one could say that, since Husserl, existentially oriented phenomenology has been evolving in a direction that increasingly lends itself towards the psychological approach.

2.2 Psychology of the Lifeworld and Cultural Studies

To obtain the starting point of psychological research in the individual and social experience that is situated in the concrete environment of persons, is a basic idea of qualitative social science and corresponding approaches in psychology (cf. Mey and Mruck 2020). In this diverse environment, the phenomenological orientation with its emphasis on intentional meaning plays an important role for the lifeworld of actors, an influence that is always also mediated through the body (Wendt 2020). The phenomenological perspective also plays a central role within the framework of a cultural psychology that seeks to understand human action and experience in the context of meaning references and the structural features of cultures (Wendt 2022). The central methodological approach of understanding meaning in qualitative and cultural studies research moves phenomenology close to hermeneutics (Sichler 2020). In view of the development of existential philosophy in the 20th century, however, there is also a multifaceted connection here, including critical cross-connections, to which phenomenological-psychological theorizing and research can tie up with the prospect of rich yields.

2.3 Experimental Psychology

It would be a misunderstanding that phenomenological psychology is structurally opposed to experimental psychology. Although phenomenology certainly objects to any absolutistic >scientism< that uncritically reduces all psychological meaning to physical causes, this does not imply a sweeping rejection of all experimental research as reductionistic. On the contrary, phenomenological psychology can engage in productive dialogue with natural science psychology. It offers a hermeneutic of science. In other

words, it can reveal the fuller meanings of experimental results that can elude the experimenter. It can offer a wider epistemic range that opens aspects of the experimental situation into view that do not show up under other epistemological conditions.

The specific relationship between experimental research and phenomenology has been discussed in many places. In a way that revives the early 20th century phenomenological approaches to experimental research, philosopher Shaun Gallagher (2003) outlines the possibilities of this phenomenological hermeneutic of science in three ways: A) Neurophenomenology – qualitative verbal reports from experimental participants that can be compared to experimental quantitative data within the same study. B) Indirect phenomenology – applying the phenomenological approach to the interpretation of independently obtained experimental results. C) Front-loading – the phenomenological theorizing that precedes the empirical experimental research process in a way that can inform and improve the design validity of experiments.

Although Gallagher revives the helpful application of phenomenological concepts to the interpretation and design of experiments, this is still not itself a phenomenological >psychological< *method* in its own right – in the sense of Giorgi's paradigmatic unity of approach, method, and content. As a proto-phenomenological psychology, it still has the problem of mixing paradigms in a way that maintains a considerable gap between philosophy and science. But having made this caveat, it is still the case that there are promising methodological possibilities for a dynamic relationship between the two radically distinct research paradigms. Not only can existing experimental paradigms be interpreted or supplemented by phenomenological reflection, but they can themselves be shaped by these ideas. This offers very promising research possibilities for both naturalistic and phenomenological psychology in the 21st century.

2.4 Theoretical Psychology

It was not only the so-called >replication crisis< that showed that the diagnosis of crisis (Bühler 1927; Friedrich 2018) has lasting validity for psychology. More recently, it has been argued that the weaknesses of empirical psychology results from a theory deficit (Dege and Sichler 2018; Eronen and Bringmann 2021; Oberauer and Lewandowsky 2019). Theory building and criticism, however, is no trivial activity. This requires considerable academic training. Theoretical psychology is more than the sum of psychological theories. It requires a foundation in philosophy of science and the theory of knowledge (epistemology). The discourse about the reasons for unreliable results or related problems of empirical research needs a standpoint that reflects the experimental situation epistemologically and anthropologically and thus allows its modification (cf. Münch 2002).

In his 1970 text »Psychology as a Human Science«, Giorgi demonstrated that the trinity of theoretical approach, subject matter, and methodology are intricately interconnected, with each part affecting the other. He clarified how the methodology chosen will determine the topic covered, and how this limitation in turn shapes the theory. By relying mainly on experimental methods, researchers were limited to only studying phenomena that can be reduced to an >operational definition< which can fit this method, thus requiring the conversion of the topic into quantifiable terms to establish a causal relationship between two measurable variables. This insight not only explained why phenomenology had yet to make an impact in psychology; it also highlighted the need for a new rigorously phenomenologically based method that could study complex subjective phenomena inaccessible to experimental methods. Such methods for filling these experiential gaps could complement existing experimental methods, contribute to more reliable research designs, and broaden the definition of >empirical< in psychology to include qualitative phenomena.

3 The Exigency of Methodology

Since the beginning of the 20th century, psychological research has steadily moved away from consideration of the phenomenological mode of thought. A concerted effort is needed to fill this gap. Meanwhile, in phenomenological psychology, methodological approaches can be found that make an independent and unique contribution to empirical knowledge:

1. As mentioned above, the standard paradigm of phenomenological psychology is a data collection (interviews and descriptions) and data analysis (elucidation of meaning) that dates to Giorgi (Giorgi 2009; Giorgi, Giorgi and Morley 2017; Englander and Morley 2023). As a phenomenologically based procedure it offers an organized framework for qualitative data analysis. It is a whole-part-whole procedure for elucidating the tacit meanings that are latent within psychological descriptions. The epistemic goal of this method is to reveal holistic invariants within the experience of subjects, i. e., the structure in the meaningful constitution of the lifeworld rather than mere elementary mechanisms.
2. In concert with Pierre Vermersch, the neurobiologist Francisco Varela proposed a new field of >neurophenomenology< that would formally conjoin neuropsychology with phenomenological philosophy in a manner of >mutual enlightenment.< Subsequently, in keeping with Vermersch's elicitation interview a new research method in this tradition has emerged, called microphenomenology or microphenomenological interviewing (e. g., Bitbol and Petitmengin 2017), that is designed for fine grained focusing on very immediate experiences – hence the term >micro-< phe-

nomenology. Researchers using this interview methodology will often integrate their approach with meditation research and enactivist theory.

3. An eclectic approach is known as Interpretative Phenomenological Analysis (IPA), where elements of hermeneutics are combined with qualitative empiricism. This approach is described as idiographic, inductive, and interrogative (cf. Smith 2008).

The task of phenomenological psychology is to critically illuminate these contributions in order to make a reliable and scientifically rigorous contribution to psychological discourse. Approaches such as IPA that amalgamate different theoretical traditions threaten to underutilize the potential of phenomenological thinking. The peculiarity of phenomenological methods is to derive their power and perspective from the depth of philosophical discourse. To make progress, it is also necessary to look self-critically at the approaches available so far. Another task is to develop new »mixed methods« that can go beyond the dichotomy of quantitative and qualitative methods. In this way, phenomenology can make significant contributions to all areas of psychological research.

While many can debate the possibility of mixed methods projects, such as neurophenomenology, the fact is that they have addressed a real need – for a return to a more intimate academic relationship between phenomenological philosophy and academic psychology. We are also witnessing a proliferation of new and competing qualitative methods, many born of phenomenological influences, but they are unfortunately not in intimate contact with phenomenological philosophy. It is in this way that the need for a clarification could not be greater. The editors wonder if we may be coming full circle. While it is not possible to go back in time to the original institutional context of psychology within philosophy departments, could the time yet be right to address the rift that sundered these fields? Phenomenological psychology addresses this rift. And while it certainly has changed and developed over the past century in other countries, it has been missing in its indigenous German academic context. We invite the readers of the *Journal für Psychologie* to consider for themselves the potential value of reclaiming this lost tradition.

4 The Contributions to This Issue

The current issue of the *Journal für Psychologie* brings together ten contributions on phenomenological psychology:

1. *Gerhard Benetka and Thomas Sluneko* take the perspective of theoretical psychology and reflect on the presuppositions under which psychological research which claims to be natural sciences operates. In doing so, they develop a critique of materialism, representationalism, and computer and automaton models of mind. Following

Heidegger and Merleau-Ponty as phenomenologists, conceptual alternatives are obtained which allow to make the human being as embodied in concrete lifeworld the object of psychological research.

2. *Hannes Wendler and Josh Joseph Ramminger* look historically at the problem of subject-matter, that is, at the question of what it is that psychology investigates. With the help of phenomenology, they attempt to organize the discourse to date and to establish a meta-perspective that succeeds in systematically placing the various possible answers in relationship. In the course of this, they differentiate between the concepts of appropriateness and justness of the subject-matter and explore which epistemic consequences result from the relationship of empirical research to the problem of subject-matter.
3. *Scott D. Churchill and Amy M. Fisher-Smith*, in a paper translated by *Malte Schlenker*, present the overall approach of existential-phenomenological research that is in the Duquesne tradition of Amedeo Giorgi. They present the human-scientific orientation of phenomenological psychological research, based on a phenomenological theory of science that is distinct from the natural science approach to psychology. It maintains the integral relation between existential and phenomenological thought by investigating the intentionality or >in-order-to motives< of lived experiences instead of the >because motives< or cause-effect-relationships of physical science.
4. *Christopher Gutland and Alexander Nicolai Wendt* argue for the interdependence between phenomenological and psychological discourse. Although Husserl, as a central figure in the tradition, sought to ground his research from the transcendental standpoint, it is argued that a transcendental purification of psychology is highly unlikely. Thus, it becomes apparent that the course of consciousness does not only flow from transcendental phenomenology to phenomenological psychology, but that there is a reciprocal entanglement.
5. *Javier San Martín and Martín Mercado Vásquez* also deal with the approaches of a psychology in Husserl's thought. Their main interest lies in methodological rigor, which allows to distinguish two stages of phenomenological psychology, namely a static and a genetic one. Their discussion aims both at the further development of psychology as >post-transcendental<, yet still based on phenomenology, and at the conceptualization of new, post-Husserlian forms of phenomenological psychology based on enactivism.
6. *Uwe Wolfradt and Alexander Nicolai Wendt* ask whether Paul Ferdinand Linke was a precursor of phenomenological psychology. Linke's early work was grounded in both empirical psychology and phenomenological thought. His research career incorporates, especially in his critical engagement with Husserl, the difficulties of the project of doing psychological research with a phenomenological approach.

7. *Bernhard Geisler* develops the comparison between phenomenology and the psychodynamic tradition by relating the concept of the unconscious to first-personal phenomenological analyses. Thanks to phenomenological analyses of philosophy of consciousness, introspection could be methodologically consolidated. By cooperating with phenomenology, depth psychology also has the possibility to investigate the unconscious without having to postulate sub-personal mechanisms.
8. *Sofie Boldsen and Niklas Chimirri* clarify some of critical psychology's mistaken interpretations of phenomenology as solely directed towards individuality and neglectful of the social. They then take up recent developments towards a >critical phenomenology< to establish the comparison between critical psychology and phenomenological psychology. They find a parallel in the analysis of intersubjectivity and sociality, which allows both research traditions to elucidate dialogic and collective phenomena. Drawing on the ideas of Holzkamp and Graumann, Boldsen and Chimirri demonstrate the relevance of Husserl's and Merleau-Ponty's phenomenology to social psychological issues.
9. *Markus Wr̄bouschek* clarifies the importance of Gilbert Simondon's phenomenological thoughts for the psychology of emotion. Against the background of a critical discussion of mood theories going back to Heidegger, Wr̄bouschek shows that a process theory of individuation can facilitate theoretical integration. Particular consideration is given to the conceptualization of subjectivity as orientation toward the environment, which is formed in affectivity.
10. *Christian Tewes* devotes himself to the investigation of the micro-phenomenological approach, which he systematically presents as a first- and second-person method for consciousness research. The elicitation procedure and methodological triangulation are highlighted as core features. Finally, a method-critical perspective is offered that would open possibilities for methodological refinement through philosophical phenomenological reflection.

In addition to our authors, many substantial, high-quality critical reviews have contributed to the success of this special issue. We would like to thank the reviewers Lars Allolio-Näcke, Peter Ashworth, Athena Colman, Eugene DeRobertis, Erik Norman Dzwiza-Ohlsen, Joachim Funke, Steffen Kluck, Carlos Kölbl, Peter Mattes, Daniel Niesyt, Brent Robins, Stephan Schleim, Matthias Schloßberger, Terje Sparby, Frederick Wertz, Martin Wieser, and Fynn Ole Wöstenfeld (in alphabetical order) for their valuable contribution. We would like to thank Christian Flierl and his team for their professional cooperation in editing and proofreading the texts as well as Kylie Suarez for the proofreading of an English contribution.

Alexander Nicolai Wendt, Ralph Sichler & James Morley

References

- Berghofer, Philipp. 2020. »Husserl's project of ultimate elucidation and the principle of all principles«. *Canadian Journal of Philosophy* 50 (3): 285–296.
- Bitbol, Michel and Claire Petitmengin. 2017. »Neurophenomenology and the Micro-phenomenological Interview«. In *The Blackwell Companion to Consciousness*, hrsg. v. Susan Schneider und Max Velmans, 726–739. Hoboken: Wiley.
- Bühler, Karl. 1927. *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Churchill, Scott, Christopher Aanstoss und James Morley. 2022. »The Emergence of Phenomenological Psychology in the United States«. *Journal of Phenomenological Psychology* 52 (2): 218–274.
- Dege, Martin und Ralph Sichler. 2018. »Allgemeine Psychologie revisited«. *Journal für Psychologie* 26 (1): 1–184.
- Englander, Magnus und James Morley. 2023. »Phenomenological psychology and qualitative research«. *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 22: 25–53.
- Eronen, Markus und Laura Bringmann. 2021. »The theory crisis in psychology: How to move forward«. *Perspectives on Psychological Science* 16 (4): 779–788.
- Friedrich, Janette. 2018. *Karl Bühlers Krise der Psychologie. Positionen, Bezüge und Kontroversen im Wien der 1920er/30er Jahre*. Heidelberg: Springer.
- Gallagher, Shaun. 2003. »Phenomenology and Experimental Design: Towards a Phenomenologically Enlightened Experimental Science«. *Journal of Consciousness Studies* 10, 9/10: 85–99.
- Galliker, Mark. 2016. *Ist die Psychologie eine Wissenschaft?* Heidelberg: Springer.
- Geiger, Moritz. 1911. »Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung«. In *Bericht über den IV. Kongreß für experimentelle Psychologie*, hrsg. v. Friedrich Schumann, 29–73. Leipzig: Barth.
- Giorgi, Amedeo. 1970. *Psychology as a Human Science: A Phenomenologically Based Approach*. New York: Harper & Row.
- Giorgi, Amedeo. 1977. »The implications of Merleau-Ponty's thesis of »The Primacy of Perception« for perceptual research in psychology«. *Journal of Phenomenological Psychology* 8 (1): 81–102.
- Giorgi, Amedeo. 1983. »Concerning the possibility of phenomenological psychological research«. *Journal of Phenomenological Psychology* 14: 129–169.
- Giorgi, Amedeo. 1998. »The origins of the journal of phenomenological psychology and some difficulties in introducing phenomenology into scientific psychology«. *Journal of Phenomenological Psychology* 29 (2): 161–176.
- Giorgi, Amedeo. 2009. *The Descriptive Phenomenological Method in Psychology*. Pittsburgh: Duquesne University Press.
- Giorgi, Amedeo. 2010. »Phenomenological Psychology: A Brief History and Its Challenges«. *Journal of Phenomenological Psychology* 41: 145–179.
- Giorgi, Amedeo, Barbro Giorgi und James Morley. 2017. »The Descriptive Phenomenological Psychological Method«. In *The Sage Handbook of Qualitative Research In Psychology*, hrsg. v. Carla Willig und Wendy Stainton Rogers, 176–192. Los Angeles: SAGE.
- Graumann, Carl Friedrich. 1960. *Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität*. Berlin: De Gruyter.
- Graumann, Carl Friedrich und Alexandre Métraux. 1977. »Die Phänomenologische Orientierung in der Psychologie«. In *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*, hrsg. v. Klaus Alfred Schneewind, 27–54. München: Reinhardt.
- Herzog, Maximilian. 1992. *Phänomenologische Psychologie. Grundlagen und Entwicklungen*. Heidelberg: Asanger.
- Husserl, Edmund. 1962. *Husserliana Band IX. Phänomenologische Psychologie. Vorlesungen Sommersemester 1925*. Den Haag: Nijhoff.

- Kusch, Martin. 1995. *Psychologism. A Case Study in the Sociology of Philosophical Knowledge*. London/New York: Routledge.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1986. *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Fink.
- Messer, August. 1908. *Empfindung und Denken*. Leipzig: Meyer & Quelle.
- Messer, August. 1911. »Husserls Phänomenologie in ihrem Verhältnis zur Psychologie«. *Archiv für die gesamte Psychologie* 22: 117–129.
- Métraux, Alexandre und Alexander Nicolai Wendt. 2022. »Zur phänomenologischen Orientierung in der Psychologie«. *Journal für Psychologie* 30 (1): 48–68.
- Mey, Günter und Katja Mruck. 2020. *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1*. Heidelberg: Springer.
- Michotte, Albert. 1954. »Autobiographie«. *Psychologica Belgica* 1: 189–217.
- Münch, Dieter. 2002. »Die Einheit der Psychologie und ihre anthropologischen Grundlagen«. *Journal für Psychologie* 10 (1): 40–62.
- Oberauer, K. und S. Lewandowsky. 2019. »Addressing the theory crisis in psychology«. *Psychonomic bulletin & review* 26 (5): 1596–1618.
- Pfänder, Alexander. 1904. *Einführung in die Psychologie*. Leipzig: Barth.
- Pind, Jörgen L. 2014. *Edgar Rubin and psychology in Denmark. Figure and ground*. Heidelberg: Springer.
- Scheler, Max. 1986. *Schriften aus dem Nachlass. Band 1*. Bonn: Bouvier.
- Schnädelbach, Herbert. 1983. *Philosophie in Deutschland 1831–1933*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schott, Erika. 1991. *Psychologie der Situation*. Heidelberg: Asanger.
- Seebohm, Hans. 1970. *Otto Selz. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie*. Heidelberg: Dissertation.
- Sichler, Ralph. 2020. »Hermeneutik«. In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1*, hrsg. v. Günter Mey und Katja Mruck, 125–143. Heidelberg: Springer.
- Smith, Jonathan A. 2008. »Reflecting on the development of interpretative phenomenological analysis and its contribution to qualitative research in psychology«. *Qualitative Research in Psychology* 1 (1): 39–54.
- Thinès, George. 1968. *La problématique de la psychologie*. Den Haag: Nijhoff.
- van Kerckhoven, Guy. 1992. »W. Dilthey. Der Satz der Phänomenalität«. In *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band VIII*, hrsg. v. Joachim Ritter und Karlfried Gründer, 1195–1198. Basel: Schwabe.
- Varela, Francisco Javier. 1996. »Neurophenomenology: A methodological remedy for the hard problem«. *Journal of Consciousness Studies* 3 (4): 330–349.
- Wendt, Alexander Nicolai. 2021. »Auf dem Rückweg zu einer phänomenologischen Psychologie«. In *Historische Entwicklung und aktuelle Perspektiven des Verhältnisses von Philosophie und Psychologie*, hrsg. v. Hans Werbik, Uwe Wolfradt, Andrea Lailach-Hennrich und Lars Allolio-Näcke, 159–178. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Wendt, Alexander Nicolai. 2022. »Die phänomenologische Perspektive«. In *Kulturpsychologie. Eine Einführung*, hrsg. v. Uwe Wolfradt, Lars Allolio-Näcke und Paul Sebastian Ruppel, 51–61. Heidelberg: Springer.
- Wertz, Frederick J. und James Morley. 2023. »Special edition: Husserl on the psychological reduction«. *Journal of phenomenological psychology* 54 (1).

The Editors

Alexander Nicolai Wendt, PhD, is a post-doctoral researcher at the Psychological Department of the Ruprecht-Karls-University of Heidelberg and a PhD student at the Department of Human Sciences

of the Università degli Studi di Verona. His research interests include psychology of thought, theoretical psychology, and phenomenological psychology.

Contact: Dr. Alexander Nicolai Wendt, Institute of Psychology, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Hauptstraße 47–51, 69117 Heidelberg; E-Mail: alexander.wendt@psychologie.uni-heidelberg.de

Ralph Sichler, PhD, was born in 1960 and is head of the Institute for Management and Leadership Development at the University of Applied Sciences Wiener Neustadt (Austria), as well as a long-time co-editor of the *Journal für Psychologie*. His work focuses on the new world of work, organizational and personnel psychology, cultural psychology, philosophical foundations of psychology, and qualitative social research.

Contact: Dr. Ralph Sichler, University of Applied Sciences Wiener Neustadt, Institute for Management and Leadership Development, Schlögelgasse 22–26, 2700 Wiener Neustadt, Austria; E-Mail: ralph.sichler@fhwn.ac.at

James Morley, PhD, professor of clinical psychology at Ramapo College in New Jersey and editor-in-chief of the *Journal of Phenomenological Psychology* as well as president of the Interdisciplinary Coalition of North American Phenomenologists (ICNAP). His research interests include phenomenological psychology, clinical psychology, and qualitative research methods.

Contact: PhD James Morley, Ramapo College, School of Social Science and Human Services, 505 Ramapo Valley Rd, Mahwah, NJ 07430, USA; E-Mail: jmorley@ramapo.edu

Psychologie – eine Wissenschaft des »gestörten Weltbezugs«?

Gerhard Benetka & Thomas Sluneko

Journal für Psychologie, 31(1), 38–58

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-38>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

»... man muss diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, dass man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt.«

(Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie)

Zusammenfassung

Davon ausgehend, dass die psychologische Forschung nur wenig alltagstaugliches Wissen hervorzubringen vermag, wird im ersten Teil des Textes das naturwissenschaftliche Selbstverständnis des Faches einer prinzipiellen Kritik unterzogen: Weil das Weltbild der Naturwissenschaften letztlich auf der Abstraktion von personalen Bezügen basiert, entstehen für eine sich als Naturwissenschaft verstehende Psychologie notwendigerweise Schwierigkeiten, sinnstrukturiertes Alltagshandeln adäquat zu erfassen. Dies wird in der Folge erkenntnistheoretisch argumentiert. Mit der Durchsetzung des naturwissenschaftlichen Weltbilds geht die Durchsetzung einer Erkenntnistheorie einher, die wir mit Dreyfus und Taylor als vermittlungsgeladen bezeichnen: Die physikalische Welt wird erkannt, indem wir sie mental repräsentieren. In der Folge wird gezeigt, dass und wie die gegenwärtig das Fach dominierende kognitiv-neurowissenschaftliche Psychologie sich diesem epistemologischen und ontologischen Dualismus verbunden hat. Gegen diese epistemologischen Vorannahmen der Mainstream-Psychologie wird mit Bezug auf Heidegger und Merleau-Ponty für ein nicht-dualistisches Grundverständnis plädiert, das von einer unmittelbaren Eingebundenheit der Menschen in die Welt, in der sie »leben, weben und sind«, ausgeht. Am Schluss wird eine Art Synthese angedeutet: Der Repräsentationalismus ist zur Beschreibung von Situationen geeignet, bei denen wir uns angesichts von Störungen aus unserer Alltagsverhaftetheit, aus einem ursprünglichen Engagiert-Sein mit der Welt lösen und unser Verhältnis zur Welt neu adjustieren. Die Reflexion dieses Vorgangs vermag die lebensweltlichen Voraussetzungen unserer alltäglichen Handlungsvollzüge sichtbar zu machen – ohne dabei jedoch den gestörten Weltbezug epistemologisch auf Dauer stellen zu müssen.

Schlüsselwörter: Psychologiekritik, Phänomenologie, Kontakttheorie, Erkenntnistheorie, mentale Repräsentation, Dualismus, Heidegger, Merleau-Ponty

Summary

Psychology – A Science of a Distorted World Relation?

Departing from the fact that psychological research can produce only limited knowledge that is useful in everyday life, the first part of the article subjects the natural scientific self-conception of the discipline to a fundamental critique: Since the world view of the natural sciences is ultimately based on the exemption of first-personal reference, any psychology that sees itself as a natural science, inevitably has difficulties to adequately understand meaning-structured everyday action. Subsequently, this is discussed from an epistemological point of view. The establishment of the natural-scientific view of the world is accompanied by the establishment of a >mediational< theory of knowledge (in the sense of Dreyfus and Taylor), according to which we recognise the physical world by representing it mentally. We then demonstrate that and how today's dominant cognitive-neuroscientific strand of psychology is imbued with this epistemological and ontological dualism. Against these epistemological presuppositions of mainstream psychology and with reference to Heidegger and Merleau-Ponty, a case is made for a non-dualistic basic understanding that has at its starting point our immediate involvement in the world in which we >live and move and have our being<. In conclusion, we hint at a tentative synthesis: Representationalism is suitable for describing situations in which – in the face of disruptions – we detach ourselves from our original being involved with, our being embedded in the world, in order to readjust our relationship with the world. Reflecting on this process may serve to render visible lifeworldly preconditions of our everyday actions – but without the necessity to epistemologically solidify the disrupted reference to the world.

Keywords: critique of psychology, phenomenology, contact theory, theory of knowledge, mental representation, dualism, Heidegger, Merleau-Ponty

(1)

In Zeiten, in denen bei uns in Österreich der Zugang zum Studium der Psychologie noch nicht beschränkt gewesen war, erfreuten sich Lehrende an einem kleinen Bonmot: Unter den vielen schlechten Motiven, Psychologie zu studieren, sei eines das allerschlechteste: nämlich zu glauben, man könnte in der wissenschaftlichen Psychologie etwas über sich selbst erfahren. Daraus wurde tatsächlich ein pädagogisches Programm gemacht: Es galt, den jungen Leuten diese Flausen auszutreiben: dass diese Wissenschaft etwas zu tun haben könnte mit ihrem wirklichen Leben.¹ Und tatsächlich ist wohl vielen von denen, die damals das Fach zu studieren begonnen hatten, bald schon klar geworden,

dass die Psychologie in Bezug auf die alltäglichen Anforderungen, ein halbwegs unbeschädetes Leben in einer beschädigten Welt zu führen, wenig beizutragen hat. Nach der Umstellung auf das Bologna-System und der Einführung von Auswahlverfahren findet sich der Insider-Scherz von damals nun sogar in eine offizielle Darstellung des Studiums aufgenommen: Im Psychologiestudium, so heißt es zum Beispiel im Wintersemester 2017/18 im Leitfaden zum Bachelor-Studium an der Fakultät für Psychologie in Wien,

»geht es *nicht* darum, eine bessere Kenntnis von sich selbst oder seinen Mitmenschen zu erlangen oder andere, als »Laienpsychologie« verstandene Fertigkeiten zu erwerben. Sie [als Studierende] werden also z. B. nicht lernen, Ihre Mitmenschen »zu analysieren« oder »zu manipulieren«. Das Studium ist *keine* Plattform zur Selbstfindung oder Vermittlung dieser Fertigkeiten, sondern Basis einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit verschiedenen psychologischen bzw. nach heutigem Verständnis für die Psychologie als Wissenschaft relevanten Themen!« (Leitfaden zum BA-Studium an der Wiener Fakultät für Psychologie WS 2017/18, 6)

Woher kommt diese feindlich-verächtliche Frontstellung zur Alltagspsychologie? Woher diese Abwertung der Beschäftigung mit sich selbst, die man gleich auch mit »Analysieren« und »Manipulieren« der Mitmenschen in eins setzt? Was ist so verwerflich daran, sich mit lebensweltlichen Problemlagen und ihrer Bewältigung im Alltag zu befassen? Soll das heißen, dass das, was die »einfachen« Menschen Psychologie nennen, die wissenschaftliche Psychologie nicht interessieren darf? Die Art und Weise, wie sich die Menschen ihr Tun und Lassen selbst erklären, wie sie handeln, ja wie sie leben, wie sie ihrem Handeln und ihrem Leben Sinn verleihen – alles das soll nicht Gegenstand einer wissenschaftlichen Psychologie sein? Wenn aber die wissenschaftliche Psychologie nichts mit konkreten Menschen in ihrer konkreten Lebenswelt zu tun haben will, womit will sie es stattdessen zu tun haben? Wovon handelt diese Psychologie? Wenn nicht von »wirklichen« Menschen – wovon dann?

Es ist kein Zufall, dass der rasante Aufstieg der Psychologie in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts gerade auch mit einem innerhalb der Disziplin geäußerten Unbehagen Hand in Hand geht. Die Artikulation von Kritik wirkte in der deutschsprachigen Psychologie – in welchem anderen Fach hat es so etwas gegeben? – sogar schulenbildend. Die als »bürgerliche« Wissenschaft erkannte Psychologie wurde vor allem in Bezug auf ihre experimentelle Grundlagenforschung dekonstruiert. In der Methodologie der nomologischen Psychologie müsse jedes konkrete Individuum, das heißt der Einzelne in seinen wirklichen Lebensbezügen, hinter der geschichtslosen Maske der »organismischen« Versuchsperson verschwinden. Holzkamps mittlerweile 50 Jahre alte Analyse über die verborgenen anthropologischen Voraussetzungen der experimentalpsychologischen Forschung gehört noch immer zu dem Besten, was bislang dazu geschrieben

wurde (Holzkamp 1972). Die Kritik an den korrelationsstatischen Verfahren, wie sie zum Beispiel in der klinischen Psychologie verwendet werden, ist dagegen weit weniger elaboriert ausgearbeitet: Als Grundtenor lässt sich festhalten, dass die Aussagen, die diese Art Forschung produziert, das Verhalten von Gruppen adressiere und daher über den konkreten Einzelfall, der in der praktischen Arbeit interessiert, kaum Relevantes zu sagen habe. Wir wollen in unserem Essay nach für beide »Wissenskulturen« (für die Grundlagenforschung und die angewandte Forschung) letztlich Grundlegendem fragen: nach den erkenntnisleitenden Bedingungen der Möglichkeit einer wissenschaftlichen Psychologie, die trotz eines ständig wachsenden Forschungsoutputs kaum alltagstaugliches Wissen produziert. Alltagstauglich meinen wir im buchstäblichen Sinn: Was uns, die beiden Autoren, als wissenschaftlich sozialisierte Psychologen in der Psychologie nun schon seit Jahren umtreibt, ist der Umstand, dass man sich in den Kategorien unserer wissenschaftlichen Psychologie wie in einer fremden, und wir meinen, wie in einer falschen Welt fühlt (Benetka und Slunecko 2019; Slunecko und Benetka 2022).

(2)

Wir sitzen in Thomas' Studio. Thomas steht auf und holt von seinem Schreibtisch ein Buch. Es hat den Anschein, dass das eine sinnvolle Handlung ist. Was aber bedeutet in diesem Zusammenhang sinnvoll? Sinnvoll heißt, dass es für diese Handlung eine Begründung gibt. »Warum tust du das?« – »Weil ich dir ein Zitat von X zeigen werde.« Thomas aber könnte auch sagen: »Weil eine Kuh Primzahlen gebiert.« »Weil eine Kuh Primzahlen gebiert« ist eine unsinnige Begründung. Unsinnig heißt, dass es eine für die gegebene Situation unmögliche Beschreibung ist. Für ein und dieselbe Situation gibt es – unabhängig davon, was Thomas tatsächlich sagt – viele verschiedene, wenn auch wohl nur eine *begrenzte Anzahl* möglicher Beschreibungen. Zum Beispiel: weil er zeigen will, dass er etwas besser erinnert, als ich es erinnern kann. Sinnvoll ist eine Beschreibung, wenn sie von den Akteuren in einer Situation, auch von Akteuren, die nur als Beobachter agieren, als eine für die Situation sinnvolle Begründung akzeptiert wird. Wir sehen sofort, worauf unser Beispiel hinführt: dass die Akteure in einem ihnen gemeinsamen Rahmen, vor einem gemeinsamen Hintergrund agieren, der ihnen ihre eigenen Handlungen wechselseitig verständlich macht. Der Rahmen besteht schon, bevor die Akteure handeln: Er legt gleichsam fest, wie in einer bestimmten Situation gehandelt werden kann.

Was soll dieses Beispiel zeigen? Wir verwenden zur Beschreibung der Situation Begriffe, die im Weltbild der Naturwissenschaften ganz offenbar nicht zu lokalisieren sind. Es gibt dort Ursachen, keine Gründe. Der Sinn, sagt Wittgenstein im *Tractatus*, ist außerhalb

der Welt – außerhalb der physikalischen Welt (Wittgenstein 1984 [1922]; 6.41, 82). Thomas verhält sich in dieser oder jener Weise, sein Verhalten gilt im naturwissenschaftlichen Sinn als erklärt, wenn die Ursachen aufgedeckt sind, durch die dieses Verhalten bedingt ist. Fragen wir hingegen nach Gründen, dann setzen wir voraus, dass Thomas, der sich so und nicht anders verhält, in seinem Verhalten frei ist in dem Sinne, dass er sich in dieser Situation auch anders hätte verhalten können, das heißt, sein Verhalten ist nicht durch äußere oder innere Umstände erzwungen. Wir sprechen in diesem und nur in diesem Zusammenhang von Handeln. Für menschliche Wesen, die wir, weil sie eben auch anders hätten handeln können, für ihr Handeln verantwortlich halten, reservieren wir die Bezeichnung Personen. Organismen, menschliche Wesen, Individuen etc. verhalten sich, nur Personen handeln. Personen sind im naturwissenschaftlichen Weltbild nicht lokalisiert. Das moderne naturwissenschaftliche Weltbild ist entstanden, indem es die Welt aus der Bewegung und relativen Lage von Punktteilchen zueinander konstruiert – eine Konstruktion, die eben ohne die Kategorien Sinn, Normen oder Intention, ohne Geist und Freiheit auskommt (Esfeld 2019). Dies scheint uns das Grundmerkmal des naturwissenschaftlichen Weltbilds zu sein – das, was es von der auf der Alltagserfahrung basierenden Welt, in der wir tatsächlich leben, unterscheidet: dass die Ontologie des naturwissenschaftlichen Weltbilds von jedweden personalen Bezügen absieht. Man kann sogar sagen, dass das naturwissenschaftliche Weltbild aus der Elimination jedweder personalen Bezüge hervorgegangen ist. Es entsteht durch Abstraktion.

(3)

Die Durchsetzung des naturwissenschaftlichen Weltbilds ist verbunden mit der Durchsetzung einer ihm entsprechenden Erkenntnistheorie. Descartes Anliegen ist es, dem aus der antiken Tradition überkommenen Skeptizismus den Garaus zu machen. Das gelingt ihm, indem er eine Innenwelt immaterieller Bewusstseinszustände von einem Außen, einer blind den Gesetzen der Mechanik folgenden Körperwelt abtrennt. Die Strategie ist verwickelt, sie lässt sich in eine Drei-Schritt-Folge auflösen: Erstens die Isolation von Entitäten (»Ideen«), deren Existenzmodus ausschließlich darin besteht, dass sie uns in einem »Innenraum« gegeben sind. Zweitens der Anspruch, dass das in dieser Art von der materiellen Welt entbundene Denken Gewissheit beanspruchen kann. Drittens vermag sich der Blick auf dieser (vermeintlich!) gesicherten Grundlage wieder zurückzuwenden auf das, was zuvor abgetrennt wurde: auf die Welt des körperlich Existierenden.

Die Frage, die sich stellt, ist, wie sich die beiden Sachen – die *res cogitans* und die *res extensa* – zueinander verhalten. Und zwar in *epistemologischer* Hinsicht, das heißt in Bezug auf die Beziehung zwischen dem erkennenden Subjekt und der Welt; und dann

in *ontologischer* Hinsicht, das heißt in Bezug auf die Beziehung der beiden Seinsbereiche zueinander (Habermas 2019, 128). Zunächst zur epistemologischen Konsequenz der neuen Subjektphilosophie: »Ich bin sicher«, schreibt Descartes (zit. nach Dreyfus und Taylor 2016, 12), »dass ich von dem, was außerhalb meiner selbst ist, keine Erkenntnis haben kann außer durch Vermittlung der Ideen in meinem Inneren«. Unser Erkennen ist auf etwas bezogen, was außerhalb von uns ist, während die Zustände oder Vorgänge, die uns das Erkennen ermöglichen, ihren Ort in uns haben. Mit Dreyfus und Taylor wollen wir diese Form der Erkenntnisbeziehung als »vermittlungsgelungen« bezeichnen. In einer vermittlungsgelungenen Erkenntnistheorie ist etwas »richtig« erkannt, wenn – dem heutigen Sprachgebrauch gemäß – die innere Repräsentation mit dem Außen, das repräsentiert werden soll, korrespondiert. Wir wollen kurz innehalten, um die logische Konsequenz dieser Konstruktion zu verstehen: Denn das Außen ist ohne Vermittlung nicht zu erreichen, was miteinander abgeglichen werden kann, ist daher nicht ein Innen mit einem Außen, sondern bloß: Repräsentation mit Repräsentation. Weil in diesem Bild das Subjekt in seinem Erkennen nicht in direkten Kontakt mit der Welt gelangen kann, bezeichnen Dreyfus und Taylor dieses Bild auch als »desengagiert«.

Jetzt zum ontologischen Aspekt der Innen-Außen-Beziehung: Völlig zu Recht konstatiert Prinzessin Elisabeth von der Pfalz, mit der Descartes in den Jahren 1643 bis 1647 regelmäßig korrespondiert, dass sie nicht verstehe, »wie die immaterielle Seele einen Körper zu bewegen vermöge und wie seelisches Tun und Leid >im Körper< vor sich gehen« (zit. n. Waldenfels 2019, 291). Nach Descartes ist der lebende Körper eine perfekte Maschine, die nach den Gesetzen der Mechanik funktioniert. Das paradoxe Bild von den Menschen als denkenden Automaten erweist sich als nicht auflösbar – das Körper-Geist-Problem ist sozusagen die Narbe der dualistischen Spaltung der Welt, mit der mit Descartes das neuzeitliche Philosophieren ansetzt. Zu den Problemen, die sie erzeugt, zählt nicht zuletzt auch die Wahrnehmung der anderen. Weil andere menschliche Subjekte dem erkennenden Subjekt nur als Körper begegnen, erscheinen auch sie, so wie Tiere, als Maschinen. »[I]ch sehe sie«, heißt es bei Descartes, »und doch sehe ich nichts als die Hüte und Kleider, unter denen sich ja Automaten verkörpern können« (zit. n. Habermas 2019, 127).

(4)

Descartes »Automatentheorie« bahnt dem Materialismus der französischen Aufklärung den Weg. In allen seinen Spielarten bis in die Gegenwart bleibt die materialistische Erkenntnistheorie an die von Descartes aufgerissene Kluft zwischen Innen und Außen gebunden. Wir wollen mit der Explikation unserer Kritik zunächst an diesem Umstand ansetzen. Eine sich als naturwissenschaftlich verstehende Psychologie kann

im Grunde nichts anderes sein als eine materialistische Psychologie. Den kognitiven Neurowissenschaften – ein Begriff, der im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends die Fachbezeichnung Psychologie allmählich zu ersetzen begann – kommt, wie in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts dem Behaviorismus in der amerikanischen Psychologie, das Verdienst zu, sich ohne Wenn und Aber zum Materialismus bekannt zu haben. Der Gedankengang, mit dem sie das tun, ist für das Selbstverständnis der gegenwärtigen Psychologie zentral.

Machen wir uns das Problem an einem Beispiel deutlich: In einer Vorlesung hebt jemand seinen Arm, um eine Frage zu stellen. Das Heben des Armes ist eine einfache Körperbewegung, offenbar ein physischer Vorgang, von dem wir annehmen können, dass uns zum Beispiel eine neurophysiologische Untersuchung seine vollständige physische Kausalgeschichte geben kann. Welche Rolle bleibt für die mentale Seite dieses Vorgangs übrig? Welche Rolle kommt der Absicht zu, mit der eine Person eine Frage stellt? Welche Rolle der Entscheidung, es tatsächlich auch zu tun? Wir haben oben im Text schon gesehen, dass Absichten, Entscheidungen etc. keine naturwissenschaftlichen Erklärungsbegriffe sind, weil ihre Verwendung auf personale Bezüge rekurriert, die aus dem Weltbild der Naturwissenschaften eliminiert sind. Zweifellos aber existieren solche inneren Vorgänge: Die Person, die den Arm gehoben hat, spricht von ihrem Wunsch, etwas zu wissen, vielleicht auch von ihrem Zögern, weil sie die Vorlesung nicht unterbrechen will. Wir erinnern uns an ähnliche Situationen, in denen wir uns zu Wort gemeldet haben – was unser Zuhörer erzählt, ist uns aus eigener Erfahrung vertraut.

Das »Ich will«, »mein Wunsch«, »meine Absicht«, so erklären uns die kognitiven Neurowissenschaftler, sind psychische Erscheinungen, Bewusstseinszustände, mentale Vorgänge, was auch immer, sie sind selbst eine Naturgegebenheit und lassen sich als solche auch beschreiben. Was aus naturwissenschaftlicher Sicht allerdings nicht vorstellbar ist, ist, dass psychische Vorgänge etwas in der Körperwelt bewirken können. Sie können, weil sie Teil der körperlos existierenden Vorgänge in der Innenwelt sind und als solche per Definition nicht der physischen Welt angehören, nicht selbst wiederum die Ursache physischer Veränderung sein. Man bezeichnet diese Position als Epiphänomenalismus. Die Beschreibung einer psychischen Verursachung ist von dieser Warte aus so zu verstehen, dass zum Beispiel ein Wunsch bloß »wirksam« ist insofern, als er irgendwie neuronal realisiert ist. Wirksam ist also nicht der mentale Vorgang selbst, sondern der ihn realisierende Gehirnvorgang.

(5)

Weil in den kognitiven Neurowissenschaften »Erleben« für sich in Bezug auf das Verhalten nichts zu bewirken vermag, könnte man sagen, dass die neurowissenschaftliche

Forschung in der Psychologie den Gegenstand ihrer Untersuchungen behavioristisch fasst. Tatsächlich? Man erinnere sich an Watsons programmatischen Aufsatz aus dem Jahr 1913: Weil Verhalten von bewusstem Erleben unabhängig ist, muss es auch ohne Zuhilfenahme von Bewusstseinsbegriffen zu erklären sein (Watson 1913).² Diese radikale Lesart gilt aber in der Psychologie seit Jahrzehnten schon als überwunden. Nicht zuletzt, wenn schon nicht ausgelöst, so doch verschärft durch Chomskys (1959) berühmte Kritik an Skinners Buch *Verbal Behavior* (1957), ist das Paradigma des radikalen Behaviorismus am Ende der 1950er Jahre in eine tiefe Krise geraten. Von einer kognitiven Wende, anfangs sogar von einer kognitiven Revolution war damals in der amerikanischen Psychologie die Rede. In eben dieser kritischen Phase der Entwicklung wurde gerade auch der Anspruch der Psychologie, eine Naturwissenschaft zu sein, infrage gestellt. Die frühen Pioniere der kognitiven Revolution, allen voran Jerome Bruner, wollten an die Stelle der alten Stimulus-Response-Psychologie eine Psychologie setzen, die von *Sinn und Bedeutung* als zentralen Kategorien ihren Ausgang nimmt: eine Psychologie, die darauf abzielt, die Bedeutungen, die Menschen in ihrer Auseinandersetzung mit der Welt erzeugen, zu beschreiben und Hypothesen darüber zu entwickeln, wie diese bedeutungsgenerierenden Prozesse zu erklären sind; eine Psychologie also, die sich für die symbolischen Tätigkeiten interessiert, mit deren Hilfe die Menschen die Welt, in der sie leben, und sich selbst in diesem Leben mit Sinn erfüllen. In seinem Buch *Acts of Meaning* erzählt Jerome Bruner (1997 [1990]) zunächst von der Aufbruchsstimmung, in der sich Psychologen mit ihren interpretativen Nachbardisziplinen in den Geistes- und Sozialwissenschaften zu verbünden begannen: mit Anthropologie und Linguistik, Philosophie und Geschichte, gelegentlich sogar mit den Rechtswissenschaften. Und schließlich davon, dass und wie diese beginnende Revolution der Psychologie gescheitert ist. Die Psychologie hat sich, wie Bruner darstellt, letztlich vom Aufstieg der Computerwissenschaften und von den Anfängen der Forschungen zur künstlichen Intelligenz zunächst blenden und dann sehr zügig überwältigen lassen. Rasch wurde der Fokus der Aufmerksamkeit verschoben: von »Sinn« und »Bedeutung« auf »Information«, von der Konstruktion von Bedeutung auf Informationsverarbeitung. Der menschliche Geist funktioniert von nun ab wie eine Rechenmaschine. Information ist in diesem Modell eine systemgerecht vorkodierte Nachricht, die nach bestimmten systemspezifischen Regeln verarbeitet wird (Bruner 1997 [1990], 24–26).

In der Psychologie und mit ihr in der interdisziplinär verstandenen Kognitionswissenschaft hat sich in der Folgezeit dieses Computermodell des Geistes weitgehend durchgesetzt. Wie zuvor im Behaviorismus wird der Organismus als passiv Außenweltreizen ausgesetzt und aktiv Verhalten produzierend vorgestellt. Über den behavioristischen Ansatz hinausgehend, werden kognitive Prozesse postuliert, die gleichsam eingeklemmt zwischen der Input- und der Output-Seite im Inneren des Organismus zwischen Reiz und Reaktion vermitteln. Das Problem ist, dass diese Prozesse nicht di-

rekt zu beobachten sind. Die Modellierung von »Kognitionen« wird daher funktional legitimiert. Man postuliert, dass sie erklärt sind, wenn man die Regelhaftigkeit erkennt, in der Input und Output miteinander verknüpft sind.

Für die Theoriebildung der Kognitionswissenschaft zentral ist dabei der Begriff der mentalen Repräsentation. Eine mentale Repräsentation ist eine geistige Entität, deren Inhalt dadurch bestimmt ist, dass sie im »Innen« für etwas steht, das, weil dieses etwas im »Außen« ist, nicht sie selbst ist. Darüber hinaus werden mentalen Repräsentationen auch syntaktische Eigenschaften zugeschrieben, die ihre regelgerechte Verarbeitung, das heißt Verknüpfung untereinander, bewerkstelligen sollen (Schlicht und Smortchkova 2018, 10). Obwohl der Funktionalismus prinzipiell offenlässt, an welche »Träger« solche funktionalen Einheiten gebunden sind, geht man in einem dem Physikalismus verpflichteten Weltbild davon aus, dass sie materiell realisiert sein müssen (Fuchs 2020, 35–36). Eine an den kognitiven Neurowissenschaften orientierte Psychologie setzt daher voraus, dass mentale Repräsentationen mit bestimmten neuronalen Aktivitätsmustern korrespondieren, also in Gehirnvorgängen implementiert sind. Wenn ich einen Apfelbaum wahrnehme, dann ist der meiner Wahrnehmung korrespondierende Hirnvorgang die mentale Repräsentation des Apfelbaums.

Wir werden in der Folge den syntaktischen Aspekt mentaler Repräsentation vernachlässigen. Für die Psychologie ist vor allem der mentale Gehalt einer Repräsentation relevant. In der Gedächtnispsychologie unterscheidet man zwischen wahrnehmungs-basierten und bedeutungsbezogenen Repräsentationen. Wahrnehmungsbezogene Repräsentationen behalten sozusagen Merkmale der Grundstruktur einer Wahrnehmungserfahrung bei; bedeutungsbezogene Repräsentation stellen unsere von konkreten Erfahrungen abstrahierten Überzeugungen dar. Wie wir uns einen Apfelbaum bildlich vorstellen, basiert auf einer wahrnehmungsbezogenen Repräsentation, unser Wissen darüber, dass Apfelbäume im Frühjahr blühen, ist eine bedeutungsbezogene Repräsentation. Als Kernelemente solcher bedeutungsbezogenen Repräsentationen gelten Propositionen, propositionale Repräsentationen sind wiederum miteinander zu semantischen Netzwerken verknüpft.

(6)

Wir ersparen es uns, die unterschiedlichen Theorien und Vorstellungen zu explizieren, die auf der Grundlage des Computermodells des Geistes in der Philosophie des Geistes, den Kognitionswissenschaften und letztlich auch in der Psychologie entwickelt wurden. Es geht uns um Grundsätzliches: dass alle diese Modelle sich auf der scharfen Trennung zwischen einem Innen und Außen, zwischen einem Psychischen und einer physikalisch beschreibbaren Welt gründen. Zwar wird das Innenleben als durch den

Kontakt mit der Welt bedingt vorgestellt, das Innen existiert aber getrennt von dieser Welt. Das Außen wird gleichsam in ein Inneres transformiert, das es vertritt, sodass die Vorgänge im Inneren den Bezug des Individuums zu seiner Welt vermitteln. Das Verhältnis zur Welt ist vermittlungsgebunden: »Psychische Vorgänge und Zustände«, »Kognitionen«, »mentale Repräsentationen« regeln, wie der Informationsinput in einen motorischen Aktivitätsoutput des Organismus umgesetzt wird; im Sinne einer Erweiterung der behavioristischen Psychologie steht die innere Verarbeitung von Information zwischen Reiz und Reaktionen.

Mit der Theorie des kognitiven Repräsentationalismus sind Annahmen über die funktionale Gliederung der »Geistmaschine« verbunden. Man unterscheidet: »Input-Systeme«, das sind unsere Wahrnehmungsapparate, in denen Information von außen in innere mentale Repräsentationen umgewandelt werden; verschiedene Speicher-Systeme (deklaratives und prozedurales Gedächtnis), in denen mentale Repräsentationen für weitere Verarbeitungsschritte zur Verfügung stehen; einen zentralen Prozessor, in dem die Verarbeitung der aus den Sinneswahrnehmung stammenden und aus den Speichersystemen aktualisierten Repräsentationen erfolgt; und schließlich »Output-Systeme«, die für die Steuerung der Ausführung motorischer Aktivität verantwortlich sind (Fingerhut et al. 2013, 46). Solche Modelle suggerieren eine festgelegte Abfolge von Verarbeitungsschritten, typischerweise wird diese apriorische Festlegung in einschlägigen (Lehrbuch-)Darstellungen nicht *expressis verbis*, sondern mithilfe von aus der Informationstheorie übernommenen Flussdiagrammen als nicht zu hintergehende Realität behauptet.

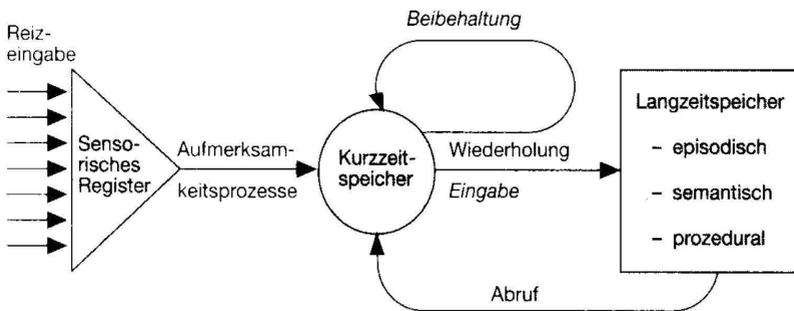


Abbildung 1: Mehrspeichermodell des Gedächtnisses (aus: Straub et al. 1997, 262)

Da eine solche Anordnung von funktionalen Strukturen von den Organismen nicht aus der Erfahrung erworben werden kann, muss sie vor aller Erfahrung schon bestehen. Das lässt sich verallgemeinern: Die Funktionsweise des Maschinengeistes ist dem Or-

ganismus angeboren, genetische festgelegte »Verdrahtungen« legen zwar nicht den Inhalt, aber die Struktur und Syntax, die »Algorithmen« der Verarbeitungsschritte fest.

(7)

Die Annahmen über ein mit einem so und so funktionierenden psychischen Apparat ausgestatteten Organismus, der sich in einer von ihm unabhängig existierenden Umwelt mithilfe mentaler Informationsverarbeitungsprozesse orientiert, legen ein entsprechendes Paradigma der experimentellen Forschung nahe. Für die Wahrnehmungs- oder Gedächtnispsychologie lässt sich dieses Paradigma wie folgt beschreiben: Einer vor einem Display sitzenden Versuchsperson werden mithilfe einer Apparatur Reize vorgegeben, die sie wahrnehmen, behalten oder auf die sie in der einen oder anderen Art reagieren soll. Allgemein kann man sagen: Die Versuchspersonen werden in einem Laborbedingungen – buchstäblich! – ausgesetzt, die erstens ohne ihr Zutun und ohne ihr Wissen hergestellt und als prinzipiell nicht veränderbar vom Versuchsleiter hingestellt werden, und zweitens mit der Welt, in der die Versuchspersonen außerhalb des Labors als Menschen leben, nichts zu tun haben. Vom Versuchsleiter sind sie instruiert, sich in einer im Voraus durch den Versuchsleiter bestimmten Weise zu verhalten. Klaus Holzkamp spricht in seinem Essay über »Verborgene anthropologische Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie« davon, dass die Variabilität der möglichen Reaktionsweisen in einer solchen Situation »in radikaler Weise eingeschränkt« ist (Holzkamp 1972, 53) und dass die Versuchspersonen, die sich »in der außerexperimentellen Realität [...] wie »Menschen« verhalten, im Experiment dazu gebracht werden [...], sich wie »Organismen« zu verhalten« (ebd., 55). Dass das »organismus-artige Verhalten« der Versuchsperson im Experiment letztlich »das Ergebnis einer Verabredung« ist, bleibe ausgeblendet, die »Gleichsetzung von »Mensch« und »Organismus« erhalte dadurch »anthropologische Dignität« (ebd., 55).

Anders als Holzkamp, dem es in seinem frühen Text letztlich um die gesellschaftlichen Voraussetzungen »bürgerlicher Psychologie« geht³, zielt unsere Kritik auf die erkenntnistheoretischen Bedingungen der Möglichkeit einer solchen Gegenstandsverkürzung. Wir glauben diese Bedingungen in dem oben skizzierten Innen-Außen-Dualismus gefunden zu haben, an den sich eine Psychologie notwendigerweise binden muss, die sich ernsthaft als Naturwissenschaft begreift. Darüber hinaus glauben wir, dass unsere im Folgenden dargestellte Kritik des Repräsentationalismus der dualistischen Psychologie erstens ein neues Licht auf die Frage ihrer praktischen Relevanz bzw. Irrelevanz zu werfen vermag; und dass zweitens daraus auch methodologische Alternativen zu dem Mainstream-Paradigma psychologischer Forschung abzuleiten sind.

Wir werden diesen konstruktiven Teil unserer Argumentation nicht in aller Ausführlichkeit und nötigen Gründlichkeit explizieren können. Es geht uns bloß darum, die für einen Paradigmenwechsel, wie er uns vorschwebt, begrifflichen und theoretischen Bestimmungsstücke wenigstens programmatisch zusammenzustellen. Dies ist damit zu rechtfertigen, dass die erkenntnistheoretischen Grundlagen, auf denen eine Überwindung der cartesianischen Verhexung der Psychologie in Angriff genommen werden kann, in den letzten Jahren in den Diskussionen um eine Philosophie der Verkörperung und um einen neuen Realismus bereits entsprechend elaboriert aufbereitet sind (vgl. die Beiträge in Fingerhut et al. 2013). In diesen aktuellen Diskussionen kommt der Phänomenologie eine entscheidende Rolle zu, dabei insbesondere den wieder aktuellen Bezugnahmen auf Heidegger und Merleau-Ponty.

(8)

Dreyfus und Taylor haben der auf Descartes zurückgehenden vermittlungsgeladenen Rahmentheorie einen kontakttheoretischen Rahmen gegenübergestellt. Kontakttheorien gehen von leiblich-lebendigen Wesen aus, die in die Welt, die auf sie einwirkt, aktiv eingreifen – Wesen, die ihre Lebensform hervorbringen und erhalten, indem sie mit der Welt und mit ihresgleichen interagieren. Es ist dieser ursprüngliche Kontakt, dieses Involviert-Sein in die sie umgebende Wirklichkeit, der den Kontext, den Hintergrund bildet »für alle ihre Erkenntnisstrukturen« (Dreyfus und Taylor 2016, 41).

Kontakttheorien bestreiten also nicht, dass abstrahierende, das heißt die Welt irgendwie distanzierende kognitive Leistungen in unserem alltäglichen Handeln eine Rolle spielen. Sie verweisen aber darauf, dass solche Leistungen etwas Abgeleitetes sind, abgeleitet von »ursprünglicheren« Leistungen, zunächst von einem prä-reflexiv-leiblichen Zurechtfinden in der Welt, das nicht als in semantischen Netzwerken angeordnetes propositionales Wissen darstellbar ist. Die Hervorbringung und Erhaltung einer sinn- und bedeutungsstrukturierten Lebenswelt gründet sich also in leiblichen Prozessen – in Bewegungs- oder motorischen Intentionen, wie sie Merleau-Ponty (1964) als Grundlage aller Wahrnehmungs- und Orientierungsleistungen und damit als Grundlage aller »höheren« kognitiven Funktionen wie des Denkens ausgewiesen hat. Nicht in dem »Ich denke« Descartes', sondern in einem basalen prä-reflexiven »Ich kann« ist unser Erkennen der Welt fundiert.

Während Merleau-Ponty die Verkörperung der Kognition beschreibt, beschreibt Heidegger ihre prinzipielle Situietheit in der Alltagswelt. In *Sein und Zeit* (1927) fragt Heidegger im Anschluss an Husserl, wie uns die dingliche Umwelt begegnet. Anders als Husserl, der diese Frage als eine mentale Bezugnahme auf ein intentionales Objekt auffasst, fasst Heidegger sie pragmatisch: Intentional auf die Dinge bezogen zu

sein, bedeutet im Eigentlichen, mit ihnen praktisch umzugehen. Wir gehen mit Dingen um, weil sie für uns eine Bewandtnis haben. Dinge, die für uns eine Bewandtnis haben, sind in einen praktisch-alltagsweltlichen Verweisungszusammenhang eingebunden: Der Hammer hat eine bestimmte Funktion, er ist da, um bestimmte Dinge mit ihm zu tun, zum Beispiel ein Bild an seiner Aufhängung am Rahmen mit einem Nagel an der Wand zu befestigen. Hammer, Nagel, die Aufhängung, die Wand verweisen aufeinander. Dieser Verweisungszusammenhang wird verstanden, indem man die Dinge in der Art, wie sie aufeinander verweisen, gebraucht. Dinge, mit denen wir in unserem Alltag in diesem Sinne zu tun haben, bezeichnet Heidegger als »Zeug«, die Seinsart, »in der es sich von ihm selbst her offenbart« (ebd., 62), als Zuhandenheit.

Die Welt des Zuhandenen ist reine Pragmatik, ein Bewandtniszusammenhang, auf den ich handelnd eingespield bin, ohne ihn mir ausdrücklich zum Bewusstsein zu bringen. Wenn ich nachmittags zu Hause arbeite, bereite ich Tee zu. Ich hantiere mit den Gegenständen: Wasserkocher, Teedose, Teesieb, Teekanne, ohne darauf zu achten, weil mir diese Dinge (und der Ablauf meiner Tätigkeit), wie Heidegger sagt, »unauffällig vertraut« sind. Sollte ich einmal feststellen, dass das heiße Wasser, mit dem ich den Tee in der Kanne aufbrühe, seitlich aus der Kanne austritt, dann wird aus der zuhandenen eine vorhandene Kanne: Der Umstand, dass sie undicht ist, zwingt mich, sie mit anderen Augen zu sehen – als Gegenstand aus Porzellan, der offenbar durch einen Riss in der Seitenwand beschädigt ist. Sobald etwas aus dem praktischen Verweisungszusammenhang herausfällt, tritt es als Vorhandenes in Erscheinung.

Wie für Merleau-Ponty, so ist auch für Heidegger die auf dem praktischen Umgang mit den Dingen basierende Erkenntnisform gegenüber der desengagierten abstrakten Erkenntnis ursprünglich: Sie geht der desengagierten Erkenntnis nicht nur zeitlich voraus, sondern bildet ihren Ermöglichungsgrund. In die Sprache der kognitiven Psychologie übersetzt: Die Störung alltäglicher Handlungsvollzüge ist die Möglichkeit der Bedingung einer bedeutungsbezogenen Wissensrepräsentation.

Wenn wir in der Folge von »Hintergrund« oder »Horizont« sprechen, dann meinen wir diesen Ermöglichungsgrund gerade auch in sozialer Hinsicht. Der praktische Umgang mit den Dingen spielt sich in einem Netz von Verweisungsbeziehungen ab, die der Einzelne mit den anderen, mit denen er eine Lebensform teilt, gemeinsam hat. Es ist dieser soziale Kontext, der den individuellen Tätigkeiten und den Dingen, auf die sie bezogen sind, »Sinn und Zweck« – das heißt Bedeutsamkeit – verleiht.

(9)

Dieser Hintergrund muss in einem vermittlungsgebundenen Rahmen ausgeblendet werden, weil der Repräsentationalismus aus sich heraus die Bedingungen seiner Mög-

lichkeit nicht erfassen kann. Für Modellbildungen in der kognitiven Psychologie ist einfach zu zeigen, dass die im Modell postulierten Erklärungs- und Beschreibungsbegriffe die Voraussetzungen der Abläufe, die sie erklären und beschreiben sollen, nicht zu erklären und zu beschreiben imstande sind. Um ein Beispiel zu geben: Das für den Zugang der kognitiven Psychologie entscheidende Modell zur Beschreibung von Kommunikationsprozessen stammt aus der Fernmeldetechnik und wurde in den späten 1940er Jahren von Shannon und Weaver (1949) präsentiert (vgl. dazu Benetka und Auersperg 2022): Eine aus einer *Quelle (source)* stammende Information wird in einen *Sender (transmitter)* kodiert und über einen *Kanal (channel)* zu einem *Empfänger (receiver)* transportiert, der die Information dekodiert, sodass sie für das *Ziel (destination)* wieder in der ursprünglichen, das heißt von der Quelle ausgehenden Form zur Verfügung steht. Enkodierung und Decodierung hängen im Falle von zwischenmenschlicher Kommunikation von der kognitiven Struktur und Funktionsweise der als Sender bzw. als Empfänger firmierenden Individuen ab, zum Beispiel vom Hintergrundwissen, das beiden gemeinsam ist. Thomas (A) fragt: »Treffen wir einander heute Nachmittag?« Ich (B) antworte: »Ich habe morgen eine Vorlesung.« Wie sollen wir uns das Wissen vorstellen, das dieser Form von sprachlicher Verständigung zugrunde liegt? Welche wahrnehmungs- oder bedeutungsbezogenen Repräsentationen sind aktualisiert? Wir beide wissen, was eine Vorlesung ist, dass ich als Universitätslehrer diese Vorlesungen halten und nicht einfach besuchen werde, dass die Vorbereitung einer Vorlesung Zeit in Anspruch nimmt etc. Aber wir beide wissen auch, dass wir beide das wissen. Allgemein formuliert: Dass B weiß, dass A weiß, was B weiß, und A weiß, dass B weiß, was A weiß, impliziert, dass A und B ganz automatisch – im alltäglichen Sprachverkehr tatsächlich: ohne es zu wissen – wechselseitig die Perspektive des jeweils anderen übernehmen. Wie soll dieser Vorgang einer impliziten Perspektivenübernahme »repräsentiert« sein? Propositional? Und wie ist dieser Umstand, dass der Adressat in der beschriebenen Art nicht erst mit seiner Antwort, sondern schon bei der Formulierung der Frage gleichsam »mitspricht«, im Modell realisiert? Das Modell postuliert, dass Inhalt und sprachliche Kodierung die Leistung der Quelle allein sind. Es geht davon aus, dass eine Person, die einer anderen Person etwas mitteilen will, im Akt des Kommunizierens einen ihr eigenen Gedanken in eine sprachliche Nachricht übersetzt. Auch diese Trennung zwischen Denken und Sprechen hält aber, wie Vygotskij (2002 [1934]) gezeigt hat, einer ernsthaften Prüfung nicht stand. Für gewöhnlich legt sich ein Gedanke erst im Sprechen selbst dar. Das heißt, dass in einem Gespräch A nicht einfach B einen Gedanken mitteilt, sondern dass B schon den Gedanken, den A äußert, mitentfaltet. Wenn denn überhaupt in einer sprachlichen Kommunikation etwas mitgeteilt wird – was im Alltag sehr oft eben nicht der Fall ist. Man grüßt einander, tauscht belanglose Floskeln aus, man redet zum Beispiel über das Wetter, bloß um miteinander zu reden – zumeist einfach deshalb, um sich wechselseitig zu versichern, dass

man einander freundlich gesinnt ist. Das Gesagte mag genügen, um uns zu fragen, wie eine sprachlich vermittelte Kommunikation aussehen könnte, die dem Modell von Shannon und Weaver entspricht. Wie die Interaktion mit einer Maschine, mit Siri vielleicht? Eine reale alltägliche Kommunikation zwischen Menschen abzubilden, vermag das Modell aber nicht.

(10)

Versuchen wir unsere Kritik in eine konstruktive These zu wenden: Die im Bild des Repräsentationalismus gefangene Psychologie vermag nur einen sehr engen Ausschnitt unseres real gegebenen Weltbezugs zu erfassen. Um mit Heidegger zu sprechen: Situationen, in denen wir aufgrund einer Störung unseres Weltbezugs den Dingen in der Seinsart der Vorhandenheit begegnen. In der Forschung im Labor wird diese Störung real inszeniert. Eine Versuchsperson, die für sich alleine einer auf einzelne und für sie völlig belanglose Reize oder Objekte reduzierten »Welt« ausgesetzt ist, muss diese Welt als unabhängig von ihr gegeben und von ihr nicht veränderbar hinnehmen. Im Labor lebt sie nicht in der Welt, sondern sitzt einer groben Abstraktion eines kleinen Ausschnittes dieser Welt gegenüber.

Dass diese Art Forschung auf einer falschen Erkenntnistheorie basiert, bedeutet nicht, dass sie in jedem Fall falsche oder belanglose Resultate hervorbringt. Was allerdings infrage steht, ist der Anspruch auf Gültigkeit, den sie für ihre Produktionen erhebt. Wir behaupten also, dass in der psychologischen Forschung sehr oft nicht geklärt ist, was sie eigentlich untersucht und was die Ergebnisse dieser Untersuchungen bedeuten. Betrachten wir zum Beispiel das von Ebbinghaus (1885) ausgehende Paradigma der Gedächtnispsychologie. Mithilfe von für die Versuchsperson belanglosem Untersuchungsmaterial werden die »von Natur aus« eng begrenzte Kapazität des Arbeitsgedächtnisses, die Art des Zugriff auf darin enthaltene Informationseinheiten und Ähnliches untersucht: Die Versuchsperson sitzt vor einem Bildschirm, auf dem das zu behaltende Material projiziert wird. Durch die Instruktion des Versuchsleiters ist sie gehindert, die ihr gestellte Aufgabe so zu lösen, wie sie sie im Alltag lösen würde: indem sie die ihr nur kurzzeitig dargebotenen Silben oder Ziffernreihen zum Beispiel auf einem Zettel notiert oder mit dem Handy abfotografiert. Der alltägliche Vollzug wird also als Störung der experimentellen Versuchsanordnung aufgefasst und aus der Versuchsanordnung ausgeschlossen, weil in der Art, wie wir im Alltag solche (im Grunde nur sehr selten oder gar nicht vorkommenden) Probleme lösen würden, die »reine« Gedächtnisfunktion, das »Gedächtnis an sich«, nicht zu beobachten ist. Aber was soll das sein: das Gedächtnis an sich? Die Fähigkeit, Informationen zu reproduzieren, die unsinnig sind? Lässt sich tatsächlich die Arbeitsweise einer in der

Theorie postulierten Funktionseinheit unabhängig von den Inhalten, die verarbeitet werden, analysieren?⁴

Gegen unsere Darstellung könnte man einwenden, dass wir ungeprüft voraussetzen, dass nur solche mentalen Ereignisse und Vorgänge es wert zu untersuchen wären, die sich in alltäglichen Vollzügen in den Beschreibungen von Bewusstseinszuständen oder Handlungen der Personen zeigen. Wir halten entgegen, dass es uns im Gegenteil darum geht, die in den alltäglichen Beschreibungen der Akteure nicht enthaltenen Voraussetzungen, die den »unbewussten« Hintergrund oder Sinnhorizont ihrer alltäglichen Handlungen bilden, aufzuklären. Und dabei, so gestehen wir zu, kann auch eine repräsentationalistische Psychologie einen wichtigen Beitrag leisten. Wir denken zum Beispiel an die Wahrnehmungspsychologie: All die Konstanz- und Gestaltphänomene, die die Psychologie in ihrer Laborforschung aufweisen konnte, verweisen auf uns selbstverständlich gewordene Fertigkeiten, die uns die Wahrnehmung einer stabilen und kohärenten Objektwelt in unserem Alltag ermöglichen.

Gerade die Störung von alltäglichen Vollzügen vermag zur Aufdeckung der unbewussten oder selbstverständlichen Bedingungen der Möglichkeit unserer Wahrnehmungstätigkeit beitragen. Klassisch sind etwa die Versuche, die von 1930 an in der Universität Innsbruck von Theodor Erismann und Ivo Kohler durchgeführt wurden. Erismann und Kohler konstruierten Brillen, die eine normale Projektion von Netzhautbildern verhinderten: Umkehrbrillen, Prismenbrillen und Farbbrillen, die sie selbst und ihre wenigen Versuchspersonen tage- und wochenlang getragen haben. Der Effekt der dauerhaften Umkehrung des Netzhautbildes infolge des Tragens einer Umkehrbrille ist allgemein bekannt: Die Versuchspersonen nehmen die Welt als auf dem Kopf stehend wahr und sind in ihren Alltagsvollzügen zunächst völlig desorientiert. Nach einigen Tagen können sie sich in ihrer gestörten Wahrnehmungswelt wieder zurechtfinden, sie haben also gelernt, ihre motorischen Leistungen an ihr Die-Dinge-der-Umgebung-auf-dem-Kopf-stehend-Sehen anzupassen: Ein Foto in dem von Kohler später publizierten Untersuchungsbericht (Kohler 1951) zeigt den Institutsmechaniker Kundratitz am fünften Tag mit Brille beim Skilaufen. Nach etwa neun bis zehn Tagen gelangen die Versuchspersonen mit Brille wieder zu einwandfreiem aufrechtem Sehen. Die Wahrnehmung hat sich an die leibliche Erfahrung der Wirkung der Schwerkraft angelehnt und damit aufgerichtet. Nach dem Abnehmen der Umkehrbrillen steht die Welt wieder auf dem Kopf, dieser Effekt hält nur wenige Minuten an. Negative Nacheffekte – das heißt, dass einzelne Teile des Gesichtsfeldes in alltäglichen Wahrnehmungssituationen plötzlich wieder verkehrt herum gesehen werden – können allerdings Tage später noch auftreten. So als ob die frühere Assoziierung des Wahrnehmungsapparats an das Körpergefühl noch nicht vollständig gelöscht ist.

Erismann und Kohlers Versuche lesen sich heute wie eine empirische Demonstration dessen, was in der Philosophie der Verkörperung damit gemeint ist, wenn es

heißt, dass es ein ganzes, leiblich existierendes Wesen ist, das etwas wahrnimmt, dass das Sehen zwar die Funktion des Sehnervenapparats, der peripheren und der zentralen Verarbeitung von optischen Reizen, voraussetzt, aber letztlich nicht auf diese Funktion allein zu reduzieren ist: Wie ein Reiz verarbeitet wird, hängt vom inneren Milieu des Gesamtorganismus ab, im Falle der Umkehrbrillenversuche von unserem leiblichen Zurechtfinden in einer von den Gesetzen der Schwerkraft bestimmten physikalischen Welt.

Nun kann man zu Recht einwenden, dass Erismann und Kohlers Experimente keine Laborversuche in dem bislang unterstellten Sinne sind. Tatsächlich ist der Unterschied zu einem klassischen Wahrnehmungsexperiment nur allzu offensichtlich. Die Versuchspersonen sitzen im Labor nicht irgendwelchen Objekten oder Reizgegebenheiten gegenüber, sie werden mit der ihre Wahrnehmungen dauerhaft störenden Brille in den Alltag entlassen, in dem sie mit den realen Dingen in ihrer Umgebung zurechtkommen müssen. Sie lernen, sich zu orientieren, sie lernen »neu« zu sehen, nicht indem sie Objekte, die ihnen gegenüber sind, anstarren, sondern indem sie mit diesen Objekten hantieren, mit diesen Objekten in Kontakt sind. Man braucht in diesem Fall zur Erklärung der Leistungen unseres Wahrnehmungssystems nicht auf eine wie auch immer vorgestellte mentale Repräsentation zurückgreifen: Die Vorstellung von einem Fußball zum Beispiel ist irrelevant für jemanden, der Fußball spielt. Dieses Prinzip liegt letztlich auch der ökologischen Wahrnehmungstheorie von James Gibson (1982) zugrunde, die den Rahmen der vermittlungsgebundenen Erkenntnistheorie von der Biologie her aufsprengt⁵: Tiere leben in ökologischen Nischen, das heißt in einer Umwelt, die für sie relevant ist. Sie nehmen die in ihrer Umwelt objektiv vorhandenen Handlungsangebote (»Affordanzen«) direkt wahr – ohne irgendwelche Repräsentationen ausbilden zu müssen. Einer einfachen Übertragung dieser dynamischen Wahrnehmungstheorie auf menschliche Wahrnehmungsleistungen wollen wir allerdings nicht folgen: Wir Menschen leben nicht in ökologischen Nischen, sondern in kulturellen Lebensformen, in unserer Lebenswelt ist es uns eben auch möglich, uns aus dem unmittelbaren Kontakt mit unserer Umwelt zurückzuziehen – und dabei diesen oder jenen Aspekt dieser Umwelt auch mental zu repräsentieren. Fest steht aber, dass der desengagierte Weltbezug nicht ursprünglich sein kann, er setzt ein gut eingeübtes Zurechtkommen im engagierten Handeln voraus. Eine Störung alltäglicher Handlungsvollzüge oder ein Rückzug aus diesen ist die Möglichkeit der Bedingung einer bedeutungsbezogenen Wissensrepräsentation.

Wenn wir sagen, dass das engagierte Leben gegenüber der desengagierten Erkenntnis ursprünglich ist, so ist damit nicht eine Abwertung des desengagierten Weltbezugs verbunden. Im Gegenteil gilt es zu betonen, dass der Umstand, dass wir uns aus unserem unmittelbaren Kontakt mit der Welt lösen können, eine Voraussetzung dafür ist, unsere Haltung zur Welt – unsere Beschreibungen der Welt und unserer Handlungen in ihr –

neu zu adjustieren. Wenn man angesichts der offenkundigen epistemischen Unzulänglichkeit der repräsentationalistischen Psychologie Repräsentationen überhaupt verwirft, würde man in den kruden Umweltdeterminismus der behavioristischen Psychologie zurückfallen und damit dieses kritisch-emanzipatorische Potenzial des desengagierten Weltbezugs negieren. Zu klären bleibt allerdings, ob für diese Art emanzipatorischer Unmittelbarkeitsüberschreitung, an die wir denken, der durch seine Einengung in den Kognitionswissenschaften »kontaminierte« Begriff der Repräsentation noch geeignet sein kann.

(11)

Am 4. Dezember 2011 hatte eine Inszenierung von Tolstois *Krieg und Frieden* im Kasino am Schwarzenbergplatz, einem Spielort des Wiener Burgtheaters, Premiere. Nach viereinhalb Stunden musste Direktor Hartmann damals bekennen, dass man in den Proben weiter nicht gekommen sei: etwas über 1.000 von 1.600 Seiten, wie man den mit der Handlung mitlaufenden Seitenzahlen entnehmen konnte. Mit unserem Text ist es ähnlich: Er ist ein Torso, die Fortsetzung der Geschichte ist offen. Die im ersten Teil des Textes entwickelte Kritik einer naturwissenschaftlichen Psychologie erscheint uns als im Grunde erschöpfend behandelt. Im zweiten Teil wird wenigstens im Umriss skizziert, an welchen Theoriebeständen eine alternative nicht-dualistische Psychologie sich orientieren wird können. Der am Schluss entwickelte Gedanke, dass wenig gewonnen ist, wenn man eine von falschen Voraussetzungen ausgehende Psychologie einfach als falsch verwirft, müsste aber anhand von konkreten Beispielen aus der experimentalpsychologischen Forschung weiter expliziert werden. Die These ist klar formuliert: Wir glauben, dass der Kognitivismus, indem er die Bedingungen unseres selbstverständlichen In-der-Welt-Seins ausblendet, dabei helfen kann, eben diese Bedingungen schärfer in den Blick zu bekommen. Und zwar deshalb, weil die Verstörung von Alltagsvollzügen, wie sie in der experimentellen Forschung inszeniert wird, Situationen herstellt, in der eine Distanzierung von alltäglich-selbstverständlichen Verweisungszusammenhängen, eine Bewusstmachung des Unbewussten, gleichsam erzwungen wird. Was zu zeigen sein wird, ist, ob eine solche Neu-Aneignung der Bestände der Experimentalpsychologie tatsächlich mehr erbringen kann als bloß eine Reinterpretation ihrer Resultate im Lichte einer phänomenologischen Psychologie. Doch was uns letztlich vorschwebt – die 600 Seiten, die hier noch fehlen –, ist vor allem die umgekehrte forschungslogische Verknüpfung der beiden Bereiche: die Entwicklung neuer empirischer Forschungsmethoden in der Phänomenologie und der unmittelbare Anschluss der auf diesem empirisch-phänomenologischen Weg erbrachten Resultate an die experimentelle Forschung.

Anmerkungen

- 1 Tatsächlich hat die Rede über die falschen Motive, Psychologie zu studieren, schon eine lange Tradition. Man klage, so berichtete Martin Irle als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Psychologie zur Lage des Faches am Ende der 1970er Jahre, seit einem Jahrzehnt darüber, dass Studienanfänger das Psychologiestudium missverstehen als »eine neue Berufsausbildung zum Heilberuf des Seelenarztes« (Irle 1979, 15–16). »Heilberuf des Seelenarztes« meinte Psychotherapie, ein Wort, das in den Ohren der Wächter der wissenschaftlichen Psychologie damals noch ganz nach Psychoanalyse geklungen hat.
- 2 Weil Watson damals noch keine Möglichkeit gesehen hat, diese These empirisch zu fundieren, hat er im Grunde umgekehrt argumentiert: Aus dem Umstand, dass Verhalten ohne Rekurs auf Bewusstseinsvorgänge erklärt werden kann, zeigt sich, dass Verhalten unabhängig ist von bewusstem Erleben.
- 3 Vgl. dagegen Holzkamps 30 Jahre später posthum erschienenen Text »Psychologie: Selbstverständigung über Handlungsbegründungen alltäglicher Lebensführung« (Holzkamp 1996), der im Anschluss an die Argumentation des Aufsatzes von 1972 aus einem kritischen und eben auch aus einem konstruktiven Teil besteht: Im kritischen Teil leitet Holzkamp die theoretische Beliebigkeit der traditionellen Psychologie (die sich z. B. darin zeige, dass sie sich ihre Sprache aus den »exakten« Wissenschaften zu entlehnen pflegt, um sich selbst den Anstrich einer Naturwissenschaft zu geben; ebd. S. 12), ihre »Weltlosigkeit« und schließlich die Ausblendung gesellschaftlicher Strukturen von der oben im Text beschriebenen »Standardversuchs-anordnung« ab. Im konstruktiven Teil versucht er dann das Programm einer »nicht-in-fremden-Zungen-sprechenden« wissenschaftlichen Psychologie entlang der Begriffe Handlungsbegründung und Lebensführung zu formulieren. Bei aller Ähnlichkeit in der Intention und Übereinstimmung in der Kritik gegenüber der »traditionellen Psychologie« unterscheidet sich Holzkamps Ansatz von unserer Argumentation darin, dass er weiterhin in dem Bild einer vermittlungsgeladenen Erkenntnistheorie gefangen bleibt. Von daher ist auch Holzkamps skeptische Zurückhaltung im konstruktiven Teil gegenüber der Rezeption phänomenologischer Begriffe verständlich.
- 4 Vgl. dazu Bartletts Kritik an der mit sinnfreiem Material arbeitenden experimentellen Gedächtnispsychologie (Bartlett 1932).
- 5 In einem im Psychologie-Unterricht an Universitäten weit verbreiteten Lehrbuch der kognitiven Psychologie (Anderson 2007, 89) lesen wir in der Zusammenfassung des Kapitels über die Wahrnehmung nicht umsonst den folgenden Satz: »James Gibson [...] entwickelte eine sehr einflussreiche Theorie der Wahrnehmung, die sich stark von der im vorliegenden Buch dargestellten unterscheidet.«

Literatur

- Anderson, John R. 2007. *Kognitive Psychologie*. Berlin: Springer.
- Bartlett, Frederic. 1932. *Remembering. A study in experimental and social psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Benetka, Gerhard und Felicitas Auersperg. 2022. »Kommunikation und Interaktion«. In *Kulturpsychologie. Eine Einführung*, hrsg. v. Uwe Wolfradt, Lars Allolio-Näcke und Paul Sebastian Ruppel, 319–332. Wiesbaden: Springer.
- Benetka, Gerhard und Thomas Slunecko. 2019. »Ernst Machs Bedeutung für die Herausbildung einer naturwissenschaftlichen Psychologie – Zur Geschichte eines Missverständnisses«. In

- Ernst Mach – *Zu Leben, Werk und Wirkung*, hrsg. v. Friedrich Stadler, 99–109. Cham: Springer International.
- Bruner, Jerome. 1990. *Acts of meaning*. Cambridge, Ma: Harvard University Press.
- Bruner, Jerome. 1997. *Sinn, Kultur und Ich-Identität*. Heidelberg: Auer.
- Chomsky, Noam. 1959. »Verbal Behavior. By B. F. Skinner«. *Language* 35 (1): 26–58.
- Dreyfus, Hubert und Charles Taylor. 2016. *Die Wiedergewinnung des Realismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Ebbinghaus, Hermann. 1885. *Über das Gedächtnis. Untersuchungen zur experimentellen Psychologie*. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Esfeld, Michael. 2019. *Wissenschaft und Freiheit. Das naturwissenschaftliche Weltbild und der Status von Personen*. Berlin: Suhrkamp.
- Fingerhut, Jörg, Rebekka Hufendiek und Markus Wild, Hrsg. 2013. *Philosophie der Verkörperung. Grundagentexte zu einer aktuellen Debatte*. Berlin: Suhrkamp.
- Fuchs, Thomas. 2020. *Verteidigung des Menschen. Grundfragen einer verkörperten Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gibson, James J. 1982. *Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Habermas, Jürgen. 2019. *Auch eine Geschichte der Philosophie. Band 2: Vernünftige Freiheit. Spuren des Diskurses über Glauben und Wissen*. Berlin: Suhrkamp.
- Heidegger, Martin. 1927. *Sein und Zeit*. Halle: Niemeyer.
- Holzkamp, Klaus. 1972. »Verborgene anthropologische Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie«. In *Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten*, hrsg. v. Klaus Holzkamp, 35–73. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Holzkamp, Klaus. 1996. »Psychologie: Selbstverständigung über Handlungsbegründungen alltäglicher Lebensführung«. *Forum Kritische Psychologie* 36: 7–112.
- Irlle, Martin. 1979. »Zur Lage der Psychologie«. *Psychologische Rundschau* 30: 1–18.
- Kohler, Ivo. 1951. *Über Aufbau und Wandlungen der Wahrnehmungswelt. Insbesondere über »bedingte Empfindungen«*. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 227. Band, 1. Abhandlung. Wien: ÖAW.
- Marx, Karl. 1844. »Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«. In *MEW 1*, hrsg. v. Karl Marx & Friedrich Engels, 378–391. Berlin (Ost): Dietz, 1976.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1966 (1945). *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: De Gruyter.
- Schlicht, Tobias und Joulia Smortchkova, Hrsg. 2018. *Mentale Repräsentationen. Grundagentexte*. Berlin: Suhrkamp.
- Shannon, Claude E. und Warren Weaver. 1949. *The mathematical theory of communication*. Urbana, IL: University of Illinois Press.
- Sluneccko, Thomas und Gerhard Benetka. 2022. »Über Psychologiekritik«. *Journal für Psychologie* 30 (1): 6–25.
- Straub, Jürgen. 1997. »Gedächtnis«. In *Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven*, hrsg. v. Jürgen Straub, Wilhelm Kempf und Hans Werbik, 249–279. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Vygotskij, Lev S. 2002 (1934). *Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen*. Weinheim: Beltz.
- Waldenfels, Bernhard. 2019. *Erfahrung, die zur Sprache drängt. Studien zur Psychoanalyse und Psychotherapie aus phänomenologischer Sicht*. Berlin: Suhrkamp.
- Watson, John B. 1913. »Psychology as the behaviorist views it«. *Psychological Review* 20: 158–177.
- Wittgenstein, Ludwig. 1984 (1922). *Tractatus logico-philosophicus. Werkausgabe Band 1*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Die Autoren

Gerhard Benetka, Univ.-Prof. Dr., ist Dekan der Fakultät für Psychologie der Sigmund Freud Privat-Universität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Geschichte der Psychologie und der Kulturpsychologie.

Kontakt: Prof. Dr. Gerhard Benetka, Sigmund Freud PrivatUniversität Wien, Campus Prater, Freud-Platz 1, 1020 Wien, Österreich; E-Mail: gerhard.benetka@sfu.ac.at, <https://www.sfu.ac.at/de/person/benetka-gerhard/>

Thomas Slunecko, ao. Univ.-Prof. Dr., lehrt und forscht an der Abteilung für Kognition, Emotion und Methoden der Fakultät für Psychologie der Universität Wien. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich Kulturpsychologie, qualitative Methoden und Psychotherapie. Zudem leitet er das Institut für Kulturpsychologie und qualitative Sozialforschung (IKUS) in Wien, ist Psychotherapeut und Mitglied des österreichischen Psychotherapiebeirates.

Kontakt: Prof. Dr. Thomas Slunecko, Fakultät für Psychologie der Universität Wien, Liebiggasse 5, 1010 Wien, Österreich; E-Mail: thomas.slunecko@univie.ac.at, <http://homepage.univie.ac.at/thomas.slunecko>

Was kann die phänomenologische Psychologie zur Gegenstandsfrage beitragen?

Hannes Wendler & Josh Joseph Ramminger

Journal für Psychologie, 31(1), 59–81

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-59>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Was ist der Gegenstand der Psychologie? Mit dieser Frage, der Gegenstandsfrage, ist die vielleicht grundlegendste Frage der theoretischen Psychologie bezeichnet. Der Beitrag der phänomenologischen Psychologie für ihre Untersuchung besteht angesichts des gegenwärtigen Forschungsstandes in der Erhellung der diskursiven Bedingungen, unter denen die Beantwortung der Gegenstandsfrage möglich wird. Zur wissenschaftstheoretischen Erörterung ihres Stellenwertes ist zunächst zu klären, ob die Standarddefinition der Psychologie als der Wissenschaft vom Erleben und Verhalten mit der Vorstellung eines einheitlichen Gegenstandes vereinbar ist. Innerhalb des psychologischen Diskurses sprach man primär über die Notwendigkeit einer Gegenstandsbestimmung und der hierfür geeigneten Grundlagendisziplin. Die methodologische Implikation der Behandlung der Gegenstandsfrage ist die Forderung nach Gegenstandsangemessenheit, welche die Ebene der Modellbildung betrifft. Es wird eine duale Konzeption der Gegenstandsangemessenheit vorgeschlagen, die eine Subjekt- und eine Objektorientierung in der Funktions- und Erscheinungspsychologie unterscheidet. Diese wird anhand der Forschungsdimensionen der methodischen Strenge, der ontologischen Voraussetzungen und der Ethik der Forschung expliziert. Es ergibt sich eine phänomenologische Fehlertheorie, die auf den gesamten logischen Raum möglicher Antworten auf die Gegenstandsfrage angewandt werden kann.

Schlüsselwörter: phänomenologische Psychologie, Gegenstandsfrage, Gegenstandsangemessenheit, Fehlertheorie

Summary

What Can Phenomenological Psychology Contribute to the Problem of Subject Matter in Psychology?

What is the object of psychology? The problem of subject matter in psychology (*Gegenstandsfrage*), is perhaps the most fundamental question of theoretical psychology. In view of

the current state of research, the contribution of phenomenological psychology to its investigation consists primarily in illuminating the discursive conditions under which an answer to the *question of psychology's subject matter* becomes possible. In order to discuss its significance in terms of theory of science, it is first necessary to clarify whether the standard definition of psychology as the science of experience and behavior is compatible with the idea of a uniform object. Within psychological discourse, the questions of the necessity of a definition of the subject matter as such and of the appropriate basic discipline for psychology were discussed above all. The methodological implications of the question of the subject matter become tenable in the treatment of the adequacy of the object (*Gegenstandsangemessenheit*), which concerns the level of modelling. A dual conception of adequacy of the object is proposed that differentiates a subject- and an object-orientation for the psychology of appearances (*Erscheinungspsychologie*) and that of functions (*Funktionspsychologie*). This conception is explicated by discussing the research dimensions of methodical rigor, ontological presuppositions and research ethics. This results in a phenomenological error theory that can be applied to the entire logical space of possible answers to the question of psychology's subject matter.

Keywords: phenomenological psychology, question of psychology's subject matter, adequacy to the psychological object, error theory

Der vorliegende Beitrag widmet sich der Untersuchung der Gegenstandsfrage in der Psychologie aus einer phänomenologischen Perspektive. Im weiteren Sinne handelt es sich bei der phänomenologischen Psychologie um eine Einstellung in der Psychologie, welche durch den Diskurs der Phänomenologie informiert ist (Wendt 2022a). Sie ist folglich keine Teildisziplin der Psychologie. Stattdessen stellt sie eine Orientierung in der Psychologie dar, die diese als ganze betrifft (vgl. Métraux und Wendt 2022). Dementsprechend umfasst die phänomenologische Psychologie sowohl theoretische als auch empirische sowie klinische Beiträge (Herzog 1992). Ihr Anspruch ist es, den gesamten Forschungsprozess und damit auch den experimentalmethodischen Kern der empirischen Psychologie zu reflektieren und mithin zu gestalten. In wissenschaftstheoretischer Hinsicht operiert sie sowohl im Rechtfertigungs- (*context of justification*) als auch im Entdeckungszusammenhang (*context of discovery*) wissenschaftlicher Theorien: Ihr »Ziel ist dabei den Gegenstandsbereich des Psychischen möglichst umfassend zu erschließen« (Wendt 2023, 66). Das »Psychische« ist jedoch keine direkte Antwort auf die Gegenstandsfrage der Psychologie, sondern zeigt vielmehr den Möglichkeitsbereich von Antworten an.

Die vorliegende Untersuchung ist als theoretischer Beitrag einzuordnen. Sie handelt in erster Linie von der psychologischen Methodologie und Wissenschaftstheorie sowie in phänomenologischer Hinsicht von dem Entdeckungszusammenhang (Wendt 2022a): Ihr Thema ist der Beitrag der phänomenologischen Psychologie zur Gegen-

standsfrage. Das Erkenntnisinteresse besteht nicht darin, eine inhaltliche Antwort auf die Gegenstandsfrage zu formulieren und zum Beispiel Erleben und Verhalten, das Seelenleben oder den Menschen als den Gegenstand der Psychologie auszuweisen. Angesichts der Randständigkeit des zeitgenössischen theoretisch-psychologischen Diskurses (Oberauer und Lewandowsky 2019) gilt es zunächst, die Gegenstandsfrage in ihrer Frag-Würdigkeit auszuweisen. Die phänomenologische Psychologie kann hier die diskursiven Bedingungen erhellen, denen inhaltliche Antworten auf die Gegenstandsfrage in der Psychologie genügen müssen. Aus der Perspektive einer phänomenologischen Fehlertheorie entwickeln wir ein Ordnungsschema, welches es gestattet, den psychologischen Diskurs über die Gegenstandsfrage zu systematisieren und Kommensurabilität zwischen den heterogenen Antwortmöglichkeiten auf diese Frage herzustellen. So kann mithilfe der phänomenologischen Denkart ein Beitrag zur theoretischen Ausrichtung psychologischer Forschung entwickelt werden.

Hat die Wissenschaft vom Erleben *und* Verhalten einen Gegenstand? Zur wissenschaftstheoretischen Stellung der Gegenstandsfrage in der Psychologie

Hat jede Wissenschaft einen Gegenstand? Indem die Wissenschaften ihr Untersuchungsgebiet bestimmen, beziehen sie Stellung zu der sogenannten *Gegenstandsfrage*. Diese minimale und scheinbar einfache Frage bereitet der Psychologie jedoch einige Schwierigkeiten. Anstelle einer prägnanten Antwort – wie zum Beispiel der, dass die Psychologie das Psychische erforsche, – steht ein anspruchsvoller und kontroverser Diskurs. Um diesen zu erschießen, ist es hilfreich, die am weitesten verbreitete Auffassung der Psychologie zu reflektieren, die sich aus beliebigen Lehrbüchern entnehmen lässt: »Die Psychologie ist die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten« (z. B. Gerrig et al. 2018, 2).

Diese *Standarddefinition* der Psychologie wurde jedoch *nicht* aus einer systematischen Auseinandersetzung mit der Gegenstandsfrage in der theoretischen Psychologie gewonnen, vielmehr hat sie *pragmatischen Charakter*. Erleben *und* Verhalten stehen heute gleichberechtigt nebeneinander und gewährleisten so die Einheit der Psychologie, wo sie geschichtlich noch als Alternative aufgefasst wurden, die die Geister schied – so setzte etwa Bühler (1927) dem Behaviorismus eine Erlebnispsychologie entgegen. »Inzwischen sind aber diese Grabenkämpfe vorbei. Egal ob wir es begrüßen oder bedauern: Pragmatik hat Programmatik abgelöst« (Prinz et al. 2017, 6). Derartige pragmatische Ansichten geben den programmatischen Gegenstand, der »die Natur der Sache« bezeichnet, preis (Traxel 1976, 107). Stattdessen begnügen sie sich mit dem faktischen Gegenstand, das heißt mit der »Gesamtheit der Aufgaben, deren sich die Forschung

tatsächlich annimmt« (Traxel 1976, 107). Ihr entspricht die *operationale Definition* der Psychologie: Psychologie ist, was die Psycholog:innen tun.

Aus der Warte der phänomenologischen Psychologie wurde die Standarddefinition der Psychologie insbesondere durch Carl Friedrich Graumann untersucht. Diese setzt bei seiner Feststellung ein, dass die Standarddefinition der Psychologie eine Konjunktion enthält: »Die Psychologie ist die Wissenschaft vom Erleben *und* Verhalten.« Gefährdet diese Konjunktion die Einheit der Psychologie? Hat sie etwa zwei Gegenstände, das Erleben und das Verhalten?

In seinem früheren Denken liegt es Graumann daran, diese Konjunktion zu überwinden, indem ihre Glieder – das Erleben (bzw. das Bewusstsein) und das Verhalten – zuerst ideengeschichtlich bestimmt und schließlich theoretisch integriert werden.

- 1) Seine *ideengeschichtliche Betrachtung* zeigt auf, dass die Umorientierungen, die innerhalb der Geschichte der Psychologie (im engeren Sinne, d. h. im Wesentlichen nach Wundt) stattgefunden haben, stets zwischen den beiden Polen von Erleben und Verhalten stattgefunden haben (Graumann 1984, 548). In dieser Leseweise wird die Konjunktion in der Standarddefinition als ein Brückenschlag zwischen faktischer und programmatischer Gegenstandsbestimmung aufgefasst.
- 2) Von einer *theoretischen Warte* aus betrachtet stellt sich Frage, ob die Konjunktion als formale und logische Relation zu schwach ist, um das Gegenstandsgebiet, das durch die zwei Pole von Erleben und Verhalten aufgespannt wird, zu integrieren. Daher solle an die Stelle der Konjunktion zweier *ein* Gegenstand treten: die Handlung (Graumann 1984, 549). Im Handlungsbegriff konvergieren zwei Grundmotive Graumanns Denkens: die Intentionalität und die Situationalität. Mit Handlung meint er ein »Sich-zu-etwas-Verhalten«, das phänomenologisch anhand der »Intentionalität eines Person-Umwelt-Verhältnisses« bestimmt wird (ebd., 568). So wird die Handlung *introspektiv-behavioral indifferent*, das heißt *indifferent gegenüber der Dichotomie Erleben – Verhalten*, und wird somit Kandidat für eine Psychologie mit *einem* Gegenstand (ebd., 570).

Graumanns spätere Perspektive auf die Gegenstandsfrage fokussiert die Identität anstelle der Einheit der Psychologie. Zentral dafür ist das Begriffspaar der *zentripetalen und zentrifugalen Kräfte in der Psychologie*. *Zentrifugale Kräfte* meinen in diesem Kontext solche Kräfte, die von innerhalb der Psychologie nach außen hinwirken, etwa durch den Einfluss auf andere Disziplinen oder durch ein drohendes »Auseinanderdriften einzelner Teildisziplinen« in der Psychologie (Graumann 2001, 139–40). Dementsprechend bezeichnen *zentripetale Kräfte* solche, die vom Außenbereich der Psychologie in Richtung auf ihr Zentrum hin wirken, etwa durch eine Verfremdung der spezifisch psychologischen Disziplinstruktur (z. B. die Reduktion der Psychologie auf die Neurowissenschaften).

Diese Darstellung von Graumanns Position weist zwei zentrale Divergenzen zum bisher diskutierten, älteren Standpunkt auf:

- 1) Anstelle der *Einheit* steht nun die *Identität der Psychologie* im Mittelpunkt. Diese Identität könne sowohl durch zentrifugale als auch zentripetale Kräfte gefährdet werden (Graumann 2001, 140, 143). Auf diese Weise kann die Konjunktion in der Standarddefinition als Identitätsfrage aufgefasst werden: »[I]st diese ›Und-Verbindung‹ auch ein Hinweis auf die Identität der Psychologie? Oder auf zwei, u. U. konkurrierende Identitäten, günstigenfalls eine duale Identität« (ebd., 141)?
- 2) Anstelle einer *Dichotomie* steht nun die *Dualität von Erleben und Verhalten* in Graumanns Fokus. Die Beziehung zwischen Erleben und Verhalten wird nicht mehr als ein exklusives Entweder-oder, das heißt als Kontravalenz, sondern als inklusives Sowohl-als-auch, das heißt als Sonderfall der Adjunktion, aufgefasst. Erleben und Verhalten sind in dieser Interpretation zwei Aspekte desselben Gegenstandes, welche durch jeweils unterschiedliche, aber vereinbare Methoden zum Vorschein kommen und erforscht werden können.

Die Standarddefinition der Psychologie ist jedoch nicht die einzige dual strukturierte. In historischer Analyse erwägt Graumann (2001) selbst den Gedanken, dass der Unterschied von experimenteller und Völkerpsychologie, das heißt einer Psychologie des Individuums und einer der Gemeinschaft, nicht nur älter, sondern auch grundlegender als der zwischen erlebens- und verhaltenswissenschaftlicher Psychologie sei (siehe Graumann 1997). Duale Bestimmungen des Gegenstandes tragen außerdem Bedeutung in methodologischer Hinsicht, denn so können einseitige Antworten auf die Gegenstandsfrage, etwa Gehirn oder Seele, kontrastiert werden. Obwohl es sich bei der Gegenstandsfrage um eine offene und unbeantwortete Frage handelt (Galliker 2016, 217), ist festzustellen, dass der *Rahmen des Diskurses* um die Identität, etwa als übergreifende Einheit, durch die ideengeschichtlichen Gegensatzpaare aufgespannt und geordnet wird. Von dieser Perspektive konstituiert sich die Identität der Psychologie als *unitas multiplex*. In diesem Sinne versteht Fahrenberg (2015) die theoretische Psychologie als eine *Systematik der Kontroversen*.

Der psychologische Diskurs der Gegenstandsfrage

Im zeitgenössischen Diskurs der Psychologie spielt die Gegenstandsfrage eine nachgeordnete Rolle. Bei Wendt und Funke (2022) findet sich die Einschätzung, dass der phänomenologischen Einstellung in der Psychologie für die Bearbeitung der Gegenstandsfrage eine besondere Bedeutung zukommt. Vor diesem Hintergrund gilt es, den Ertrag der phänomenologischen Denkungsart für die Gegenstandsfrage in der Psycho-

logie zu erarbeiten. Die Gegenstandsfrage kann nicht als beantwortet angesehen werden (Galliker 2016, 217), erschwerend kommt für die Frage nach ihrer Beantwortung hinzu, dass mit Wundt (1863) etwa die Frage nach einer *Oberfläche-Tiefen-Struktur* Einzug in den Diskurs der Gegenstandsfrage erhält:

»Müssen wir die einheitliche Seele auseinanderreißen in eine Unzahl einzelner Wesen, die unabhängig neben einander wirken? [...] Die fortgeschrittene Wissenschaft sucht nach der Einheit. Und die Beobachtung selbst weist mit zwingender Nöthigung den Psychologen auf diese Einheit hin. Sie zeigt, daß zwischen all den einzelnen Erscheinungen, in die man das Seelenleben trennte, ein innerer Zusammenhang stattfindet. [...] Aber so sicher hier ein innerer Zusammenhang existiert, so wenig liegt derselbe doch unmittelbar an der Oberfläche« (Wundt 1863, iv–v).

Wundt identifiziert nämlich das Einheitsstreben einer Wissenschaft als *Maß für ihren Reifegrad* (Wundt 1863, v). Die *Einheit der Psychologie* als Wissenschaft hängt in dieser Perspektive insbesondere von der Frage danach ab, ob diese *einen einheitlichen Gegenstand* hat. Wundt zufolge liegt der »innere Zusammenhang des Seelenlebens« jedoch »nicht an der Oberfläche«. Zur Beantwortung der Gegenstandsfrage gilt es demgegenüber zu der tieferliegenden Schicht der Konstitutionsbedingungen jener oberflächlichen »Thatsache[n] des Bewußtseins« vorzudringen, die »im dunkeln Hintergrund der Seele das bewußte Leben vorbereiten« (ebd., iv–v). Hierzu sei »das Experiment in der Psychologie das Hilfsmittel« (ebd., v) von der größten Wichtigkeit.

Indes lässt der Stand der Forschung nichts anderes übrig, als die »tiefe Gegenstandsfrage« als *offene Frage* anzuerkennen und bestehen zu lassen. Dieses Eingeständnis bedeutet jedoch nicht, dass die Auseinandersetzung mit der Gegenstandsfrage ohne Wert wäre. Ihre wissenschaftstheoretische Funktion besteht darin, zur Kontroverse zu animieren und somit konkurrierende Selbstausrichtungsversuche der Psychologie zu ordnen. Eine »Systematik der Kontroversen« wendet sich den Zeugnissen solcher Kontroversen zu. Es gilt für uns daher erstens die *Hermann-Kirchhoff-Kontroverse* sowie zweitens Wendts Vorschlag, diese Kontroverse im Rahmen einer *psychologischen Anthropologie* zu rekonstruieren.

- 1) Die Kontroverse zwischen Theo Hermann und Robert Kirchhoff fand in den 1970er Jahren statt und umfasst mehrere Beiträge der beiden Autoren sowie von kommentierenden »Beobachter:innen« (Eberlein und Pieper 1976; Kirchhoff 1975). Der grundsätzliche Widerstreit besteht darin, dass es Hermann »unnützlich [erscheint], Wissenschaften nach ihrem >Gegenstand< bestimmen bzw. unterscheiden zu wollen« (Herrmann 1976, 40). Stattdessen seien diese »bevorzugt als Problemzusammenhänge [zu] betrachte[n]« (Herrmann ebd., 40). Für Kirchhoff gilt, dass die Gegenstandsbestimmung für Wissenschaften unerlässlich sei: »Die

Preisgabe des Gegenstandsbereichs bedeutet den Verlust der Vollzugsgrundlage wissenschaftlichen Handelns« (Kirchhoff 1976, 50). Im Hintergrund von Hermanns Auffassung stehen ein *Essentialismus- und Apriorismusverdacht* gegenüber der Gegenstandsbestimmung. Wissenschaften orientierten sich anhand von Problemzusammenhängen, welche historisch kontinuierlich entwickelt werden. Kirchhoff ist wiederum nicht davon überzeugt, dass es Hermann gelingt, die Gegenstandsfrage zu überwinden, denn auch die Probleme einer Wissenschaft handeln von etwas, das heißt von einem Gegenstand, dessen Bestimmung folglich zu ihren Aufgaben gehört. Die Psychologie entwickle ihren *Anfangsgegenstand* (Bühler) zu ihrem *Endgegenstand*, mit Traxel: Der faktische wird zum programmatischen Gegenstand entwickelt. Der Endgegenstand fungiere dabei wie eine kantianische regulative Idee, das heißt, er komme ohne essentialistische Gegenstandsbestimmung aus (Wendt 2022b). In seinem Kommentar auf die Kontroverse spricht Schmid (1978, 130) von einer »offenkundige[n] Unergiebigkeit«. Für Schmid hätten die Fronten sich nicht verhärten müssen, da seines Erachtens Hermann eine »wissenschaftslogisch[e]«, Kirchhoff hingegen eine »kommunikationspragmatisch[e]« Antwort auf die Gegenstandsfrage sucht (ebd., 130). Die Kontroverse scheiterte in dieser Interpretation daran, dass sie die eigentlich bestehende, sachliche Komplementarität der Argumente nicht explizit machen kann. Es ist jedoch zweifelhaft, ob Kirchhoffs Position als kommunikationspragmatisch adäquat charakterisiert ist.

Überzeugender ist Wendts (2022b) Analyse, der die Komplexität des Sachverhalts anerkennt, welcher eine differenzierte Urteilsbildung erfordert. Auch wenn die Hermann-Kirchhoff-Kontroverse gescheitert ist, weist sie Erträge auf, etwa da »die Redlichkeit, die Rechtfertigung der eigenen Disziplin zu vollziehen, und eine wissenschaftstheoretische Begründung für die Geltung der eigenen Prämissen« vorzutragen, »ein Ideal von Wissenschaftlichkeit als rationale Autarkie« darstellt (Wendt 2022b, 61).

- 2) Zudem hat die Hermann-Kirchhoff-Kontroverse den Diskurs der Gegenstandsfrage in der Psychologie verfügbar gemacht. Dies ermöglicht die kontrafaktische Frage zu stellen: Was hätte geschehen müssen, um eine gemeinsame Argumentationsebene zu erschließen? Wendt schlägt zu diesem Zweck vor, die Gegenstandsfrage von einer allgemein gefassten *psychologischen Anthropologie* her in den Blick zu nehmen, welche nach der Psychizität des Menschen fragt. Dies soll der Psychologie dazu dienen, »die Thematisierung ihres Gegenstandes zu fördern. Gleichsam opponieren sie [die betreffenden Absätze] Hermann, ohne dabei jedoch Kirchhoff Recht zu geben« (Wendt 2022b, 61). Nach Wendt ist die Gegenstandsfrage die »Voraussetzung für die paradigmatische Integration von Forschung« (ebd., 62). Ferner gilt es anzumerken, dass eine Antwort auf die kontrafaktische Frage auf die Erhellung der Bedingungen, unter denen die Gegenstandsfrage gewinnbringend diskutiert

werden kann, abzielt. Wendts Vorschlag, die Gegenstandsfrage in der psychologischen Anthropologie als »Rahmen der Forschung« (ebd., 62) zu verhandeln, zielt daher nicht primär auf eine Antwort, sondern auf die »Rechtfertigung der Frage [der Gegenstandsfrage] selbst« ab (ebd., 62). Die psychologische Anthropologie soll diesen Rechtfertigungsdiskurs strukturieren und somit seine systematische Entwicklung ermöglichen. Wendt hat also nicht eine psychologische Anthropologie im *engeren Sinne* vor Augen, die einen Beitrag zur empirischen Anthropologie darstellt. Stattdessen geht es um eine psychologische Anthropologie im *weiteren Sinn*, die als psychologischer Beitrag zur philosophischen Anthropologie aufzufassen ist. Diese »[bestimmt] das Wesen des Menschen, insofern, als er psychisch ist, also die Psychizität des Menschen« (ebd., 62). Als »konzeptuelles Fundament der psychologischen Erkenntnislehre« (ebd., 62), kann sie als grundsätzlicher Selbstverständigungsversuch der Psychologie aufgefasst werden.

Die Fundierung der Psychologie in der psychologischen Anthropologie zielt nicht darauf ab, psychologische Einsichten aus der philosophischen Anthropologie zu deduzieren. Vielmehr erschließt sie den Diskurs, »indem das Menschenbild der Psychologie verhandelt wird« (Wendt 2022b, 63). Wie »jede Form psychologischer Forschung« operiert auch die Hermann-Kirchhoff-Kontroverse mit einer »implizite[n] Anthropologie« (Zurhorst 1991, 9), das heißt, sie kann im Diskurs der psychologischen Anthropologie verortet werden. Dies gilt, da die psychologische Anthropologie *nicht* auf eine inhaltliche Antwort auf die Gegenstandsfrage abzielt, sondern auf die Freilegung einer Diskursebene, von der alle denkbaren inhaltlichen Antworten auf die Gegenstandsfrage abhängig sind, weil sie implizit auf diese rekurrieren (Wendt 2022b, 63). Auf diese Weise soll die Psychologie dazu in die Lage versetzt werden, sich über die ihr möglichen Fehler zu verständigen und sich dementsprechend ihnen gegenüber zu feien, das heißt, dass die Idee der psychologischen Anthropologie innig mit der einer *Fehler- bzw. Idoltheorie der Psychologie* (vgl. Wendt 2022a, 66) verbunden ist:

- Der *disziplinäre Relativismus*, der uns bereits in der Interpretation der Standarddefinition als der Konjunktion von Erlebens- und Verhaltenswissenschaft begegnet ist.
- Die *Verabsolutierung der eigenen Weltanschauung*, welche als Ursache des Scheiterns der Hermann-Kirchhoff-Kontroverse identifiziert wurde.
- Die *philosophische Patronage der Wissenschaften*, die sich in Hermanns Essentialismusverdacht bereits angekündigt hat und ihre klarste Affirmation im Systemdenken zum Beispiel der deutschen Idealisten gefunden hat, ihre klarste Negation im Metaphysikverbot der Positivisten.

Verbunden mit der psychologischen Anthropologie leistet die Idoltheorie einen Beitrag zur Ausrichtung der Psychologie durch die Gegenstandsfrage.

Die Gegenstandsfrage und die Gegenstandsangemessenheit

Das *Problem der Gegenstandsangemessenheit* betrifft die Logik der Forschung. Wie bereits im Begriff angedeutet, geht es darum, Maß am Gegenstand zu nehmen. Es mag naheliegen, das Problem der *Gegenstandsangemessenheit* daher der Messtheorie zuzuordnen, jedoch muss davor gewarnt werden, sich von der Sprache zu einer Äquivokation verleiten zu lassen. Die Frage danach, was Messung überhaupt ist bzw. welche Kriterien Messungen erfüllen müssen, hat eine lange Tradition (z. B. Hölder 1901). Die Frage nach der Möglichkeit von Messungen im Phänomenbereich des Psychischen wurde und wird kontrovers verhandelt, mit befürwortenden und ablehnenden Stimmen (z. B. Michell 1999; Buntins 2014).

Weiterführend könnte sich die Frage stellen, ob das Problem der Gegenstandsangemessenheit, wenn es darin besteht, Messverfahren zu entwickeln, die die Gegenstände psychologischer Forschung bzw. Eigenschaften derselben adäquat abzubilden (Borsboom et al. 2004), in das *Problem der Validität* aufgelöst werden kann.

In der Tat besteht hier eine Verbindung, doch das Problem der Gegenstandsangemessenheit ist allgemeinerer Art als das der Validität und nimmt anders als dieses nicht die Debatte um die Dichotomie von Geltung und Genese als seinen Ausgangspunkt. Gleichzeitig finden sich neben dezidiert gegenstandsorientierten Konzeptionen der Validität (Borsboom et al. 2004) auch solche Positionen, die sich explizit agnostisch zu der Frage verhalten, ob eine psychologische Eigenschaft für ihre Messung existieren müsse (Buntins et al. 2017) und anstatt valider Messverfahren theoriebasiertes Messen fordern (Borgstede und Eggert 2023). Es erfordert also einige Vermittlungsschritte, um das Problem der Gegenstandsangemessenheit auf das der Validität zu beziehen. »Maß am Gegenstand« kann nur dann genommen werden, wenn es erstens einen Gegenstand gibt und zweitens dieser *vor* seiner empirischen Untersuchung zumindest minimal bekannt ist – Kriterien, die es im Diskurs der Gegenstandsfrage zu berücksichtigen gilt. Es stellt sich sodann die Frage, ob sich die Untersuchungsverfahren dann aber nach einem unwissenschaftlichen Alltagsverstand richten. Buntins et al. (2017) haben der Applikation des Konzeptes der Validität einen analogen Vorwurf entgegengebracht:

»The aim of science should be to find out new things about the world we live in – not to rephrase our common-sense beliefs. Therefore, psychometricians should not try to model their tests after common-sense psychology, but after substantial scientific theory« (Buntins et al. 2017, 708).

Im wissenschaftlichen Sinn Maßnahmen bedeutet in diesem Zusammenhang, die vorwissenschaftliche Struktur des Erkenntnisfeldes methodisch zu prüfen und in gesichertes Wissen zu überführen. Folglich ist Messung etwas anderes als ein gesicherter Zugriff

auf ein empirisches Relativ, nämlich in ihrer Bedeutung theorieabhängig (Borgstede und Eggert 2023). Mit ihrer Einstellungslehre kann die phänomenologische Psychologie einen konstruktiven Beitrag leisten, um die Abhängigkeit der psychologischen Messverfahren vom *common sense* zu überwinden (Staiti 2009). Darüber hinaus ermöglicht der Rückblick von der phänomenologischen auf die wissenschaftliche Einstellung, diese philosophisch zu fundieren und als strenge Wissenschaft zu etablieren. Die Reflexion auf die Gegenstandsangemessenheit führt die phänomenologische Psychologie also dahin, ihre Auseinandersetzung mit den Gütekriterien psychologischer Forschung auf die Validität auszuweiten (Wertz 1986). Das gemeinsame der verschiedenen Validitätsvarianten darzulegen und dieses mit einer phänomenologischen Bestimmung der »Geltung« selbst zu vermitteln und in einer des »Messens« schlechthin zu begründen, macht somit eine wesentliche Forschungsperspektive für die Methodologie und Metrologie der phänomenologischen Psychologie aus (siehe Wendt 2022a).

Die Gegenstandsangemessenheit wurde im psychologischen Diskurs in der *Münch-Mack-Kontroverse* verhandelt. Wie Wundt nehmen Münch und Mack an, dass die Einheit der Psychologie mit der ihres Gegenstandes zusammenfällt.

Münchs Bearbeitung der Gegenstandsfrage ist wie Wendts dezidiert anthropologisch, jedoch vertritt er anders als Wendt eine inhaltliche Antwort auf die Gegenstandsfrage: »Gegenstand der Psychologie [ist] in erster Linie der Mensch«, und zwar »mit seinem Verhalten, seinen Erlebnissen und seinen Sinngebilden« (Münch 2002a, 46).

Der Hintergrund der Kontroverse liegt dabei in einer Unterscheidung, die Münch von Roderick Chisholm übernimmt. Es handelt sich dabei um die Unterscheidung zwischen *methodistisch und partikularistisch eingestellten Forschenden*:

»Der Methodist geht vom Primat der Methode aus. Er wird nur das als Erkenntnis gelten lassen, was bestimmten methodischen Standards entspricht, die zuvor festgelegt wurden. Der Partikularist beginnt demgegenüber bei Wahrheiten, an die zu zweifeln er keinen vernünftigen Grund hat. Er beginnt bei evidenten Urteilen, wie etwa dem, daß es eine reale Welt gibt« (Münch 2002a, 43–44).

Münchs Einschätzung nach ist eine Entwicklung zum Methodismus kennzeichnend für die Psychologie, weshalb die Psychologie »ihrem Gegenstand nicht mehr angemessen« operiere (Münch 2002a, 41). Es bedürfe einer »Umorientierung hin zu einem Primat der Gegenstandsangemessenheit« (ebd., 40). Der Erkenntniswert selbst der exaktesten Methoden bemesse sich schlussendlich daran, ob und inwiefern sie ihrem Gegenstand angemessen sind. Der Anthropologie als Rahmenmodell der Psychologie falle dann die Aufgabe zu, »die Prinzipien und die Kategorien zu bestimmen«, die dem Gegenstand der Psychologie »angemessen sind« (ebd., 45).

Wolfgang Mack kommt mit Münch überein, dass »man sich über einen einheitsstiftenden Gegenstand in der Psychologie wenig Gedanken [macht]« (Mack 2002, 90). Auch für ihn droht das Primat der Methode die Psychologie in einen unzusammenhängenden Pluralismus von Teildisziplinen zu zersplittern (zentrifugale Kräfte). Diese Überforderung stellt zugleich die Weichen für den Einfluss zentripetaler Kräfte, die Mack vor allen Dingen in der analytischen Philosophie des Geistes und den kognitiven Neurowissenschaften sieht (ebd., 90). Obgleich Mack »eine gewisse Methodenfixierung« der akademischen Psychologie anerkennt, sieht er eine Gefahr darin, »eine Dichotomisierung von >Gegenstandsangemessenheit< und >Methodenprimat< herzustellen« (ebd., 91).

Solch eine Dichotomisierung lege den Fehlschluss nahe, dass gegenstandsangemessene Methoden nicht exakt sein könnten. Dementsprechend plädiert Mack dafür, *Exaktheit und Adäquatheit* der Methode zusammen zu denken: »Methoden und Verfahren sind kein Problem, sondern deren Interpretation und Rechtfertigung. [...] Eher ist der akademischen Psychologie vorzuwerfen, daß sie wenig gegenstandsadäquate Meßmodelle hat« (Mack 2002, 92). Hieraus resultiert der wesentliche Divergenzpunkt gegenüber Münch, da für Mack »[d]ie Frage nach der Gegenstandsangemessenheit eine grundlegend methodologische Frage [ist], denn Gegenstände sind immer nur unter Rücksicht einer bestimmten Methode gegeben« (ebd., 92). Die »Phänomenanalyse« (ebd., 92), als welche Mack die phänomenologische Methode versteht, bildet für ihn hierbei keine Ausnahme.

In seiner Replik auf Macks Kommentar unterscheidet Münch (2002b) drei Bedeutungen der Gegenstandsangemessenheit, die drei verschiedene Fragen betreffen: 1) die »Frage nach der korrekten Anwendung der Methode«, 2) die »Frage nach der Interpretation der Ergebnisse« und 3) die wissenschaftstheoretische Frage nach dem Verhältnis von Methode, Modell und Gegenstand (ebd., 96). Während Mack vor allen Dingen die Fragen 1 und 2 thematisiert hat, liegt es Münch in erster Linie an der fundamentalen, wissenschaftstheoretischen Frage 3. Bezüglich ihrer gilt, »daß die Anwendung von Methoden durch Modelle vermittelt wird« (ebd., 96). Der Gegenstand selbst kann nicht ohne Weiteres gemessen werden, sondern muss anhand eines theoretischen *Modells messbar* gemacht werden.

»Faßt man das Licht als eine Welle auf, dann kann man etwa quantitativ die Frequenz der Welle eines Lichtphänomens bestimmen. Die Anwendung von Meßmethoden wird in diesem Fall erst durch das Modell ermöglicht. Insofern kann man sagen, daß Modelle einen Gegenstand konstituieren« (Münch 2002b, 97).

Im Sinne der dritten, wissenschaftstheoretischen Frage betrifft das Problem der Gegenstandsangemessenheit die Ebene der Modellbildung. Dementsprechend verwandelt

sich Münchs Kritik am Primat der Methode zu einer Kritik daran, dass »[d]as treibende Motiv für die Entwicklung von Modellen dabei häufig das Ziel der Anwendbarkeit exakter Methoden [ist]« (ebd., 97). Hinsichtlich Münchs Rede von Messbarmachung gilt es zu bedenken, dass Messbarkeit eine Eigenschaft ist, die bestimmten Bedingungen (z. B. Hölder 1901; Buntins 2014) unterliegt, Messbarmachung in die Gefahr gerät, etwas Messbares für etwas nicht Messbares auszugeben. Sofern zwei Gegenstände unterschiedliche Eigenschaften aufweisen, sind sie begrifflich zu unterscheiden. Anders gesagt: Begriffe dürfen nicht im Sinne einer besseren Messbarkeit umgedeutet werden (siehe Michell 1999 für eine kritische Position zur Messbarkeit psychologischer Attribute).

Die Münchs Ansicht zugrunde liegende wissenschaftstheoretische Weltanschauung steht in der Tradition der Neuzeit, wo der Gedanke entspringt, dass »das Meßbare zu messen, und das Nichtmeßbare meßbar zu machen« ist (Münch 2002b, 97). Ferner habe sie Einzug in die Psychologie gefunden, was sich etwa am Black-Box-Modell des Behaviorismus zeige: »Dieses Modell legitimiert sich allein über die Anwendbarkeit exakter Methoden« (ebd., 97), auch wenn das Anwendbarkeitsprimat (potenziell) auf Kosten einer Verkürzung des modellierten Gegenstandes erreicht werde. Nach Münch genügt die Exaktheit der Methode für die Vertreterin der Gegenstandsangemessenheit nicht, da für sie der theoretische Gehalt der Messung davon abhängt, wie adäquat das Modell den Gegenstand abbildet.

Dies ist der Punkt, an dem Macks Einwurf, dass auch die »Phänomenanalyse« (Mack 2002, 92) lediglich eine Methode unter anderen sei, ausgewertet werden kann. In der Tat verkennt dies die Eigentümlichkeit der Phänomenologie, da diese die Ebene der Modellbildung betrifft, genauer gesagt, einen *paradigmatischen Rahmen* für die Bewertung der Gegenstandsangemessenheit von Modellen liefert. So stellt sich die Frage, ob es eine für die Psychologie spezifische Form der Gegenstandsangemessenheit gibt.

Die Orientierungen der Gegenstandsangemessenheit und ihre Idole

Die Fragwürdigkeit des Gegenstandes verweist auf die Beantwortbarkeit der Gegenstandsfrage. Sämtlichen Vorschlägen, sei es die Seele, das Gehirn oder den Menschen zu untersuchen, liegt eine epistemische Struktur zugrunde, die phänomenologisch aufgezeigt werden kann. Der philosophische Diskurs seit Kant adressiert diese Struktur als Verhältnis von Subjekt und Objekt, das in dogmatischen Weltanschauungen vorausgesetzt, ab dem späten 18. Jahrhundert aber kritisch hinterfragt wird. Auch die philosophische Phänomenologie hat sich der Bestimmung von Subjektivität und Objektivität gewidmet, wobei sie beispielsweise das Konzept der Intentionalität etablierte,

um das Verhältnis zu verstehen. Somit bietet sie für die Auseinandersetzung mit der Gegenstandsfrage einen begrifflichen Horizont, der es gestattet, alle erdenklichen Antwortversuche zu analysieren, zu klassifizieren und zu vergleichen.

Der Ausgangspunkt hierfür ist die besondere Schwierigkeit für das Konzept der Gegenstandsangemessenheit in der Psychologie herauszustellen: *das Problem der Dualität*. Die Vereinfachung des Gegenstandes in der Modellbildung folgt in der Psychologie einer eigentümlichen Logik, aufgrund derer es fraglich wird, ob sie Orientierung bei Modellwissenschaften finden kann. Erinnern wir uns zu diesem Zweck an Münchs Beispiel des Lichts, das erst anhand seiner Modellspezifikation *messbar* wird. Denn anders als bei dem Licht oder sonst einem naturwissenschaftlichen Gegenstand ergibt sich für die Gegenstandsbestimmung der Psychologie die Problematik der Dualität nicht fakultativ, insofern Subjektivität und Objektivität in einem begrifflichen Abhängigkeitsverhältnis stehen. Es ist etwas grundsätzlich anderes, das Licht als naturwissenschaftlichen Gegenstand gegenstandsunangemessen zu modellieren, zum Beispiel, es nur als Welle oder nur als Teilchen aufzufassen, als den psychologischen Gegenstand gegenstandsunangemessen zu modellieren, zum Beispiel als Nervensystem, dessen Struktur sich auf äußerliche Beziehungen beschränkt. Das Teilchenmodell entspricht dem Objekt-Sein des Lichts nicht und es fällt in den Aufgabenbereich der Physik, ihr Modell entsprechend anzupassen. Doch der Neuroreduktionismus entspricht dem Objekt-Sein des psychologischen Gegenstandes nicht, *weil es sein Subjekt-Sein nicht abbildet*.

Das Problem der Dualität besteht darin, dass im Konzept der Gegenstandsangemessenheit einer *Subjekt- und einer Objektstelle* Rechnung zu tragen ist. Selbst der Psychophysik geht es mindestens um die »Beziehung zwischen einer Empfindung und einem Reiz« (Straus 1936/1978, 53); dasselbe gilt aber auch für jede andere Psychologie, die keine einseitige Antwort auf die Gegenstandsfrage formuliert, das heißt, die sich zum Beispiel nicht allein auf die Objektstelle fokussiert und beispielsweise das Verhalten ohne sein erlebnismäßiges Korrelat zu erforschen anstrebt. Die von der phänomenologischen Psychologie vorgeschlagene Konzeption der Gegenstandsangemessenheit hilft dabei, verhaltens- und erlebniswissenschaftliche Ansätze zu vermitteln, indem ihre postulierten Entitäten auf der Subjekt- und Objektstelle reflektiert werden können. Dabei handelt es sich für die phänomenologische Psychologie aber noch immer um eine *Aufgabe* für die Zukunft:

»Die phänomenologische Psychologie muss ihre eigenen Ansätze und Errungenschaften kritisch prüfen. Dazu gehören insbesondere die bloß erlebniswissenschaftlichen Vorgehensweisen phänomenologischer Psychologie[.] Das Erleben zu thematisieren, darf keinen Rückfall in naive Selbstbericht-Forschung bedeuten. Zur Ausarbeitung einer zur Kontroverse fähigen Methodologie ist beispielsweise erforderlich, als markanten Kontrapunkt

eine ›radikale Phänomenologie des Verhaltens‹ zu diskutieren, um ›den Gegensatz zwischen ›klassischem‹ Behaviorismus und Introspektionismus zu überwinden‹ (Kvale & Genness 1967, 261)« (Wendt 2022a, 246).

Selbst im fiktiven Extremfall einer einseitigen Untersuchungsrichtung auf das Verhalten bleibt diese so lange unvollständig, bis sie Kenntnis davon nimmt, dass es immer auch ein Subjekt dieses Verhaltens gibt, welches dieses auf eine Weise von innen her durchdringt, die sich gleich wenig in rein äußerliche Zusammenhänge auflösen lässt, wie es umgekehrt sinnvoll wäre, die Fiktion einer Psychologie zu unterhalten, die alles Objektive von sich streift und sich in die Privatheit einer reinen Erlebnissubjektivität abschotten würde. Solche Fixierungen des Gegenstandes sind problematisch, weil ein isolierter Verhaltens- und Erlebnissbegriff nur abstrakt gefasst werden kann. Die immanente Begriffsstruktur enthält eine Spannung, die phänomenologisch zu untersuchen ist, nämlich die geistesgeschichtlich beständig reflektierte Dualität von Subjekt und Objekt.

Dem Problem der Dualität Rechnung zu tragen, bedeutet, eine *duale Konzeption der Gegenstandsangemessenheit* zu entwickeln. Diese unterscheidet die Objekt- und Subjektorientierung als zwei in ihrem Zusammenhang für die Psychologie spezifische Orientierungen für die Modellbildung. Die phänomenologische Psychologie bietet mit Stumpfs (1907) Unterscheidung von *Erscheinungs- und Funktionspsychologie* einen wichtigen Anschlusspunkt, der terminologisch verallgemeinert und systematisch mit verschiedenen Fehlerquellen der Modellbildung in Verbindung gebracht werden kann (siehe Tabelle 1). Hierbei zeigt sich, dass einige der Ideale psychologischer Forschung eine Kehrseite als Idole aufweisen (siehe Tabelle 2). Die Aufgabe der Psychologie besteht stets darin, weder das Objekt- noch das Subjekt-Sein ihres Gegenstandes zu privilegieren.

Die Objektorientierung in der Erscheinungspsychologie: Die *Erscheinungspsychologie* handelt zum einen von den »Inhalte[n] der Sinnesempfindungen«, das heißt den »Erscheinungen erster Ordnung«, wie zum Beispiel Seh- oder Hörempfindungen, und zum anderen von den »gleichnamigen Gedächtnisbilder[n], [den] ›bloß vorgestellten‹ Farben, Töne[n] usw.«, die »als Erscheinungen zweiter Ordnung« aufgefasst werden (Stumpf 1907, 4). Die »rein phänomenalistische Anschauung« (Stumpf 1907, 6), dass einzig die Erscheinungen unmittelbar gegeben sind, kam insbesondere in der Assoziationspsychologie zum Ausdruck, die die Erscheinungen zweiter Ordnung auf Assoziationsregeln zurückführt. Es besteht eine enge Verquickung zwischen den Erscheinungen und den sinnlich wahrnehmbaren Reizen, welche entweder als *copy principle*, nach dem nichts zu Bewusstsein kommt, das nicht erst in den Sinnen war, oder als *Konstanzannahme*, der zufolge gleichen Reizen gleiche Empfindungen entsprechen, artikuliert wurde (Gurwitsch 1976). Dementsprechend ist ein ercheinungspsychologisches Verständnis

Vierfeldertafel der Idoltheorie in der psychologischen Gegenstandsangemessenheit

| | Objektorientiert | Nicht objektorientiert |
|--------------------------------|---------------------------|-------------------------------|
| Subjektorientiert | Gegenstandsangemessenheit | Subjektivistisches Idol |
| Nicht subjektorientiert | Objektivistisches Idol | Gegenstandsunangemessenheit |

Tabelle 1: Je nachdem, ob Objekt- und Subjektorientierung gegeben oder nicht gegeben sind, resultieren das objektivistische Idol (z.B. Neuroreduktionismus) oder das subjektivistische Idol (z.B. immanentistische Erlebnispsychologie). Die Gegenstandsunangemessenheit bezeichnet den äußersten Fall misslungener psychologischer Forschung (z. B. Parapsychologie).

der Gegenstandsangemessenheit objektorientiert, da die psychologische Modellbildung anhand der Analyse von Reizkonstellationen ausgerichtet werden kann. Dies geht jedoch mit dem *objektivistischen Idol* einher, das dann auftritt, wenn das subjektive Erleben der Erscheinungen ausgeklammert oder auf objektive Zusammenhänge reduziert wird. Von einer derartigen Idolisierung der Erscheinungen sind nach Stumpf (1907, 6) insbesondere experimentelle, physiologische und psychiatrische Ansätze in der Psychologie gefährdet.

Die Subjektorientierung in der Funktionspsychologie: Die *Funktionspsychologie* beschäftigt sich mit den »psychische[n] Funktionen (Akte, Zustände, Erlebnisse)«, womit »das Bemerkende von Erscheinungen und ihren Verhältnissen, das Zusammenfassen von Erscheinungen zu Komplexen, die Begriffsbildung, das Auffassen und Urteilen, die Gemütsbewegungen, das Begehren und Wollen« bezeichnet wird (Stumpf 1907, 4–5). Der Unterschied zwischen Erscheinungen und Funktionen ist »der schärfste, den wir kennen«, das heißt, dass »kein Prädikat der Erscheinungswelt (es sei denn die Zeit) den psychischen Funktionen zu[kommt]« (ebd., 11). Vielmehr besteht eine Dissoziierbarkeit, insofern psychische Funktionen sich verändern können ohne Veränderungen in den Erscheinungen und umgekehrt. Dieser Funktionsbegriff ist nicht zu verwechseln mit dem des zeitgenössischen Funktionalismus oder Kognitivismus, sondern ist der Erlebnis- oder der Aktpsychologie zuzuordnen (Wendt 2022a). Da die Funktionspsychologie von der unmittelbaren Gegebenheit des bewussten Erlebens aus-

geht, kann ihre Modellbildung immer auf das Subjekt dieses Erlebens bezogen werden, ist also subjektorientiert. Demgemäß ist die funktionspsychologische Gegenstandsangemessenheit von einem *subjektivistischen Idol* gefährdet, das in der Ausklammerung objektiver Reizkonstellationen und der Erscheinungswelt besteht. Diese Idolisierung liegt insbesondere bei geisteswissenschaftlichen, psychologistischen oder immanentistischen Ansätzen der Psychologie nahe.

Die Explikation der dualen Orientierungen der Gegenstandsangemessenheit kann anhand zweier zentraler Dimensionen psychologischer Forschung erfolgen (siehe Tabelle 2):

- 1) *Die Idole methodischer Strenge*: Zu Recht gilt die methodische Strenge als ein *Ideal* der Forschung. Doch aus einer einseitigen objekt- oder subjektorientierten Konzeption der Gegenstandsangemessenheit ergeben sich zwei *Idole* der methodischen Strenge.

Das Idol der Exaktheit besteht in dem Fehler, zu glauben, dass die Berücksichtigung der Subjektstelle des psychologischen Gegenstands die Strenge der Psychologie beeinträchtigen würde. Von diesem Idol gefährdete Ansätze sind unter anderem Machs Phänomenalismus, Herbarts naturwissenschaftliche oder Wundts physiologische Psychologie.

Dabei sind zwei Perspektiven zu unterscheiden.

- i) Die Perspektive, der zufolge allererst auszuhandeln sei, ob das den mathematisch fundierten Naturwissenschaften entstammende und in der Experimentalpsychologie beliebte Exaktheitskriterium auf eine Psychologie, die nicht auf die Subjektstelle in ihrer Gegenstandsbestimmung verzichten möchte, übertragen werden sollte. Innerhalb der phänomenologischen Psychologie hat insbesondere Straus solch eine Übertragung als »Irrtum der objektiven Psychologie« kritisiert, die in der »Täuschung, daß sie eine der Physik vergleichbare kausale Forschung treibe«, resultiere (Straus 1936/1978, 52). Anstatt kausale Verknüpfungen in der Erscheinungspsychologie als Assoziationsgesetze nachzubilden, sei sich einer grundsätzlicheren Intentionalanalyse zuzuwenden.

Bühler prägt in einem ähnlichen Zusammenhang das Konzept des *Ausgangsgegenstandes*. Er spricht von einem aus der »Methodik« anstatt der »Axiomatik« stammenden »Grundsatz, dass die Theorie der Empfindungen im Anschluss an die Physiologie der Sinne und mit den Mitteln des Experimentes aufgebaut werden müsse« und nach dem die Empfindungen »das unmittelbar Gegebene und als solches der gemeinsame Ausgangsgegenstand für die Physik und die Psychologie [sind]« (Bühler 1927, 3–4).

- ii) Die andere Perspektive bekennt sich zu den aus den Natur- oder Formalwissenschaften entstammenden Exaktheitskriterien und sieht vor allem die Dateninterpretation

in der Rolle, eventuellen Verkürzungen des Gegenstandes aufgrund methodologischer Exaktheiterwägungen Rechnung zu tragen. Ferner ist anzumerken, dass frühere phänomenologische Ansätze in der Psychologie den Exaktheitskriterien nicht immer zufriedenstellend nachgekommen sind (Wendt 2022a, 2023, 60). Sie kommt darin mit Feger überein, dass es »keinen grundsätzlichen Gegensatz zwischen phänomenologischer und formalisierender Psychologie der Art gibt, daß beide unvereinbar wären« (Feger 1983, 292). Daher: Das *Ideal* methodischer Strenge ist zentral für die phänomenologische Psychologie, insbesondere um ihre Anschlussfähigkeit an die Experimentalpsychologie herzustellen. Ein solcher Perspektivenpluralismus innerhalb der phänomenologischen Psychologie hilft dabei, möglichen Fehlerquellen vorzubeugen.

Wer die Eigenständigkeit der Subjektorientierung und ihrer Methoden für die Psychologie dadurch sicherzustellen sucht, sie durch einen kategorialen Hiatus von der objektorientierten Psychologie zu trennen, regrediert im Wesentlichen auf das Niveau der Wissenschaftsauffassung des methodischen Dualismus. Ihr entspricht das *Idol der Reinheit*, welches in dem Glauben besteht, die strenge Erforschbarkeit der Subjekt- könne nur durch eine Ausklammerung der Objektstelle gewährleistet werden. Von diesem Idol sind unter anderem Brentanos und Diltheys deskriptive Psychologie sowie Husserls transzendentalphänomenologische Psychologie gefährdet.

Im Gebiet der phänomenologischen Psychologie ist etwa Brentanos immanentistische Aktpsychologie durch dieses Idol gefährdet. Trotz der vielstimmigen Forschungslage legen Konzepte wie der methodologische Phänomenalismus, demzufolge Physisches und Psychisches gleichermaßen nur als Phänomene untersucht werden können, oder die These der Unfehlbarkeit der inneren Wahrnehmung, die die Irrtumsmöglichkeit in der Erfassung mentaler Zustände ausschließt, eine Unterordnung der Objekt- gegenüber der Subjektstelle in seiner Psychologie nahe (Fisette et al. 2020).

Das Idol der Reinheit wurde auch an Husserls methodischen Vorschlag der Reduktion als Reinigungsverfahren bemängelt (Spiegelberg 1973). Die Methode der Reduktion sollte von allen naiv vollzogenen Stellungnahmen zur Welt auf ein ursprünglicheres Stratum der Erfahrung zurückführen (lat. *re-ducere*), indem die mundanen (d. h. weltlichen) Anteile der Erfahrung in der natürlichen und wissenschaftlichen Einstellung methodisch ausgeschaltet werden. Aufgrund dessen wurde sie als Idealismus wahrgenommen, denn die objektive Seite der Erfahrung erschien bloß noch als Korrelat einer leistenden Subjektivität, zu deren transzendentalen Sphäre eine mundan verunreinigte Psychologie vorzudringen außerstande sei. Eine auf diese Weise einseitig subjektorientierte Psychologie droht den Kontakt mit der Realität der Welt zu verlieren, auf dessen Grund allein die Psychologie als positive Wissenschaft gegründet werden kann.

- 2) *Die Idole ontologischer Voraussetzungen*: Die Frage danach, ob die Psychologie als exakte Wissenschaft konstituiert werden kann, ist innig mit der Vorstellung verbunden, dass sie als Naturwissenschaft verstanden und an der Physik als Modellwissenschaft ausgerichtet werden kann. In der Idee einer psychologischen Kausalforschung kündigt sich bereits eine ontologische Vorannahme an, die ihren äußersten Ausdruck im *Credo der objektiven Psychologie* erfährt. Dies exemplifiziert der Glaubensartikel des *Hixon Symposium*, welchem zufolge »alle Phänomene des Verhaltens und des Geistes letzten Endes einmal in den Begriffen der Mathematik und Physik beschrieben werden könnten und müssten« (Straus 1936/1978, 112–113). Die Deutungen dieses Credo kulminieren in den verschiedenen Spielweisen des *materialistischen Idols*, welche die Existenz, die Wirksamkeit, die Erforschbarkeit, die Irreduzibilität oder die Zeitgemäßheit der Annahme des Bewusstseins und damit des Subjekt-Seins des psychologischen Gegenstands verneinen. Ontologische Voraussetzungen spielen sich auf der Ebene nicht falsifizierbarer Aussagen ab. Der phänomenologischen Psychologie geht es gerade »nicht um eine endgültige Beantwortung metaphysischer und epistemologischer Aporien« (Wendt 2022a, 126).

Die Korrektur der Übelstände der objektiven Psychologie kann jedoch nicht einfach dadurch erwirkt werden, ihr Pendant in einer nunmehr *subjektiven Psychologie* zu veranschlagen, die schlussendlich denselben Radikalismus bloß in die entgegengesetzte Richtung verkehrt. Es ist nämlich gleichermaßen ein Fehler zu meinen, die Erforschung der sinnstiftend wirkenden Subjektivität wäre *toto coelo* von den erwirkten Sinnerzeugnissen zu scheiden, als ob jedwede objektive Feststellung zum Preis einer Verkürzung des psychologischen Gegenstandes erkauft werden müsse. Deshalb kann die Kontrastierung des Kausalnexus und seiner Ursache-Wirkungs-Verhältnisse für die Naturwissenschaften durch einen Motivationsnexus mit ihm eigentümlichen Grund-Folge-Verhältnissen für die Geisteswissenschaften letztlich nicht befriedigen. Von der Warte der wissenschaftlichen Psychologie gilt es jedoch auf eine grundlegende Asymmetrie hinzuweisen. Denn die sich im 19. Jahrhundert neu begründende Psychologie näherte ihre Ontologie an den naturwissenschaftlichen Materialismus an, dem die philosophischen Psychologien keine konkurrenzfähige idealistische Ontologie entgegensetzen konnten.

Die Unterscheidung einer Objekt- und einer Subjektorientierung hat weitreichende Folgen dafür, wie die Gegenstandsangemessenheit in der Psychologie zu konzeptualisieren ist. Gegenstandsangemessene Modelle sind in der phänomenologischen Psychologie dazu angehalten, die Einseitigkeiten der Erscheinungs- und Funktionspsychologie zu überwinden. Die Unterscheidung von Objekt- und Subjektorientierung als Affirmation der Unterscheidung von innen und außen oder von physisch und psychisch zu verstehen, hieße den Ansatz der phänomenologischen Psychologie falsch zu charakterisieren,

Variantenspezifikation des objektivistischen und subjektivistischen Idols

| | Objektorientiert | Subjektorientiert |
|-------------------------------------|-------------------------|--------------------------|
| Methodische Strenge | Idol der Exaktheit | Idol der Reinheit |
| Ontologische Voraussetzungen | Materialistisches Idol | Idealistisches Idol |

Tabelle 2: Die Objekt- und Subjekt-Orientierung in der psychologischen Gegenstandsfrage legen eine Reihe von Fehlerquellen frei, die nach Forschungsdimensionen aufgeschlüsselt und einander paarweise zugeordnet werden können. Diese Tafel der phänomenologische Idoltheorie kann dabei helfen, zu erkennen, dass die Ideale psychologischer Forschung vom Psychologieverständnis abhängen, mit diesem rückvermittelt werden müssen und unter ungünstigen Bedingungen in Fehlerquellen umschlagen können.

hat diese sich doch seit ihren Anfängen William Sterns Konzept der psychophysischen Neutralität zu eigen gemacht (Herzog 1992). Dies zielt darauf ab, eine Analyseebene zu erschließen, die derartigen Dichotomien logisch vorausgeht und auf welcher tiefersürende Probleme verhandelt werden können. So sind Objekt- und Subjektorientierung als unselbstständige, rein analytische Momente der Gegenstandsangemessenheit zu bestimmen. Sie terminologisch zu fixieren, diente dazu, eine duale Konzeption der Gegenstandsangemessenheit zu entwickeln, die über Münchs und Graumanns (2001) Perspektive hinausweist. Welche inhaltliche Antwort die phänomenologische Psychologie zur Beantwortung der Gegenstandsfrage auch bereitstellen mag, sei es der Mensch, die Person, das Seelenleben, der Leib oder der Ausdruck, sie wird sich anhand dieser Dimensionen ordnen und diskursiv auswerten lassen.

Welchen Bedingungen muss eine inhaltliche Antwort auf die Gegenstandsfrage in der Psychologie genügen?

Es gibt drei grundlegende Möglichkeiten, wie sich die Psychologie zu der Gegenstandsfrage verhalten kann: 1) Die Gegenstandsfrage kann als beantwortbare Frage aufgefasst

werden. Dies entspricht ihrer erkenntnisoptimistischen Interpretation. 2) Sie kann als bestimmbar unbeantwortbare Frage aufgefasst werden. Dies ist die Position des Kritizismus. 3) Sie kann als unbestimmbar unbeantwortbare Frage aufgefasst werden, was einer skeptischen Haltung entspricht. Angesichts der eingangs angemerkteten, marginalisierten Lage der theoretischen Psychologie ist eine Entscheidung für eine und wider der anderen Interpretationsmöglichkeiten der Gegenstandsfrage zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ratsam. Bis weiterführende Studien vorliegen, ist es das Wertvollste für die Psychologie, alle drei Interpretationsmöglichkeiten aufrechtzuerhalten (*unitas multiplex*) und sich anhand ihrer Kontroversen auszurichten.

Das Erkenntnisziel der vorliegenden Untersuchung bestand darin, den Diskurs der Gegenstandsfrage zu aktualisieren, indem einige der in ihm vertretenen Positionen rekonstruiert, aufeinander bezogen und interpretiert wurden. Darüber hinaus wurde insbesondere der Ertrag fokussiert, den die phänomenologische Psychologie für ihre Bearbeitung erbringen kann.

Aus der Warte der phänomenologischen Psychologie konnten sieben Bedingungen identifiziert werden, die für die Beantwortung der Gegenstandsfrage erfüllt sein müssen.

- (1) Eine solche Antwort muss die Notwendigkeit für die Gegenstandsbestimmung in der Psychologie erweisen, das heißt ein Argument vortragen, welches erklärt, weshalb historisch kontinuierliche Problemzusammenhänge für das Projekt der Psychologie nicht hinreichen.
- (2) Eine solche Antwort muss die entgegengesetzten Pole von Erleben und Verhalten berücksichtigen. Dies kann auf drei Weisen stattfinden:
 - 1) indem die Dichotomie überwunden und durch einen neuen Gegenstand ersetzt wird,
 - 2) indem ein einheitlicher Gegenstand identifiziert wird, der beide als komplementäre Aspekte mitumfasst, oder
 - 3) indem dafür argumentiert wird, weshalb eine einseitige Antwort die Psychologie nicht verfremde.
- (3) Eine solche Antwort muss die Einheit der Psychologie als Wissenschaft sicherstellen (und sei es als *unitas multiplex*) um die (noch zu bestimmende) Identität der Psychologie gegenüber zentripetalen und zentrifugalen Kräften zu behaupten.
- (4) Eine solche Antwort muss eine Grundlagendisziplin für die psychologische Forschung spezifizieren, die ihr einen Rahmen bietet, um zu entscheiden, was in und was außerhalb ihres Bereichs fällt. Eine mögliche Anwärtlerin hierfür ist die psychologische Anthropologie.
- (5) Eine solche Antwort muss einen Begriff der Gegenstandsangemessenheit entwickeln, welcher die Verhältnisse von Gegenstand, Modell und Methode erhellt. Genauer gesagt, spezifiziert die Gegenstandsangemessenheit die Bedingungen, un-

ter denen ein Modell seinen Gegenstand adäquat abbildet. Eine solche Antwort muss die für die Psychologie spezifische Dualität Objekt- und Subjektorientierung berücksichtigen.

- (6) Eine solche Antwort muss eine Idoltheorie der Gegenstandsfrage entwerfen und aufweisen, inwiefern sie die so spezifizierten Fehlerquellen vermeidet. Zu den bereits identifizierbaren Idolen zählen unter anderem die philosophische Patronage der Wissenschaften, die Verabsolutierung der eigenen Weltanschauung, der disziplinäre Relativismus sowie das objektivistische und das subjektivistische Idol in ihren vier Varianten
- (7) Eine solche Antwort muss anhand der Gegenstandsfrage eine Auseinandersetzung mit der spezifisch psychologischen Form von Wissenschaftlichkeit vornehmen. Die phänomenologische Psychologie muss sowohl für den philosophischen als auch für den experimentalpsychologischen Diskurs anschlussfähig bleiben. Ihre Aufgabe und ihr Potenzial liegen darin, integrierende Beiträge von distinktem Ertrag für beide Gebiete vorzulegen.

Literatur

- Borgstede, Matthias. 2022. *Theorie und Messung in der Psychologie. Eine evolutionäre Perspektive*. Bamberg University Press.
- Borgstede, Matthias und Frank Eggert. 2023. »Squaring the circle: From latent variables to theory-based measurement«. *Theory & Psychology* 33 (1): 118-137.
- Borsboom, Denny. 2005. *Measuring the Mind. Conceptual Issues in Contemporary Psychometrics*. Cambridge University Press.
- Borsboom, Denny, Gideon J. Mellenbergh und Jaap van Heerden. 2004. »The Concept of Validity«. *Psychological Review* 111 (4): 1061–71. <https://doi.org/10.1037/0033-295X.111.4.1061>
- Buntins, Matthias. 2014. *Psychologische Tests und mehrwertige Logik. Ein alternativer Ansatz zur Quantifizierung psychologischer Konstrukte*. Springer.
- Buntins, Matthias, Katja Buntins und Frank Eggert. 2017. »Clarifying the concept of validity: From measurement to everyday language«. *Theory & Psychology* 27 (5): 703–710.
- Bühler, Karl. 1927. *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Danziger, Kurt. 1985. »The origins of the psychological experiment as a social institution«. *American Psychologist* 40 (2): 133.
- Eberlein, Gerald und Richard Pieper, Hrsg. 1976. *Psychologie, Wissenschaft ohne Gegenstand?* Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag.
- Fahrenberg, Jochen. 2015. *Theoretische Psychologie – Eine Systematik der Kontroversen*. Pabst.
- Feger, Hubert. 1983. »Laudatio für Carl-Friedrich Graumann«. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 14 (4): 292–298. De Gruyter.
- Fisette, Denis, Guillaume Fréchette und Friedrich Stadler, Hrsg. 2020. *Franz Brentano and Austrian Philosophy*. Springer: Berlin.
- Galliker, Mark. 2016. *Ist die Psychologie eine Wissenschaft?* Springer: Heidelberg.
- Gerrig, Richard J., Philip G. Zimbardo, Tobias Dörfler und Jeanette Roos. 2018. *Psychologie*. Hallbergmoos: Pearson.

- Graumann, Carl F. 1984. »Bewußtsein und Verhalten. Gedanken zu Sprachspielen der Psychologie«. In *Handlungstheorien interdisziplinär*, hrsg. v. Hans Lenk, 547–573. München: Fink.
- Graumann, Carl F. 1997. »Einführung in eine Geschichte der Sozialpsychologie«. In *Sozialpsychologie: Eine Einführung*, hrsg. v. Wolfgang Stroebe, Miles Hewstone und Geoffrey M. Stephenson, 3–23. Heidelberg, Viernheim, Berlin: Springer.
- Graumann, Carl F. 2001. »Zentrifugale und zentripetale Kräfte in der Psychologie«. *Psychologie und Geschichte* 9 (3/4), 139–152.
- Gurwitsch, Aron. 1976. *Die mitmenschlichen Begegnungen in der Milieuwelt*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Herrmann, Theo 1976. »Braucht die Psychologie eine Gegenstandsbestimmung?«. In *Psychologie, Wissenschaft ohne Gegenstand*, hrsg. v. Gerald Eberlein und Richard Pieper, 37–44, Frankfurt am Main: Campus.
- Herzog, Max. 1992. *Phänomenologische Psychologie: Grundlagen und Entwicklungen*. Heidelberg: Asanger.
- Hölder, Otto. 1901. »Die Axiome der Quantität und die Lehre vom Masse«. *Berichte über die Verhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Mathematisch-Physische Klasse* 53: 1–46.
- Holzkamp, Klaus. 2009. »Verborgene anthropologische Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie (1972)«. In *Schriften V. Kontinuität und Bruch. Aufsätze 1970–1972.*, hrsg. v. Frigga Haug, Wolfgang Maiers und Ute Osterkamp, 41–83. Hamburg: Argument.
- Kirchhoff, Robert. 1975. *Zum Gegenstand und Begriff einer Wissenschaft. Ein weiterer Beitrag zur Kontroverse über eine »Psychologie ohne Gegenstand«*. Köln: unabhängig herausgegeben.
- Kirchhoff, Robert. 1976. »Warum auch die Psychologie einen bestimmten Gegenstand braucht. Antwort auf Theo Herrmanns Artikel«. In *Psychologie, Wissenschaft ohne Gegenstand*, hrsg. v. Gerald Eberlein und Richard Pieper, 45–74. Frankfurt am Main: Campus.
- Mack, Wolfgang. 2002. »Kommentar zu »Die Einheit der Psychologie und ihre anthropologischen Grundlagen« von Dieter Münch«. *Journal für Psychologie* 10 (1): 88–100.
- Métraux, Alexandre und Wendt, Alexander Nicolai. 2022. »Zur phänomenologischen Orientierung in der Psychologie«. *Journal für Psychologie*, 30 (1), 48–68. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-48>
- Michell, Joell. 1999. *Measurement in psychology: A critical history of a methodological concept*. Cambridge University Press.
- Münch, Dieter. 2002a. »Die Einheit der Psychologie und ihre anthropologischen Grundlagen«. *Journal für Psychologie* 10 (1): 40–62.
- Münch, Dieter. 2002b. »Gegenstandsangemessenheit und die Reflexion auf Neurowissenschaften: eine Replik auf Wolfgang Macks Kommentar«. *Journal für Psychologie* 10 (1): 96–100.
- Oberauer, Klaus und Stephan Lewandowsky. 2019. »Addressing the Theory Crisis in Psychology«. *Psychonomic Bulletin & Review* 26 (5): 1596–1618. <https://doi.org/10.3758/s13423-019-01645-2>
- Prinz, Wolfgang, Jochen Müsseler und Martina Rieger. 2017. »Einleitung – Psychologie als Wissenschaft«. In *Allgemeine Psychologie*, hrsg. v. Jochen Müsseler und Martina Rieger, 1–10. Heidelberg: Springer.
- Schmid, Michael. 1978. »Rezension von »Psychologie – Wissenschaft Ohne Gegenstand?««. *ARSP: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie/Archives for Philosophy of Law and Social Philosophy* 64 (1): 129–32.
- Spiegelberg, Herbert. 1973. »Is the reduction necessary for phenomenology? Husserl's and Pfänder's Replies«. *Journal of the British Society for Phenomenology* 4 (1): 3–15.
- Staiti, Andrea. 2009. »Systematische Überlegungen zu Husserls Einstellungslehre«. *Husserl Studies* 25: 219–233.

- Straus, Erwin. 1936/1978. *Vom Sinn der Sinne: Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Stumpf, Carl. 1907. *Erscheinungen und psychische Funktionen*. Berlin: Verlag der Königl. Akademie der Wissenschaften.
- Traxel, Werner. 1976. »Der Gegenstand der Psychologie als Produkt und Problem psychologischen Denkens«. In *Psychologie, Wissenschaft ohne Gegenstand*, hrsg. v. Gerald Eberlein und Richard Pieper, 105–39, Frankfurt am Main: Campus.
- Wendt, Alexander Nicolai. 2022a. *Die Erneuerung der phänomenologischen Psychologie*. Baden-Baden: Alber.
- Wendt, Alexander Nicolai. 2022b. »Philosophischer Teil: Der Platz der Seele in der Welt des Menschen«. In *Wohin steuert die Psychologie? Ein Ausrichtungsversuch*, hrsg. v. Alexander Nicolai Wendt und Joachim Funke. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wendt, Alexander Nicolai. 2023. »Die phänomenologische Perspektive«. In *Kulturpsychologie: Eine Einführung*, hrsg. v. Uwe Wolfradt, Lars Allolio-Näcke und Paul Sebastian Ruppel, 51–61. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Wendt, Alexander Nicolai und Joachim Funke. 2022. *Wohin steuert die Psychologie? Ein Ausrichtungsversuch*. Bd. 21. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wertz, Frederick J. 1986. »The question of the reliability of psychological research«. *Journal of Phenomenological Psychology* 17 (2): 181–205.
- Wundt, Wilhelm. 1863. *Vorlesungen über Menschen- und Thierseele*. Bd. 1. Leipzig: Leop. Voß.
- Zurhorst, Günter. 1991. »Die Erneuerung der philosophisch-anthropologischen Grundlagen der Psychologie«. *Psychologie und Gesellschaftskritik* 15 (1): 5–11.

Die Autoren

Hannes Wendler, M.A., M.Sc., Universität zu Köln. Hannes Wendlers Arbeitsschwerpunkte betreffen die axiologische Psychopathologie, das Mensch-Tier-Übergangsfeld und die Empathie.

Kontakt: Hannes Wendler, Universität zu Köln, Philosophische Fakultät, Aachener Str. 217, 1.B13, 50931 Köln; E-Mail: hwendler@uni-koeln.de

Josh Joseph Ramminger, B.Sc., Universität Marburg und Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Arbeitsschwerpunkte betreffen die konzeptuellen Grundlagen der Psychometrie und psychologischen Metrologie, sowie Metatheorie-Methodologie-Beziehungen in psychologischer Forschung.

Kontakt: Josh Joseph Ramminger, Humboldt-Universität zu Berlin, Lebenswissenschaftliche Fakultät, 10099 Berlin; E-Mail: ramminger@phi-psy.de

Existenzielle phänomenologische Forschung

Eine verstehend-geisteswissenschaftliche Alternative für die Psychologie¹

Scott D. Churchill & Amy M. Fisher-Smith

Journal für Psychologie, 31(1), 82–102

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-82>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

In diesem Artikel wird der dominante »naturwissenschaftliche« Ansatz der amerikanischen Psychologie dem »geisteswissenschaftlichen« Ansatz gegenübergestellt, welcher von Dilthey (1894) stammt. Dabei wird der Fokus unserer Disziplin und Kultur problematisiert, primär kausale Erklärungen für menschliches Verhalten zu suchen, da dieser einen Fokus auf die Bedeutung der menschlichen Entscheidung und Verantwortung marginalisiert oder verunmöglicht. Zuerst besprechen wir den historischen Kontext dieses gebräuchlichen Verständnisses der Psychologie. Anschließend begründen wir, dass es einer neuen »Wissenschaftstheorie« bedarf, die in der Lage ist, menschliche Freiheit mit einzubeziehen. Giorgis (1970) Pionierarbeit in der Entwicklung eines solchen »geisteswissenschaftlichen« Ansatzes in der Psychologie wird als Ausgangspunkt genutzt, um die existenzielle, phänomenologische Alternative der psychologischen Forschung zu präsentieren. Dabei wird die zentrale Rolle der Philosophie in diesem Forschungsparadigma mit Rückgriff auf Aristoteles, Brentano, Dilthey und Husserl besprochen. Das ontologische Fundament dieser »existenziellen« Herangehensweise an den Menschen wird mit Bezug auf Heidegger und Sartre dargestellt. Die Überlegungen des Textes werden anhand von Fallbeispielen aus Abschlussarbeiten von Studenten der Universität Dallas illustriert, welche von den beiden Ko-Autoren betreut wurden.

Schlüsselwörter: psychologische Methodologie, Geisteswissenschaften, Humanistische Psychologie, Phänomenologie, philosophische Psychologie«

Summary

Existential Phenomenological Research

The dominant »natural science« approach in American psychology is contrasted with the »human science« approach that hails back to Dilthey (1894). The emphasis both within

our discipline and our culture on seeking causal explanations of human behavior is presented as problematic to the extent that it marginalizes and even precludes any focus on human choice and responsibility. We first review the historical context for this received view in psychology, and then proceed to develop the need for a new »theory of science« that is capable of embracing human freedom and transcendence. Giorgi's (1970) pioneering work in developing the »human science« approach to psychology is used as a platform from which to present the existential phenomenological alternative to psychological research. The essential role of philosophy in this research paradigm is discussed, with reference to Aristotle, Brentano, Dilthey, and Husserl. The ontological foundations for the »existential« approach to the human person is presented through reference to Heidegger and Sartre. Illustrations are presented throughout, drawn from recent senior theses developed at the University of Dallas under the combined supervision of the two co-authors.

Keywords: psychological methodology, humanities, humanistic psychology, phenomenology, philosophical psychology

Worauf zielen unsere Methoden eigentlich ab, wenn sie genutzt werden, um die Bedeutung von menschlichem Verhalten und Motivation zu begreifen?

Zu großen Teilen erkennen wir, dass viele unserer wichtigsten Methoden bereits von Beginn an auf den Zweck hin strukturiert sind, hypothetische Kausalrelationen zugänglich zu machen (und zu dokumentieren). Das bedeutet, dass die aus der Untersuchung hervorgehenden Erklärungen für das menschliche Verhalten bereits in ihrem Vorkommen innerhalb eines kausalen Frameworks vorbestimmt sind, weil die Methode selbst so strukturiert ist. Während wir dieses Primat der kausalen Erklärung und seine Einbettung in einer empiristischen/positivistischen Methodologie in den Verhaltenswissenschaften beobachten, erkennen wir auch, dass die Psychologie eine breitere methodische Tradition hat, wobei viele Wissenschaftler Methodenpluralismus anerkennen und für ihn argumentieren (Churchill 1991; Fisher Smith et al. 2020; Koch und Leary 1985; Wertz 1999).

Allerdings bleiben die etablierten Methoden der Verhaltenswissenschaften, auf welche man sich beim Bau einer zuverlässigen und valide evidenten Basis derselbigen verlässt, diejenigen, die quantitativ sind und in der historischen Tradition des Empirismus und des hypothetisch-deduktiven Kausalmodells begründet sind (American Psychological Association 2006; Cook 2018; Cook et al. 2008; Giorgi 1970; Robinson 1995). Ein solches Beispiel eines quantitativen Designs, welches zum Bau einer solchen evidenten Basis des Wissens genutzt wird, ist die doppelblinde randomisierte kontrollierte klinische Studie, welche zur Etablierung einer evidenzbasierten Praxis in der Psychotherapie genutzt wird (Barlow 2004; Chambless und Crits-Christoph 2006; Deaton und Cartwright 2018). Diese quantitativen Forschungsdesigns sind wirklich

experimentelle Designs, welche primär für ihre vermeintliche Fähigkeit, einen hypothetischen Kausalzusammenhang zwischen Variablen zu isolieren, gepriesen werden.

Dieser Aufsatz setzt bei der Feststellung ein, dass diese Form der Psychologie Personen selten als Agenten innerhalb ihrer Kontexte und Umstände betrachtet, selbst wenn sie eine Rolle in der Gestaltung der Bedeutungen spielen, welche ihre Verhaltensweisen und ihre Motivationen untermauern. Wenn wir die Bedeutungen und Absichten hinter Verhalten und menschlicher Motivation *verstehen* wollen, brauchen wir ein alternatives Paradigma. Statt die externen kausalen Einflüsse zu betonen, welchen Individuen passiv unterliegen, brauchen wir eine alternative Perspektive; tatsächlich brauchen wir auch ein anderes methodologisches Framework, eines, das qualitativ statt quantitativ ist.

Dieser Artikel wird erstens den historischen Kontext des allgemein üblichen Bildes der Wissenschaft und Methodologie überdenken, insbesondere die orthodoxere Herangehensweise an das Forschungsdesign im Vergleich zu den historischen Fundamenten einer »humanwissenschaftlichen«² Herangehensweise. Zweitens bieten wir einen spezifischen Typ von qualitativer Methodologie, Existential Phenomenological Research (EPR), als eine alternative qualitative Herangehensweise an, welche dazu geeignet ist, menschliche Erfahrung so zu untersuchen, dass sie empathisch *verstanden*, statt kausal *erklärt* werden kann. Drittens werden wir das der EPR zugrunde liegende existenzielle Framework darstellen, wegen dem es im Vergleich zu vielen anderen qualitativen Methoden besonders für die Klärung der Handlungsfähigkeiten von Individuen in konkreten Situationen angewendet werden kann.

Zwei alternative »Wissenschaftstheorien«: Die naturwissenschaftliche versus die humanwissenschaftliche Herangehensweise

Im Verlauf der Geschichte der akademischen Psychologie haben Psychologen im Bemühen um Wissenschaftlichkeit ihre Theorien hartnäckig durch Beobachtungen fundiert; und doch haben sie sich vor allem auf einen Modus der Beobachtung beschränkt, der Sinnesdaten misst. Historisch gesprochen ist dies gar nicht so eigentümlich, da »Empirismus« in der Wissenschaft inzwischen bedeutet, dass die Ergebnisse der Wissenschaft nicht auf bloßer Spekulation oder Intuition gründen, sondern auf sinnlicher Wahrnehmung vom Untersuchungsobjekt. Unglücklicherweise befinden wir uns heute in der Wissenschaft der Psychologie in einer Situation, in der wir Forscher einige genau der Modalitäten der Wahrnehmung aufgegeben haben, von denen vorstellbar wäre, dass sie uns den direktesten und authentischsten Zugang zu unserem Untersuchungsgegenstand bieten. Tatsächlich haben wir während eines Großteils der Geschichte der Psychologie

Menschen und Tiere als bloße »Objekte« der wissenschaftlichen Untersuchung betrachtet, die reduzierbar auf ihre materiellen Aspekte sind und von den Gesetzen der Physik, Chemie und Biologie beherrscht werden. Aber was ist mit unserer Natur als »Subjekte« oder Agenten? *Wie kommen subjektive Erlebnisse und selbstwirksames Verhalten in den Gegenstandsbereich der wissenschaftlichen Psychologie?* Brauchen wir nicht mehr als eine Art Wissenschaft zu betreiben, damit die Psychologie ihre Aufgabe erfüllen kann?

Brentano (1874) war der Erste, der die Gebiete der Wissenschaften anhand ihrer *Zugangsform* statt anhand ihres *Gehalts* unterschieden hat: Das bedeutet, dass er die Definition des Gehalts oder des Untersuchungsgegenstandes einer Wissenschaft *dem Modus ihres Zugangs untergeordnet* hat. Statt physikalische Wissenschaften, Lebenswissenschaften und Sozialwissenschaften anhand der Gebiete der materiellen Realität, lebendigen Materie und bewussten Wesen (wie diese »regionalen Ontologien« sowohl von Husserl 1989 als auch von Merleau-Ponty 1963 später eingeteilt wurden) auseinanderzuhalten, unterscheidet Brentano die Wissenschaften anhand ihrer »Herangehensweise« (Giorgi) an ihr »Sinnggebiet« (Schütz), welches uns methodisch gegeben ist: Für Brentano gab uns »äußere Wahrnehmung« das Gebiet der materiellen Natur (das Leben mit inbegriffen), welches für uns durch unsere Sinne zugänglich ist; wohingegen uns »innere Wahrnehmung« (welche nicht mit »Introspektion« zu verwechseln ist) das Gebiet des Psychischen gab, welches uns durch eine Art von »Intuition« (Anschauung) erschlossen wurde, welche nicht auf die Sinne reduzierbar wäre. Es war Dilthey (1894, 1910), welcher diese »innere Wahrnehmung« durch seinen Begriff des »Verstehens« noch klarer fasste.

Durch Brentano und Dilthey wurde der Bereich des Psychologischen von seinem Fundament des 19. Jahrhunderts, bestehend aus dem Materialismus und der physiologischen Psychologie, hin zu den »Geisteswissenschaften« erweitert. Hierbei handelte es sich um *eine vollkommen neue Herangehensweise an die Psychologie*. Wie Heidegger später in Bezug auf seine eigene Lebensphilosophie und als Antwort auf die Frage »Worauf es ankommt?« schreiben würde:

»Nicht auf Gewinnung neuer Begriffe, aber in alter Verstehensweise, sondern durch die kategoriale Problematik aufmerksam machen auf ursprünglich anderen Verstehensvollzug« (Heidegger 1921/1985, 185–186).

Es ist interessant, dass May diese Unterscheidung, fast ein Jahrhundert nach Brentanos *Psychologie vom empirischen Standpunkt*, für die amerikanische Psychologie als »human dilemma« wiederbelebte, das darin besteht, dass unser Untersuchungsgegenstand (der Mensch) sowohl als »Subjekt« als auch als »Objekt« angegangen werden kann. Und dennoch behandeln Psychologen das menschliche Sein noch heute (über 50 Jahre später), als ob es bloßes »Objekt« der psychologischen Wissenschaft sei. Wie Keen (2001/2012, übersetzt aus dem Englischen von Malte Schlenker) in seiner Rede

zur Verleihung des APA Rollo May Awards »Keeping the Psyche in Psychology« beobachtete:

»Wissenschaft, die Methode, die Antworten statt Fragen sucht, die Kompetenzen statt Feinfühigkeiten produziert, könnte der Schuldige sein. Aber es ist kaum genug – und kaum weise – die Wissenschaft zu kritisieren [...] da wir Wissenschaft bewusst im Dienste unserer Werte nutzen müssen, statt so zu tun, als ob unsere Werte als Psychologen in keinerlei Beziehung zu unserer Arbeit stehen würden. Die Psyche wurde in der amerikanischen Psychologie verzweigt. Was in der Psychologie zu selten ist, ist der Ruf nach Einfühlung in die Fragen der *Gesellschaft*, der *Geschichte* und des *Lebens*.«

Was also ist aus der *Psyche* in der Psychologie geworden?

Die Geschichte des Problems: Die Notwendigkeit einer neuen »Wissenschaftslehre«

Vor über einem Jahrhundert grenzte Dilthey (1894) zwei fundamental verschiedene Weisen, Wissenschaft *zu betreiben*, voneinander ab: Die auf die Natur bezogene Herangehensweise sollte das »Erklären« sein (die Suche nach Ursache und Wirkung); für die Ordnung des menschlichen *Geistes* sei hingegen das »Verstehen«. Beide Bereiche bedurften einer je eigenen »Wissenschaftslehre« – eines philosophischen Fundaments, das sowohl das »Was« (die ontologischen Vorannahmen) als auch das »Wie« (die epistemologischen Vorannahmen) einer jeden Disziplin definieren würde. Tatsächlich folgte Dilthey (1894) Brentano (1874) darin, Fichtes (1794) *Grundlegung der Wissenschaftslehre* weiterzuentwickeln, welche als erste das Konzept der »Wissenschaftslehre« in den philosophischen und wissenschaftlichen Diskurs einführte, 100 Jahre, bevor Brentano und Dilthey sich damit beschäftigen würden.

Befürworter der »humanwissenschaftlichen« Herangehensweise argumentierten im Wesentlichen, dass, wenn das »Was« der Forschung eine menschliche Person ist, das »Wie« des Zugangs entsprechend angepasst werden muss. Wenn wir beispielsweise glauben, dass menschliche Wesen fundamental anders sind als Mineralien und Moleküle, dann muss unsere Herangehensweise dies berücksichtigen: Wenn Personen als sich durch ihre Entscheidungen selbst bestimmend verstanden werden, dann muss unsere wissenschaftliche Herangehensweise darauf zugeschnitten werden, die menschliche Freiheit innerhalb der gelebten Situationen, die wir untersuchen, zu beobachten und zu entdecken (Howard und Conway 1987). Durch die Einführung der Begriffe »Geist« und »Geistes« in den Diskurs der Wissenschaft berief sich Dilthey auf eine deutsche Tradition, die sich bis zu Goethe zurückführen lässt und deren Interesse sich

sowohl auf den »Geist« als Forschungsgegenstand *als auch* auf die Weiterentwicklung der »Fähigkeit des Geistes Wissen zu schaffen«³ richtete. Indem Dilthey das Konzept der *Geisteswissenschaften* entwickelte, eröffnete er neue Prinzipien, auf denen die empirische Wissenschaft der Person ruhen konnte.

Laut Dilthey (1894) sollten menschliche Wesen am besten als im Kontext ihres sozialen, historischen und kulturellen Lebens verwurzelt verstanden werden, statt artifiziell aus diesen Kontexten abstrahiert zu werden. Deshalb widersprach er der naturalistischen Behauptung, dass menschliche Wesen den Objekten der natürlichen Welt ähnlich seien und also den Kausalkräften der Naturgesetze unterworfen wären. In anderen Worten waren menschliche Personen immer Personen im Kontext und eingebettet in ihr »Ganzes des Lebens« (Heidegger 1927, 46–47). Diese Emphase auf die Ganzheit des sozialen Lebens ist auch der Grund, warum Dilthey die empiristische Auffassung, nach der die Elemente der sinnlichen Erfahrung alleine die Grundlage des Wissens seien, ablehnt. Dilthey argumentierte, dass unsere Erfahrung von Ereignissen und anderen selbst holistisch ist. Wenn wir anderen und Dingen in der Umwelt begegnen, begegnen wir nicht »Empfindungsstücken« (zum Beispiel Stücke roher »Sinnesdaten«, wie Empiristen vielleicht über bloße Farbeindrücke behaupten würden). Vielmehr begegnen wir unmittelbar bedeutungshaften Ganzen, welche die Gestaltpsychologen später als Figur auf Grund beschrieben haben (Wertheimer, 1923/1938). Diese Konzeption ist der Ausgangspunkt von Diltheys (1910) irreduzibler »Lebensäußerung«, dem Konzept, dass wir immer schon in einer reichen und organisierten phänomenalen Erfahrung leben, die nicht ein Chaos isolierter Sinneserfahrungen, sondern vielmehr bedeutungsvoller und verständlicher Gestalt ist. Beim Versuch, diese Unterscheidungen zwischen Natur und Geisteswissenschaften klar zu fassen, schrieb Dilthey (1894, 1313):

»Die Vertreter der erklärenden Psychologie pflegen nun zur Begründung einer so umfassenden Anwendung von Hypothesen sich auf die Naturwissenschaften zu berufen. Aber gleich hier am Beginn unserer Untersuchungen stellen wir den Anspruch der Geisteswissenschaften fest, ihre Methoden ihrem Object entsprechend selbständig zu bestimmen. [...] Nun unterscheiden sich zunächst von den Naturwissenschaften die Geisteswissenschaften dadurch, dass in jenen die Thatsachen von aussen, durch die Sinne, als Phaenomene und einzeln gegeben sind, wogegen sie in diesen von *innen*, *als Realität und als ein lebendiger Zusammenhang* originaliter auftreten. [...] Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir. [...] dass Hypothesen innerhalb der Psychologie keineswegs dieselbe Rolle spielen als innerhalb des Naturerkennens. In diesem vollzieht sich aller Zusammenhang durch Hypothesenbildung, in der Psychologie ist gerade der Zusammenhang ursprünglich und beständig im Erleben gegeben; Leben ist überall nur als Zusammenhang da.«

Während die Positivisten oder Advokaten der Naturwissenschaften versuchten, die Wahrnehmungserfahrung von physischen Objekten zu analysieren, schlug Dilthey vor, die der gelebten Erfahrung im Zusammenhang des menschlichen Lebens inhärente *Bedeutung* zu analysieren. Diese Zugangsweise, die für die Geisteswissenschaften charakteristisch ist, wurde von Dilthey als *Verstehen* beschrieben. In anderen Worten wäre der richtige Fokus der »Geisteswissenschaft« Psychologie die »Lebensäußerungen«, so wie sie durch das *Verstehen* bedeutungsvoll erschlossen werden; des Weiteren würde das Verstehen als legitimes Fundament des Wissens in den Geisteswissenschaften angesehen. Dilthey merkte an, dass wir beim Verstehen alle Fähigkeiten des Geistes nutzen: Spüren, Urteilen, Erinnern, Vorstellen, Ahnen, Fühlen und Denken (1894, 55).

Wie ironisch scheint es im Kontrast dazu, dass wir, wenn wir als Studenten der »wissenschaftlichen Psychologie« mit unserem Forschungsgegenstand konfrontiert werden, oft beigebracht bekommen, eine verkürzte kognitivistische Herangehensweise zu nutzen, deren Prominenz durch ihre Abhängigkeit von Sinnesdaten und rationaler Erklärung bedingt ist und welche andere Modi des Verstehens wie zum Beispiel Fühlen, Ahnen und Vorstellen ausschließt. Wenn wir im Alltag das Verhalten anderer beobachten oder wenn wir versuchen, unser eigenes Verhalten zu beobachten, dann verwenden wir bloß unsere Sinne oder denken mit einem kausalen Schema. Bei der Auseinandersetzung mit dem Bereich der Menschen (sowie dem der Tiere) nutzen wir auch unsere Vermögen zur *Einsicht* und zum *Staunen*. Für Dilthey war es tatsächlich das »Geheimnis der Person«, welches diese reflexive Methode des Verstehens, dank eines Zusammenspiels all der Fähigkeiten des Geistes, aufdecken würde.

Frühe Psychologen wie Wundt, Münsterberg, James und Fechner hatten immer schon vorgeschlagen, dass es nicht nur eine Wissenschaft der Psychologie geben sollte, welche, dem Beispiel der Naturwissenschaften folgend, auf Experimenten basiert, sondern auch eine geisteswissenschaftliche oder Kulturpsychologie (Wundt 1912/1916). Münsterberg (1899/2004) entwickelte zwei Wissenschaften der Psychologie – erklärende Psychologie, welche sich auf der kausalen Bedingtheit mentaler Ereignisse gründet, und eine zweckorientierte Psychologie, welche sich auf das Verstehen menschlicher Absichten gründet. Auch William James (1901/2007) war ein Befürworter der Entwicklung einer nicht-naturalistischen Psychologie, vor allem in seiner Schrift *Die Vielfalt religiöser Erfahrung*. Der vielleicht Faszinierendste von allen war Fechner (1861), der:

»eine >Tagansicht« von einer >Nachtansicht« unterschied, welche zu zwei Seiten der Realität korrespondieren. Innerhalb der Tagansicht sind die Dinge beseelt, bewusst, lebendig; innerhalb der Nachtansicht sind alle Dinge materiell. Die Tagansicht ist der >innere Standpunkt«, der erstpersonale Standpunkt; die Nachtansicht ist der >äußere Standpunkt«, der drittpersonale Standpunkt (Heidelberger, 2004, S. 97). Fechner weitete diese Tagansicht

so weit aus, dass alles Existierende ein Inneres hat. Daher auch Fechners (1860) Definition der Psychophysik: »Unter Psychophysik soll hier eine exakte Lehre von den funktionellen oder Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Körper und Seele, allgemeiner zwischen körperlicher und geistiger, physischer und psychischer, Welt verstanden werden« (Kugelmann 2021, 7, übersetzt aus dem Englischen von Malte Schlenker).

Tatsächlich würde Arnheim (1985, 857) Fechner einerseits als »Empiristen« bezeichnen, andererseits als »zutiefst religiösen Pantheisten, dem wir die poetischste Ökologie verdanken, die je geschrieben wurde«. Wenn wir diese frühen Figuren in der Geschichte der Psychologie betrachten, wird klar, dass das Erbe Descartes tiefe Spuren im Gebiet der akademischen Psychologie hinterlassen hat. Es waren die Psychoanalytiker und Gestaltpsychologen sowie deutsche Psychiater, die im frühen 20. Jahrhundert die Anstrengung, den cartesianischen Dualismus zu überwinden, fortführten, indem sie Diltheys Begriff des Verstehens in ihrer Herangehensweise an die Untersuchung der Person (und selbst der Affen – vgl. Köhler 1921/1971) übernahmen. Nachdem der Behaviorismus das Gebiet der wissenschaftlichen Psychologie übernommen hatte (Watson 1913, 1924; Skinner 1953, 1987), schien allerdings kein Platz mehr für solche »Hindernisse« für die Verhaltenswissenschaft zu sein (Skinner 1975).

Was also ist aus Diltheys *geisteswissenschaftlicher* Herangehensweise geworden?

Zeitgenössische Psychologie: Die Reduktion des menschlichen Subjekts auf Wirkursachen

Zeitgenössische Psychologen tendieren dazu, die geisteswissenschaftliche Tradition mit ihrer Emphase auf das Verstehen und die Bedeutung zugunsten der naturwissenschaftlichen Tradition mit ihrer Emphase auf das Erklären und die Kausalität zu umgehen. In anderen Worten tendieren wir dazu, naturalistische Formulierungen (z. B. Ursachen und Wirkungserklärungen) und quantitative Herangehensweisen zu privilegieren, sodass wir, wenn wir uns auf Ursachen berufen, üblicherweise das meinen, was Aristoteles als Wirkursache beschrieben hat (für eine ausführlichere Untersuchung von Ursachen in den Verhaltenswissenschaften siehe Slife und Williams 1995).

In den Verhaltenswissenschaften betont das Konzept der Wirkursächlichkeit die Konzepte der Antezedenz und Konsequenz, daher zeitübergreifende, lineare Verknüpfungen (siehe dazu Robinson 1995; Rychlak 1981). Es ist allerdings wichtig anzumerken, dass Aristoteles ursprünglich *vier verschiedene Ursachentypen* als notwendig für jeden Effekt konzipiert hat. Trotz dieser vielfältigen Bedeutungen von Ursächlichkeit haben wir unsere Aufmerksamkeit sowohl in der Psychologie als auch in der zeitgenössischen Kultur auf eine einzige verengt – die der Wirkursache. Wir argumentieren

dafür, dass diese Bedeutung von Ursächlichkeit – als Antezedenz/Konsequenz Wirkursächlichkeit – sowohl in den Verhaltens- als auch in den Sozialwissenschaften so tief verwurzelt ist, dass es uns schwerfällt, uns einen anderen Typ vorzustellen. Unser unmittelbares und stillschweigendes Verständnis von Ursächlichkeit in den Begriffen Antezedenz/Konsequenz kann mit Schütz (1932) als *sedimentierte* Überzeugung beschrieben werden; daher eine Überzeugung, die sich vom wissenschaftlichen Diskurs in den alltäglichen Diskurs abgesetzt hat und so tief verwurzelt ist, dass sie selbstverständlich geworden ist. Wir deuteten vorher an, dass dieser Typ Kausalframework der naturwissenschaftlichen (quantitativen) Methodologie inhärent ist. Beispielsweise ist die Beziehung zwischen der unabhängigen Variable zu der abhängigen Variable in randomisierten Experimentaldesigns und Quasi-Experimentaldesigns eine wirkursächliche. Dieser Typ Kausalbeziehung wird aber in quantitativen Methoden selten explizit identifiziert. Tatsächlich würde eine solche explizite Identifikation wohl als redundant und unnötig angesehen werden, aber natürlich zeigt die weitreichende Akzeptanz der UV-AV-Kausalbeziehung, dass diese eine sedimentierte und selbstverständliche Vorannahme der quantitativen Methodologie geworden ist. Radnitzky (1970) ist noch weiter gegangen und hat diesbezüglich von einer »Versteinerung« der Ideen der wissenschaftlichen Praxis gesprochen. Auf diese Weise bleibt uns das Konzept der Ursächlichkeit gleichzeitig erhalten, aber vor unseren Blicken verborgen. Wir nehmen beispielsweise sowohl in unserem alltäglichen, kulturellen Verständnis von Ursächlichkeit als auch aus einer methodologischen Perspektive an, dass negative, frühkindliche Ereignisse Angst und Depression »verursachen« (Caspi et al. 2010; Bradley et al. 2008).

Was wird, ob der Dominanz der Wirkursächlichkeit, aus Aristoteles anderen drei Typen von Ursächlichkeit – die Ursachen, die von den Verhaltens- und Sozialwissenschaften marginalisiert oder vergessen wurden? Neben der Wirkursache hat Aristoteles die Stoffursache eingeführt, die sich auf das Material oder die Substanz, aus der etwas besteht, bezieht; die Formursache, die sich auf die Form, die Machart, das Muster oder das bezieht, was Aristoteles als die »Essenz« eines Dings bezeichnet; und zuletzt die Finalursache, welche sich auf das Ende, den Zweck oder das Ziel, auf welches etwas abzielt, bezieht. Für Aristoteles sind alle der vier Ursachen notwendig, um eine Entität, ein Verhalten oder ein Phänomen zu erklären, das menschliche Verhalten mit inbegriffen (Robinson 1995). Trotz Aristoteles Emphase dieser vier Ursachen wurden die üblichsten Erklärungen in den Verhaltenswissenschaften typischerweise auf die Wirkursache und die Stoffursache reduziert (Slife und Williams 1995). Diese Reduktion ist zum Teil eine Funktion der naturwissenschaftlichen Herangehensweise in der Psychologie, die in der empirischen Beobachtung oft mit stoff- und wirkursächlichen Erklärungen kombiniert wird. In der Tat sind stoffursächliche Erklärungen, die zum Beispiel menschliches Verhalten mithilfe neurobiologischer Struktur und/oder Chemie

beschreiben, in den Verhaltenswissenschaften üblich. Obwohl wir nicht suggerieren wollen, dass diese Beschreibungen falsch sind, legen wir nahe, dass sie aus den naturwissenschaftlichen Formen der Erklärung hervorgehen.

Was dabei aus unserer Sicht vergessen oder an den Rand gedrängt wurde, ist, die Person als Ganzes aus einer »humanwissenschaftlichen« Perspektive zu untersuchen, die Verstehen und Bedeutung wertschätzt. Deshalb rufen wir den Leser hiermit dazu auf, nicht eine Psychologie als »Naturwissenschaft«, sondern als eine Wissenschaft der geistigen oder menschlichen Ordnung zu betreiben, die nicht auf physikalischen Reduktionismus oder mathematische Formulierungen reduzierbar ist. Diese humanwissenschaftliche Herangehensweise ist im Grunde ein Weg, den freien Willen wieder ins Bild zu bringen, statt menschliches Verhalten und menschliche Erfahrung auf Wirk- und Stoffursächlichkeit zu reduzieren. Ja, wir sind durch unsere Umstände beeinflusst; aber unsere Erfahrung und unser Verhalten sind nicht auf sie reduzierbar. Biologische, soziale und ökologische Einflüsse werden sicherlich mit bedacht, aber ohne unser Verstehen des Individuums auf diese kollektiven »Ursachen« zu reduzieren. Wir denken, dass die beste Herangehensweise daran, die humanwissenschaftliche Vision umzusetzen, die existenzielle, phänomenologische Forschungsmethode ist, die wir im nächsten Abschnitt einführen werden.

Psychologie phänomenologisch betreiben: Eine »humanwissenschaftliche« Alternative zur naturwissenschaftlichen Tradition

Zu der Zeit, als Giorgi (1970) seine Schrift *Psychology as a Human Science: A Phenomenologically Based Approach* geschrieben hat, begannen viele Psychologen, die an der Entwicklung qualitativer Methoden (selbst bevor dieser Ausdruck gebräuchlich war) interessiert waren, zur Phänomenologie zu schauen, um ein philosophisches Fundament für eine Psychologie zu stiften, welche als »Human-« statt als eine »Naturwissenschaft« aufgefasst wird. May et al. (1958) hatten in ihrer Gründungsschrift *Existence: A New Direction in Psychiatry and Psychology* die klinische Psychologie bereits darauf vorbereitet, die Arbeit der existenziellen Psychiater (Binswanger, Minkowski, Straus, von Gebattel) zu inkorporieren. Es waren aber Giorgi und seine Kollegen und Studenten im Duquesne der 1970er, die sich wirklich auf die Entwicklung qualitativer psychologischer Methoden fokussierten, welche sie in der Literatur der existenziellen Phänomenologie fundierten. Andere Zentren der Entwicklung phänomenologisch fundierter, qualitativer Forschung waren die University of Dallas, Seattle University, Saybrook University und die University of Tennessee (siehe Churchill 2000 und Churchill et al. 2021 für eine weitere Ausführung dieser Geschichte).

Von den zwei Co-Autoren dieses Artikels hat Churchill die letzten 40 Jahre und Fischer die letzten 20 Jahre damit zugebracht, die phänomenologische Methode an der University of Dallas zu lehren und zu entwickeln, um sie in Abschlussarbeitsprojekten anzuwenden, da seit der Gründung des Fachbereichs von jedem Bachelorstudenten der Psychologie verlangt wurde, eine phänomenologisch fundierte Abschlussarbeit als ihre umfassende Prüfung im Fach Psychologie durchzuführen. In jüngerer Zeit hat Churchill (2022) ein Einführungslehrbuch *Essentials of Existential Phenomenological Research* für APA Books geschrieben, welches auf seiner gemeinsamen Arbeit mit Studenten über die letzten vier Dekaden gründet. Das Ziel dieses Buchs war es zu konsolidieren, was wir kollektiv von einem halben Jahrhundert der Erforschung der existenziellen phänomenologischen Literatur und den Versuchen gelernt haben, Phänomenologie auf empirische psychologische Forschung anzuwenden, welche vor allem in Schauplätzen in den USA, Kanada und Europa stattfanden.

Die grundlegenden Schritte dieser Methode sind von einem Verständnis der psychologischen Wissenschaft durchdrungen, welches sich radikal von dem Wissenschaftsverständnis unterscheidet, das die Experimentalpsychologie propagiert, die durch den Naturalismus fundiert ist (siehe Koch und Leary 1985 für eine weitergehende Diskussion der Geschichte des Naturalismus in der psychologischen Wissenschaft). Bei der Entwicklung eines ontologischen Frameworks, welches dabei helfen soll, den Wissenschaftler in seiner Analyse der gelebten Erfahrung zu leiten, werden existenzielle Begriffe von Freiheit, Wahl und Transzendenz in den Mittelpunkt gestellt. Sartres (1964, 91 und 1991, 211–237) Darstellung der phänomenologischen Reduktion als »reinigende Reflexion« (im Kontrast zur »unreinen Reflexion«, welche psychologischen Determinismus und Selbstbetrug hervorbringt) öffnet die Tür dafür, zu sehen, was Schütz (1932) als »Um-zu-Motive« versus »Weil-Motive« bezeichnet hat.

Um es mit Aristoteles Terminologie der »vier Ursachen« zusammenzufassen: Traditionelle, experimentelle Forschungsmethoden suchen die »Stoff-« und die »Wirk-«Ursache des menschlichen Verhaltens und der menschlichen Erfahrung, was sich in der Forderung nach Operationalisierung oder Beobachtbarkeit (z. B. Stoffursache) und in der hypothetischen, wirkursächlichen Beziehung zwischen den unabhängigen Variablen und der abhängigen Messung zeigt. Existenzielle Psychologie mit ihrem phänomenologischen Fundament zielt eher auf die »Form-« und die »Final-«Ursachen des menschlichen Verhaltens und der menschlichen Erfahrung ab. Bei diesem letzteren Ansatz liegt das Interesse sowohl darin, bei der »Essenz« verschiedener »Arten« von Erfahrung (d. h. »Formen«) anzukommen, als auch darin, die wirklichen »Motive« unseres Verhaltens zu begreifen, so wie sie sich uns in der immanenten Teleologie des menschlichen Verhaltens zeigt: Wir fragen letztendlich nach den »letzten« Zielen, welche von einem Verhalten in einer gegebenen Situation erreicht werden sollen.

Überblick über den Prozess der existenziellen phänomenologischen Forschung

1. Formulierung einer Forschungsfrage: (a) Finden eines generellen Themengebiets; (b) vorbereitende Reflexionen und Tests; (c) Operationalisierung des Themas: Finden der zu untersuchenden Situation – was ist die gelebte Erfahrung, die du untersuchen willst? (d) Was hoffst du dort zu finden? Identifikation des »Überwas« der Studie. Und schließlich: (e) Was wird das »Um-dessen-Willen« oder die Relevanz solch einer Studie für die psychologische Literatur sein? Durch Heideggers (1927) Analyse der dreifachen Struktur des Fragens und unsere vielen Jahre der Betreuung von Abschlussprojekten inspiriert, wird eine Unterscheidung zwischen *dem psychologischen Forschungsphänomen* und *der Situation oder der gelebten Erfahrung* eingeführt, *die dieses aufzeigt* (Churchill 2018a).
2. Es ist wichtig, die relevante Literatur durchzuarbeiten, um bei der Formulierung der Forschungsfrage zu helfen. In einigen Fällen kann dies auch ein Ausgangspunkt sein, von dem aus die Forschungsfrage erwächst. Schau dich nach Dilemmata, Gebieten, in denen es Streit gibt, Ungewissheiten und verfrühtem Forschungsabbruch um. Nutze die Literaturrecherche, um die anfängliche Formulierung der Forschungsfrage hin zu einer »überarbeiteten Formulierung des Forschungsinteresses« zu verbessern.
3. Eine erlebnisorientierte Herangehensweise an das Sammeln der Daten, welche von Eckartsbergs Konzeption des Forschungsinterviews als »kooperativer Dialog« folgt, eröffnet ein besseres Verstehen der Rolle der Empathie und des eingehenden Zuhörens beim »Begreifen der Bedeutung« gelebter Situationen.
4. »Phänomenologische« Forschung ist nicht bloß durch ihre Grundlage aus Daten durch Selbstauskunft definiert, sondern vielmehr durch ihre spezielle Methode, auf diese Daten durch Selbstauskunft zu reflektieren. Eine phänomenologische Herangehensweise an die Datenanalyse fordert von uns, dass wir fragen, wie man das Phänomen durch phänomenologische Reduktion gefolgt von der »Wesensschau« entdecken kann. Die Frage ist: *Was tun wir*, wenn wir diese Beschreibungen lesen? *Wie wohnen wir den Worten unserer Auskunftgeber bei?* Was sind unsere ontologischen Vorannahmen und wie schützen wir uns dagegen, dass ungewollte Vorurteile in unsere Ergebnisse einfließen?
5. Bei der Datenanalyse solltest du anfangen, über das *Phänomen* nachzudenken, welches aus ihnen hervorgehen wird (wie eine von Michelangelos Skulpturen, welche aus dem Marmor des Steinbruchs hervorgeht). Was ist der *Eidos* (das Wesen), der in den Daten vergraben ist, in der gelebten Erfahrung – etwas, das allen Instanzen in variierenden Situationen gemein ist? Fang an deine vorläufigen Reflexionen sowohl auf der individuellen als auch auf der allgemeinen Ebene der Analyse zu formulieren.

6. Kommunikation der Ergebnisse: Schreibe den Forschungsbericht (siehe Churchill 2022, 73–77).

Eine weiterführende Darstellung der EPR und ihrer Methode kann in den Zusatzmaterialien eingesehen werden (https://www.psychosozial-verlag.de/download/8427/Anhang_Churchill_Fisher-Smith_8427_JfP_2023-1-82-102.pdf).

Die essenzielle Rolle der Philosophie in der existenziellen phänomenologischen Forschung

Das gesamte Forschungsparadigma für EPR wurde zuerst als eine philosophische *Herangehensweise* entwickelt, bevor es überhaupt zu einer Methode wurde. Das galt sowohl für die Philosophie als auch für die Psychologie: Dilthey (1894) artikulierte die Fundamente der Geisteswissenschaften ungefähr zur selben Zeit, zu der Husserls (1901) propädeutische Analyse der Logik den Weg für seine ersten Skizzen (1913) einer philosophisch-phänomenologischen Methode bereitete. Es war Giorgi (1970), der schlussendlich versuchte, Diltheys Traum umzusetzen.

Sobald Husserl (1901, 6) den sogenannten Schlachtruf der Phänomenologie proklamiert hatte – auf die »Sachen selbst« –, wurde es zur Frage, wie die Natur der Sachen zu bestimmen sei, die uns betreffen würden, und was der angemessene Zugangsmodus zu diesen Sachen sei. Für Husserl waren die Sachen, zu welchen wir zurückkehren sollten, die »Bewußtseinserlebnisse« – die er allesamt mit dem Begriff der *Intentionalität* umfasste. Auch wenn dieser Begriff sehr viel mehr bedeutet als einfache Absichten oder Ziele in einer Situation, kann der Leser die Idee, dass es stets irgendeinen Sinn oder »Telos« gibt, welcher mit dem menschlichen Verhalten (die Akte des Wahrnehmens, der Imagination, des Erinnerns, des Wollens und des Begeg- nens mit inbegriffen) erreicht werden soll, als eine Art Platzhalter nutzen. Husserls (1913) berühmte Reihe von »Reduktionen« will uns von der transzendenten Welt der *Aktualität* (bestehend aus »Dingen« oder »Fakten« oder »Ereignissen«, die in der »Außenwelt« stattfinden) in das immanente Reich »zurückführen« (*re-ducere*), das die »Innenwelt« der menschlichen Subjektivität ausmacht, das heißt die *psychologische Realität*. Wir verwenden den Begriff der Reduktion, da phänomenologische Forschung uns *zurück zu unseren intentionalen Akten führt*. Dies ermöglicht uns, Erfahrung als bedeutungsvoll zu begreifen⁴ und als etwas »Tieferes«, »Latentes« oder »Implizites« innerhalb des alltäglichen Erfahrungsstroms anzeigend. An dieser Stelle ist anzumerken, dass der Begriff »intentional« nicht »absichtlich« bedeutet; er ist vielmehr ein Konzept aus der Philosophie, laut dem wir in unserem psychischen Leben stets *bedeutungsvoll hin zu unserer Erfahrungswelt orientiert* sind. Diese Orientierung

oder »Intentionalität« ist eine Art, dem Umstand Rechnung zu tragen, dass selbst die einfachsten Erfahrungen immer bereits das Signum unserer *bedeutungsermöglichenden* Präsenz trägt. Es sind genau diese impliziten Intentionalitäten unseres Verhaltens und unserer Erfahrung, die unsere Erfahrung bedeutungsvoll machen (Churchill 2022, 7–8).

Die Beobachtung und Thematisierung der Intentionalität wurden so das Ziel der Phänomenologie, so wie sie auch eines der Ziele der Psychoanalyse wurden (insoweit Freud auch Philosophie bei Brentano studierte). In der Tat nutzte Freud (1905/1971) in seiner berühmten Fallstudie »Dora« die Begriffe »Bedeutung« (34), »Motiv« (35) und »Absicht« (37) fast synonym, um uns beizubringen, wie man die Bedeutung von klinischen Symptomen begreift – genau wie er es bereits mit der Bedeutung von Träumen getan hatte (Freud 1899/2010; siehe auch Bettelheim 1982, 69–70). Was Psychoanalyse und Phänomenologie zu verwandten Disziplinen macht, ist ihr gemeinsames Interesse am *latenten Gehalt*, der sich im Ausdruck des psychischen Lebens zeigt. Es ist diese »Kreuzvalidierung« (86) der beiden Felder, die Merleau-Ponty (1960/1969) zur berühmten Bemerkung führte, »Phänomenologie und Psychoanalyse sind nicht parallel zueinander; vielmehr greifen beide nach derselben Latenz« (87). Das bedeutet für die EPR, dass das, was wir begreifen wollen, oft etwas ist, das nicht an der Oberfläche unserer Beschreibungen liegt, sondern vielmehr in deren Tiefe (Churchill 2022, 8–9).

Betrachte man das folgende Exzerpt einer protokollierten Beschreibung (rohe, unanalysierte Daten) der Erfahrung der Einsamkeit:

»Während der Sommerferien 2019 war ich eine Studentin kurz vor dem Abschlussjahr und ich verbrachte den gesamten Sommer im Haus meiner Eltern. Wenn ich während der Ferien nach Hause gehe, bleibe ich im Gästezimmer meines Hauses, da meine Schwester das ganze Zimmer in Beschlag genommen hatte, mit der ich mein Zimmer teilte, seit wir klein waren, bis ich studieren ging, wobei sie das Zimmer so umgeräumt hatte, dass dort noch nicht einmal mein Bett stand. Damit war ich sicherlich einverstanden und gegen Ende meines Abschlussjahrs der Schule hatte ich angefangen, manchmal im Gästezimmer zu schlafen, wenn ich noch spät wach war, um an Hausaufgaben zu arbeiten, sodass ich meine Schwester nicht dadurch störte, dass ich sehr viel später zu Bett ging als sie ... Ich fing an mich ein bisschen von der sozialen Interaktion zurückzuziehen und verbrachte viel Zeit mit Projekten und halb vergessenen Hobbys der früheren Jahre, die ich im Haus gefunden hatte. Ich geriet in die Routine, jeden Tag um ca. drei Uhr morgens einzuschlafen und gegen ein Uhr nachmittags aufzustehen, vor allem, da ich so später als alle anderen im Haus aufbleiben konnte und mich so niemand danach fragen konnte, irgendwo hinzugehen oder mit irgendjemandem zu interagieren oder bei irgendetwas mitzumachen. Ich wollte mich nicht absichtlich isolieren, aber ich hatte an-

gefangen mich zu Hause etwas unwohl zu fühlen« (übersetzt aus dem Englischen von Malte Schlenker).

Wichtig für Haynes (2020) Ansatz in dieser Studie über die Einsamkeit war es, die latente Intentionalität in der Beschreibung der Teilnehmerin einzufangen. Das bedeutet, dass die Analyse einen Schritt über das in der Sprache der Teilnehmerin Gezeigte hinausgehen musste. Bedeutung und Verständnis in der psychologischen Forschung sind oft abhängig von nicht explizit in der Sprache oder den Daten des Teilnehmers Gegebenem, auch wegen der Vieldeutigkeit der Sprache und der Möglichkeit der Widersprüchlichkeit. Manchmal erzählt uns ein Teilnehmer Dinge, die nicht der Fall sind, in der Form von »Verleugnung« oder Abwesenheit (Angel 2013). An der Stelle, an der Haynes Teilnehmerin bemerkte, dass sie sich »nicht absichtlich isolieren« wollte, kann der Forscher die Verneinung oder das Zögern in der Rede der Teilnehmerin hören – und dadurch »sehen« (oder verstehen), dass die Teilnehmerin letztendlich die Agentin ihrer eigenen Isolation ist, selbst wenn sie dies unabsichtlich ist. Dass der Forscher dazu in der Lage ist, das Zögern der Teilnehmerin zu hören und zu sehen, ist natürlich davon abhängig, dass die Daten in ihrer Gesamtheit betrachtet werden, was bedeutet, dieses Exzerpt aus der Perspektive der gesamten Beschreibung zu betrachten.

In der folgenden Analyse fängt Haynes (2020, 19–20) die latente Intentionalität der Teilnehmerin ein und bleibt gleichzeitig dieser gelebten Erfahrung treu:

»Die Einsamkeitserfahrung der Teilnehmerin entsteht im Kontext ihrer Dislokation in das Gästezimmer ihrer Familie. Obwohl diese ihr ein vertrauter Kontext ist, in dem sie sich früher fast ihr ganzes Leben lang wohl gefühlt hat, ist dies auch der Kontext, welcher die Aufmerksamkeit auf die >beunruhigenden und deplatzierten< Gefühle der Teilnehmerin und die überraschende (paradoxe?) Distanz der Beziehung zwischen ihr und ihrer nahen Familie lenkt, wobei sich diese letztere davor nie auf diese Weise gezeigt hatte. Daher wird die Einsamkeitserfahrung der Teilnehmerin als eine zunehmende physische und psychische Distanz von ihren interpersonellen Beziehungen mit anderen gelebt, insbesondere zu ihrer nahen Familie. Ihre Einsamkeit und gelebte Distanz von Anderen werden von Gefühlen der Lethargie und eines Mangels an Motivation begleitet, wobei sie sich von all diesen überwältigt fühlt. Angesichts dieser unerbittlichen Emotionen und dem unablässigen Gefühl der Einsamkeit erfährt die Teilnehmerin den Verlust ihres Gefühls der Zugehörigkeit. Der Kern des Einsamkeitsgefühls der Teilnehmerin ist dieser Verlust ihres Gefühls zugehörig zu sein und keinen Platz mehr bei ihren Familienmitgliedern zu haben. Deshalb ist sie angesichts dieses Verlusts sozial erschöpft und zieht sich in ihre >eigene Gesellschaft< zurück. Obwohl das Alleinsein der Teilnehmerin die Distanz zwischen ihr und den Anderen erhöht, schützt diese sie auch vor den Anderen, so dass diese eine geschützte Zone der Sicherheit und des Komforts schafft. Diese >geschützte Zone< gefällt

der Teilnehmerin und hält sie so in ihrer Blase sozialer Isolation, statt dass diese versucht den Graben zwischen sich und den Anderen zu überwinden, eine Aufgabe, die unmöglich erscheint« (übersetzt aus dem Englischen von Malte Schlenker).

Gerade in den letzten zwei Sätzen dieser Analyse können wir die Einfühlung des Forschers in die Intentionalität der Teilnehmerin beobachten. Was von der Teilnehmerin als bloße Tatsachen dargestellt wurde (z. B. »Ich fing an mich ein bisschen [...] zurückzuziehen«), wird vom Forscher dergestalt erhellt, dass die tiefere Bedeutung dieser »geschützten Zone« als eines Ortes ins Licht tritt, wo die Teilnehmerin zielgerichtet, aber implizit isolierenden Schutz von Anderen gesucht hat (eine vertiefte Darstellung der EPR findet sich in den Zusatzmaterialien dieses Artikels).

Konklusion

Vor 20 Jahren hat Ernest Keen (2001/2012) die Psychologie mit einem Aufruf zur Handlung herausgefordert:

»Die Naturwissenschaften waren ein wichtiges Vehikel, um die Psychologie in die Amerikanische Gesellschaft zu integrieren – indem durch sie an die Quellen der Legitimität appelliert wurde [...] Aber sie war auch eine Zwangsjacke, welche die Psychologie von der Poesie, der Belletristik, der Kunst und der Musik entfernt hat, wodurch es diesen Feldern schwieriger gemacht wurde ihre Herangehensweisen und Einsichten für den Logos der Psyche zu erschließen. Die Phänomenologie bietet der Psychologie eine Methode, unseren Fokus über die bloße Wissenschaft hinaus zu erweitern und einen Platz in der amerikanischen Kultur zu schaffen, an dem wir eine wirkliche Humanwissenschaft statt einer Naturwissenschaft werden können« (230, übersetzt aus dem Englischen von Malte Schlenker).

Bei der Entwicklung einer Alternative zur Psychologie, die als Naturwissenschaft verstanden wird, geht es nicht nur darum, Erklärungen und Ursache-Wirkungs-Denken zu vermeiden. Wir müssen auch unsere Fähigkeiten entwickeln, Intentionalitäten zu sehen, zu verstehen und zu artikulieren. Das bedeutet, dass es nicht ausreicht, eine Fülle von qualitativen Methoden als Alternativen zu quantitativen Methoden zu entwickeln, vor allem wenn erstere nicht immer den positivistischen Tendenzen der letzteren entgegen. Um bei der Entwicklung einer wirklichen Wissenschaft der menschlichen Person erfolgreich zu sein, müssen wir qualitative Methoden entwickeln, die in einer alternativen »Wissenschaftstheorie« oder einer Herangehensweise, wie Giorgi (1970) es nannte, begründet sind. Philosophisch informierte qualitative Forschung – vor allem wenn sie

sich in der EPR-Tradition gründet – öffnet neue Horizonte für den, der das *menschliche Verhalten* studieren will. Diese neuen Horizonte werden durch die ontologischen Fundamente der Psychologie ermöglicht, die als Humanwissenschaft verstanden wird, das heißt eine Psychologie, die sich auf die menschlichen Bedeutungen, Motive, Intentionen und Werte richtet.

Dank unserer langjährigen Erfahrung darin, diese Methode zu unterrichten, können wir sagen, dass unsere Studenten offenbar in der Entdeckung dieser sonst unsichtbaren Dimensionen der menschlichen Erfahrung aufgehen. Die wirkliche Aufgabe besteht darin, ihnen beizubringen, diese Art von Ergebnissen selbst zu erarbeiten. Hier trifft Pädagogik auf Wissenschaft und hier wenden wir unsere eigene Aufmerksamkeit sowie die Aufmerksamkeit unserer Studenten vom Lesen der methodologischen Literatur hin zum wirklichen Betreiben phänomenologischer Psychologie.

Übersetzt von Malte Schlenker

Anmerkungen

- 1 Anm. d. Hrsg.: Dieser Beitrag enthält Verweise auf Zusatzmaterialien, welche online über das *Journal für Psychologie* bereitgestellt werden.
- 2 Anm. d. Übers: Im Zuge des Artikels wird die *human science* je nach Gebrauchskontext mit »Humanwissenschaft« oder mit »Geisteswissenschaft« übersetzt. Dies ist notwendig, da der Begriff der *human science* einerseits als Übersetzung von Diltheys Konzept der *Geisteswissenschaft* dient, andererseits aber die anglophone Weiterentwicklung dieses ursprünglich Dilthey'schen Begriffs durch Vertreter der *human science psychology* inzwischen üblicherweise mit dem Terminus »Humanwissenschaft« ins Deutsche übersetzt wird.
- 3 Es ist interessant, die Doppeldeutigkeit des Begriffs »Geisteswissenschaft« zu bedenken, mit seinem im Genitiv stehenden »Geistes-«, das sowohl konventionell als Objektsgenitiv gelesen werden kann, also »Geistes« das Objekt der Wissenschaft ist, als auch in einer etwas unkonventionelleren (aber entschieden heideggerianischen) Lesart als Subjektsgenitiv gelesen werden kann, bei der also die Wissenschaft zum Geist gehört und durch ihn betrieben wird (d. h., dass der Geist als Subjekt verstanden wird, das die Fähigkeit besitzt sich selbst zu verstehen). Siehe Churchill (2018b, 70–73) für eine weitere Ausführung; siehe auch Heidegger (1923/1999, 102). Es ist ebenfalls interessant die ambivalente Art der englischen Übersetzung des Begriffs »Wissenschaft« zu betrachten: Im Bereich der Natur wird er als »natural science« übersetzt; aber im Bereich des Geistes wird er als bloße »human studies« übersetzt. Erst Giorgi (1970) forderte den Begriff »science« für die »human sciences« zurück.
- 4 Selbst wenn Psychologen nicht die gesamte Reduktion zum transzendentalen Gebiet mit vollziehen (siehe Merleau-Ponty 1945/1962, XIV bezüglich »der Unmöglichkeit einer vollständigen Reduktion«), können wir doch von Husserls Vorgehen lernen, was für uns die Einklammerung der natürlichen Einstellung (d. h. der Glaube, dass die erklärende Psychologie alle Antworten hinsichtlich des Verstehens des psychischen Lebens bereithält) bedeutet und uns zurück von den offensichtlichen Bedeutungen zu den latenteren Bedeutungen führt, die in der menschlichen Erfahrung enthalten sind. R. D. Laing (1967) hat vorgeschlagen, dass wir

diese Bedeutungen »capta« statt »data« nennen, da sie nicht einfach gegebene sind, sondern aus der »schwer fassbaren Matrix der Geschehnisse« gewonnen oder erfasst [Anm. d. Ü.: captured] werden müssen.

Literatur

- American Psychological Association Presidential Task Force on Evidence-Based Practice. 2006. »Evidence-based practice in psychology«. *American Psychologist* 61: 271–285.
- Angel, Sanne. 2013. »Grasping the experience of the other from an interview: Self-transposition in use«. *International Journal of Qualitative Studies on Health and Well-Being* 8 (9): 1–7. <https://doi.org/10.3402/qhw.v8i0.20634>
- Arnheim, Rudolf. 1985. »The other Gustav Theodor Fechner«. In *A century of psychology as science*, hrsg. v. Sigmund Koch und David E. Leary, 856–865. McGraw-Hill.
- Barlow, David. 2004. »Psychological treatments«. *American Psychologist* 59 (9): 869–878.
- Bettelheim, Bruno. 1982. *Freud and man's soul*. Norton.
- Bradley, Rebekah G., Elisabeth B. Binder, Michael P. Epstein, Yilang Tang, Hemu P. Nair, Wei Liu, Charles F. Gillespie, Tiina Berg, Mark Evces, D. Jeffrey Newport, Zachary N. Stowe, Christine M. Heim, Charles B. Nemeroff, Ann Schwartz, Joseph F. Cubells und Kerry J. Ressler. 2008. »Influence of child abuse on adult depression: Moderation by the corticotropin releasing hormone receptor gene«. *Archives of General Psychiatry* 65: 190–200.
- Brentano, Franz. 1874. *Psychologie vom Empirischen Standpunkt*. Leipzig: Dunker & Humblot.
- Caspi, Avshalom, Ahmad R. Hariri, Andrew Holmes, Rudolf Uher und Terrie E. Moffitt. 2010. »Genetic sensitivity to the environment: The case of the serotonin transporter gene and its implications for studying complex diseases and traits«. *American Journal of Psychiatry* 167: 1–19.
- Chambless, Dianne L. und Paul Crits-Christoph. 2006. »The treatment method«. In *Evidence based practices in mental health*, hrsg. v. John C. Norcross, Larry E. Beutler und Ronald F. Levant, 191–200. American Psychological Association.
- Churchill, Scott D. 1991. »Reasons, causes, and motives: Psychology's illusive explanations of behavior«. *Theoretical & Philosophical Psychology*, 11: 24–34. <http://dx.doi.org/10.1037/h0091504>
- Churchill, Scott D. 2000. »Phenomenological psychology«. In *Encyclopedia of psychology: Volume 6*, hrsg. v. Alan E. Kazdin, 162–168. Oxford University Press and American Psychological Association.
- Churchill, Scott D. 2018a. »Explorations in teaching the phenomenological method: Challenging students to ›grasp at meaning‹ in human science research«. *Qualitative Psychology* 5 (2): 207–227.
- Churchill, Scott D. 2018b. »On the empathic mode of intuition: A phenomenological foundation for social psychiatry«. In *Phenomenology and the social context of psychiatry*, hrsg. v. Magnus Englander, 65–93. Bloomsbury.
- Churchill, Scott D. 2022. *Essentials of existential phenomenological research*. American Psychological Association.
- Churchill, Scott D., Christopher Aanstoos und James Morley. 2021. »The Emergence of Phenomenological Psychology in the United States«. *Journal of Phenomenological Psychology* 52 (2): 218–274.
- Cook, Thomas D. 2018. »Twenty-six assumptions that have to be met if single random assignment experiments are to warrant ›gold standard‹ status: A commentary on Deaton and Cartwright«. *Social Science and Medicine* 210: 37–40.

- Cook, Thomas D., William R. Shadish und Vivian C. Wong. 2008. »Three conditions under which experiments and observational studies produce comparable causal estimates: New findings from within-study comparisons«. *Journal of Policy Analysis and Management* 27 (4): 724–750.
- Deaton, Angus und Nancy Cartwright. 2018. »Understanding and misunderstanding randomized controlled trials«. *Social Science and Medicine* 210: 2–21.
- Dilthey, Wilhelm. 1894. *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie*. Berlin: Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften.
- Dilthey, Wilhelm. 1910. *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Berlin: Verlag der Königlichen Akademie der Wissenschaften.
- Fechner, Gustav T. 1860. *Elemente der Psychophysik*. Leipzig: Breitkopf und Härtel.
- Fechner, Gustav T. 1861. *Ueber die Seelenfrage: Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden*. Leipzig: Amelang.
- Fichte, Johann G. 1794/1982. *Foundations of the Science of Knowledge*. Übersetzt von Peter Heath und John Lachs. Cambridge University Press.
- Fisher, Max. 2021. »Belonging is stronger than facts: The age of misinformation«. *The New York Times*, 7. Mai. www.nytimes.com/2021/05/07/world/asia/misinformation-disinformation-fake-news.html
- Fisher Smith, Amy, Charles Sullivan, John Macready und Geoffrey Manzi. 2020. »Methodology matters: Researching the far right«. In *Researching the far right: Theory, method, and practice*, hrsg. v. Aaron Winter, Graham Macklin und Joel Busher, 197–211. Routledge.
- Freud, Sigmund. 1905/1971. *Bruchstück einer Hysterie-Analyse*. Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag.
- Freud, Sigmund. 1899/2010. *The interpretation of dreams*. Übersetzt von J. Strachey. Basic Books.
- Gadamer, Hans-Georg. 1975. *Truth and method*. Übersetzt von G. Barden und J. Cumming. Crossroad.
- Giorgi, Amedeo. 1970. *Psychology as a human science: A phenomenologically based approach*. Harper & Row.
- Haynes, Mary. 2020. *Moments of connection and disconnection: A phenomenological investigation of the lived experience of aloneness* [unveröffentlichte Abschlussarbeit]. Department of Psychology, University of Dallas.
- Heidegger, Martin. 1921/1985. *Phänomenologische Interpretationen zu Aristoteles: Einführung in die phänomenologische Forschung*. In *Martin Heidegger Gesamtausgabe Band 61*, hrsg. von Walter Bröcker und Räte Bröcker-Oltmanns. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann GmbH.
- Heidegger, Martin. 1923/1999. *Ontology: The hermeneutics of facticity*. Übersetzt von John van Buren. Indiana University Press.
- Heidegger, Martin. 1927. *Sein und Zeit*. Tübingen: Max-Niemeyer Verlag.
- Heidelberger, Martin. 2004. *Nature from within: Gustav Theodor Fechner and his psychophysical worldview*. Übersetzt von Cynthia Klohr. University of Pittsburgh Press.
- Howard, George S. und Christine G. Conway. 1987. »The next steps toward a science of agency«. *American Psychologist* 42: 1034–1036. <https://doi.org/10.1037/0003-066X.42.11.1034>
- Husserl, Edmund. 1901. *Logische Untersuchungen: zweiter Band: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis: I. Teil*. Halle a. d. S.: Max-Niemeyer Verlag.
- Husserl, Edmund. 1913. *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie: Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*. Halle a. d. S.: Max-Niemeyer Verlag.
- Husserl, Edmund. 1989. *Ideas pertaining to a pure phenomenology and to a phenomenological philosophy, Second Book: Studies in the phenomenology of constitution*. Übersetzt von Richard Rojcewicz und André Schuwer. Kluwer.
- James, William. 1901/2007. *The varieties of religious experience*. Wilder Publications.

- Jaspers, Karl. 1963. *General psychopathology*. Übersetzt von J. Hoenig und Marian W. Hamilton. University of Chicago Press.
- Keen, Ernest. 2001/2012. »Keeping the psyche in psychology«. *The Humanistic Psychologist* 40 (3): 224–231. <http://dx.doi.org/10.1080/08873267.2012.642218>
- Koch, Sigmund und David E. Leary, Hrsg. 1985. *A century of psychology as science*. McGraw-Hill.
- Köhler, Wolfgang. 1921/1971. »Methods of psychological research with apes«. Übersetzt von Mary Henle. In *The selected papers of Wolfgang Köhler*, hrsg. v. Mary Henle, 197–223. Liveright.
- Kugelmann, Robert. 2021. *The metaphor of the »threshold« of consciousness in Frederic Myers' theory of the subliminal self*. The International Society for the History of the Behavioral and Social Sciences.
- Laing, Ronald D. 1967. *The politics of experience*. Ballantine.
- May, Rollo. 1967. *Psychology and the human dilemma*. Norton.
- May, Rollo, Ernest Angel und Henri F. Ellenberger, Hrsg. 1958. *Existence: A new dimension for psychiatry and psychology*. Simon & Schuster.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1945/1962. *Phenomenology of perception*. Übersetzt von Colin Smith. Routledge & Kegan Paul. Routledge.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1963. *The structure of behavior*. Übersetzt von Alden L. Fisher. Boston: Beacon Press.
- Münsterberg, Hugo. 1899/2004. *Psychology and life*. Kessinger Publishing.
- Radnitzky, Gerard. 1970. *Contemporary schools of metascience (Second Edition)*. Humanities Press.
- Robinson, Daniel. 1995. *An intellectual history of psychology (3rd ed.)*. University of Wisconsin Press.
- Rychlak, Joseph F. 1981. *Introduction to personality and psychotherapy: A theory construction approach (2nd ed.)*. Houghton Mifflin Company.
- Sartre, Jean-Paul. 1964. *Die Transzendenz des Ego: 3 Essays*. Übersetzt von Herbert Schmitt, Abelle Christaller und Alexa Wagner. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.
- Sartre, Jean-Paul. 1991. *Das Sein und das Nichts: Versuch einer phänomenologischen Ontologie*. Übersetzt von Hans Schöneberg und Traugott König. Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.
- Schütz, Alfred. 1932. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Wien: Julius Springer.
- Skinner, Burrhus F. 1953. *Science and human behavior*. Macmillan Publishing Company.
- Skinner, Burrhus F. 1975. »The steep and thorny way to a science of behavior«. *American Psychologist* 30 (1): 42–49. <https://doi.org/10.1037/0003-066X.30.1.42>
- Skinner, Burrhus F. 1987. »Whatever happened to psychology as the science of behavior?«. *American Psychologist* 42 (8): 780–786.
- Slife, Brent D. und Richard N. Williams. 1995. *What's behind the research? Discovering hidden assumptions in the behavioral sciences*. Sage.
- von Eckartsberg, Rolf. 1971. »On experiential methodology«. In *Duquesne studies in phenomenological psychology Vol. 1*, hrsg. v. Amedeo Giorgi, William F. Fischer und Rolf von Eckartsberg, 66–79. Duquesne University Press.
- Watson, John B. 1913. »Psychology as the behaviorist views it«. *Psychological Review* 20: 158–177.
- Watson, John B. 1924. *Behaviorism*. Norton.
- Wertheimer, Max. 1923/1938. »Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt II«. *Psychologische Forschung* 4: 301–350. In *A sourcebook of gestalt psychology*, hrsg. v. Willis D. Ellis, 71–88. Routledge & Kagan Paul. www.yorku.ca/dept/psych/classics/Wertheimer/Forms/forms.html
- Wertz, Frederick J. 1999. »Multiple methods in psychology: Epistemological grounding and the possibility of unity«. *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology* 19 (2): 131–166.
- Wundt, Wilhelm M. 1912/1916. *Elements of folk-psychology: Outlines of a psychological history of the development of mankind*. Übersetzt von Edward L. Schaub. Allen.

Die Autor_innen

Scott D. Churchill, Ph.D. in klinischer Psychologie, ist Professor der Psychologie an der Privatuniversität Dallas und Editor-in-Chief der Fachzeitschrift *The Humanistic Psychologist*. Seine Forschungsinteressen sind unter anderem die phänomenologische Methodologie in der Psychologie, Mensch-Tier-Kommunikation, die Zweite-Person-Perspektive und Empathie.

Kontakt: Scott D. Churchill, Department of Psychology, University of Dallas, 1845 East Northgate Drive, Dallas; E-Mail: bonobo@udallas.edu

Amy M. Fisher-Smith, Ph.D. in klinischer Psychologie, ist Associate-Professor und Department Chair der Psychologie an der Privatuniversität Dallas und praktizierende Psychotherapeutin. Ihre Forschungsinteressen sind unter anderem der Prozess der Radikalisierung und De-Radikalisierung, Konflikt- und Terrorismussoziologie, Holocaust- und Genozidstudien.

Kontakt: Amy M. Fisher-Smith, Department of Psychology, University of Dallas, 1845 East Northgate Drive, Dallas; E-Mail: afsmith@udallas.edu

Der Übersetzer

Malte Schlenker, BA der Philosophie, ist Masterstudent der Philosophie und Hilfswissenschaftler an der Universität Heidelberg. Seine Forschungsinteressen sind unter anderem die Phänomenologie, die klassisch deutsche Philosophie und die Philosophie der Psychologie.

Kontakt: Malte.Schlenker@stud.uni-heidelberg.de

The Struggle to Distinguish Transcendental Phenomenology and Psychology

Christopher Gutland & Alexander Nicolai Wendt

Journal für Psychologie, 31(1), 103–124

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-103>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Summary

This article addresses Husserl's attempt to differentiate between transcendental phenomenology and eidetic psychology. The thesis is: The distinction remained problematic so that Husserl's analyses are often valuable contributions to psychology that, however, are mistaken to be epistemology. It is shown how and why the confusion of epistemological and psychological investigations harbors the danger of a psychologism. The article shows how becoming conscious of consciousness leads to a kind of reduplication of the world and why this led Husserl to give psychology an epistemological priority. On the other hand, it considers where and how the concern of epistemology and psychological investigations on the genesis of consciousness can be methodologically separated. Finally, it offers perspectives on how Husserl's psychological contributions can be made fruitful for the project of a phenomenological psychology.

Keywords: transcendental phenomenology, eidetic psychology, psychologism, Husserl, epistemology, consciousness, methodology

Zusammenfassung

Die schwierige Scheidung von transzendentaler Phänomenologie und Psychologie
Dieser Beitrag widmet sich Husserls Differenzierungsversuch von transzendentaler Phänomenologie und eidetischer Psychologie. Die These lautet: Die Unterscheidung blieb problematisch, sodass Husserls Analysen oftmals zwar wertvolle, aber als Erkenntnistheorie missverstandene Beiträge zur Psychologie sind. Es wird aufgezeigt, inwiefern die Verwechslung von erkenntnistheoretischen und psychologischen Untersuchungen die Gefahr eines Psychologismus birgt. Der Beitrag zeigt, wie die Bewusstwerdung des Bewusstseins zu einer Art Reduplikation der Welt führt und warum dies Husserl veranlasste, der Psychologie einen auch epistemologischen Vorrang einzuräumen. Dagegen werden Überlegungen angestellt, wo und wie das Anliegen der Erkenntnistheorie und psychologische Untersuchungen

zur Bewusstseinsgenese methodologisch zu separieren sind. Abschließend wird erwogen, wie Husserls eigentlich psychologische Beiträge für das Anliegen einer phänomenologischen Psychologie fruchtbar zu machen sind.

Schlüsselwörter: transzendente Phänomenologie, eidetische Psychologie, Psychologismus, Husserl, Erkenntnistheorie, Bewusstsein, Methodologie

Introduction¹

The late 19th century saw the famed >psychologism dispute< (*Psychologismusstreit*), which accompanied the methodological emancipation of experimental psychology from philosophy. Edmund Husserl's *Logical Investigations* are frequently portrayed as the decisive turning point of this dispute, which separated the philosophical investigation of essences from the empirical investigation of facts. However, sociology of science demonstrates that telling the story of Husserl as the supreme victor of the dispute risks trivializing the scientific concern (see Kusch 1995; Rath 1994). Whilst it is true that the early phenomenologists created a third way beyond both logicism and psychologism, the epistemological root problem remains salient even today. Put differently, the relation between psychology and phenomenology is a constitutive problem within the phenomenological movement. It manifests in the works of many phenomenologists and especially in Husserl.

From the outset of the movement, phenomenology was influenced by psychology: As a key figure of the intellectual current, Husserl participated in classes with psychological content by Franz Brentano and Wilhelm Wundt, while Carl Stumpf supervised his habilitation. The impact was so strong on Husserl that his first commercially available publication, the *Philosophy of Arithmetic* (Husserl Hua XII), was criticized by Frege (1984) for propagating a logical psychologism. One point of critique was that Husserl did not sufficiently distinguish between a number and its conscious appearance (*Vorstellung*) (Hartimo 2017, 53). Husserl admitted his early attempts were psychologistic and offered a fierce critique of psychologism in his *Prolegomena* (Husserl Hua XVIII). Nevertheless, Husserl's subsequent attempts were yet again criticized for being psychologistic. Although Husserl (Hua XIX/2, 535) rejected this critique, the issue remained relevant throughout his works. The goal here is investigating whether, how, and why the so-called >transcendental phenomenology< struggles with distinguishing itself from psychology. Making this issue visible not only helps avoid psychologizing epistemology but also reveals methodological avenues to clarify where phenomenology may integrate with psychology. In so doing, this article seeks to contribute to the goal of a phenomenological psychology.

The guiding question for this paper is whether it is possible to discern transcendental phenomenology from eidetic psychology. It shall be demonstrated that the fundamental problem Frege noticed in Husserl's early approach – not clearly distinguishing between an entity and its conscious appearance – remains problematic throughout. Based on these analyses, it becomes possible to address the relation to psychology as a foundational problem within the phenomenological movement and to learn from it for interdisciplinary work within phenomenological psychology.

1 The Difference between Psychology and Phenomenology According to Husserl

Regarding the relation between phenomenology and psychology, Husserl distinguished between (1) >empirical< or >inductive< psychology, (2) >pure<, >eidetic<, >a priori<, or >phenomenological< psychology, and (3) transcendental phenomenology. Given the multitude of terms for the second kind of psychology, it is here consistently called >eidetic psychology.< Husserl (Hua IX, 347) maintained that a path leads from the first through the second to the third. In the following, a basic outline of the general distinction is provided, which allows to address the difficulty in rigorously separating the plains of analysis. A detailed description of Husserl's development concerning the terminology and his relation to psychology can be found, for example, in Davidson (2021), Drüe (1963), or Staiti (2014).

1.1 Inductive Psychology

Husserl (1983, xx, Hua III/1, 6)² argues that the first kind of psychology – >empirical< or >inductive< psychology – treats the phenomena of consciousness as »matters of fact in David Hume's sense.« Put another way: It observes individual – as in tokens versus types – facts and then tries to induce generalities from such recurring observations. Husserl, however, saw prejudices stemming from the Cartesian dualism of *res extensa* and *res cogitans* at work in these attempts, leading to a biased attitude toward consciousness from the outset. However, Husserl's view on this kind of psychology is not the focus of this article. Suffice it to say that Husserl (1970b, 214–15, Hua VI, 218–19) criticizes it because

»souls [...] were seen as real annexes of their physical living bodies [...]; they are not *res extensae*, but they are still real in a sense similar to bodies, and [...] must also be investigated in a similar sense in terms of >causal laws<, i. e., through theories which are of the same

sort in principle as those of physics, which is taken as a model and at the same time as an underlying foundation.<

Thus, because *res extensae* were already the subject matter of physics, psychology needed to explore *res cogitans*, conceived of as the *leftovers* of what physics cannot investigate (Husserl Hua VI, 215–17). This, however, unwarrantedly implied that these leftovers are of a *unitary kind*.

Furthermore, although conceived as the *dualistic opposite of physical phenomena*, the *methodological* requirement counterintuitively was to explore *res cogitans like physical phenomena*. Husserl blames these incoherent assumptions for psychology's early problems in finding a successful methodology. For instance, this dualism arguably (Husserl Hua VI, 236–37) underlies Brentano's (1973, 16) suggestion to distinguish and investigate only physical and psychological³ phenomena instead of their respective substances, thereby supporting Lange's (1887, 685) call for a psychology without soul. As Lohmar (1990, 180–83) illustrates, Husserl later criticized himself because he was influenced by Brentano's assumption of only two kinds of phenomena.

1.2 Eidetic Psychology

The second kind of psychology – eidetic psychology – does not indirectly induce generalities from *individual* mental facts. Instead, it experientially explores the *essential* – as in types versus tokens – structures that pervade individual experiences. Such essences are neither subject to temporal nor spatial changes, although they may bestow structure upon temporal or spatial events. As an example, Husserl (Hua XIX/1, 234–35) discusses Stumpf's claim that in consciousness, one cannot experience a color if this color has no extension. In this article, we use the terms >essence<, >idea<, and >concept< synonymously.⁴

Such essential structures underly and govern the structure and unfolding of individual facts, or, as Husserl (1977, 48, Hua IX, 65) puts it, they »give order to the concrete singularities of the world.< Although he mentions Carl Stumpf (Husserl Hua III/1, 199) and Hume (Husserl Hua IX, 246) as pioneers toward such an eidetic psychology, in general, Husserl (Hua IX, 221, 295) holds that it never came to the fore. In the tradition of phenomenological psychology, attempts have been undertaken to establish methodologies that do justice to the concept of eidetic psychology (e. g., Giorgi 2009; Wertz 2010). However, these approaches incorporate the epistemological struggle inherent to Husserl's perspective, and it is an ongoing controversy how to address the resulting complications (see Englander and Morley 2023).

An important question is how eidetic psychology *experientially* investigates essences. Husserl (1977, 148, Hua IX, 193) writes:

»Whoever wants pure psychology as a science of the disclosure of pure internality must first learn [...] a fully new attitude, a totally altered species of perception and thought [...] to disclose for the seeing eye of the mind, the >mothers<⁵ of all knowledge, the >mothers< of all appearing objectivity. For the seeing eye: because we are not here to set up speculations concerning the >inner essence of the psyche< and to think up >metaphysical< substructions, but to bring about a psychology as experiential science. But also necessarily a psychology as eidetic science based on intuitive sources.<

The quote illustrates that, although eidetic psychology investigates essences, it neither does so speculatively nor by hypothesizing metaphysical substructions. Instead, Husserl sees it as an >experiential science.<

The method of this experiential investigation of essences is what Husserl calls >eidetic variation.< In his *Phenomenological Psychology*, he (Hua IX, 72–87) explains it in detail: One starts with an exemplary perceived or imagined object and then produces variations of it in imagination, thereby focusing on intuiting the non-sensory structure that remains the same in all variants. Obviously, this requires an extension of the words >empirical< or >experiential< to include this non-sensory intuition of essences.

Aware that such an extension is anything but scientifically established⁶, Husserl continuously tried to substantiate the possibility of intuiting essences. Even before using the term >essence< or >eidos<, he (2001, 318, Hua XIX/2, 732) criticized Kant for failing to achieve the »fundamental extension of the concepts of perception and intuition over the categorial realm.< He (1983, 42, Hua III/1, 48) maintained »that all human beings see >ideas<, >essences<, and see them, so to speak, continuously; they operate with them in their thinking, they also make eidetic judgments – except that from their epistemological standpoint they interpret them away.< Consequently, he (1969, 45, Hua XVII, 48) called for a »broadening of the concept of experience<< to also include eidetic or ideal objects. To avoid ambiguity of the term >empirical<, henceforth, the first kind of psychology is called >inductive< instead of >empirical< psychology. Terminologically, this makes it possible to see eidetic psychology as >empirical<, for it proceeds based on experiencing essences. Since this special issue consults phenomenology »to shape the process of empirical research in psychology itself,< this extension of >empirical< would be a considerable contribution: Experientially investigating essences would provide a methodological foundation for empirical psychology.

However, despite the indubitable importance that essences and their >empirical< investigation had for Husserl, many contemporary phenomenologists draw a veil of silence on it. For instance, in the *Oxford Handbook of Contemporary Phenomenology*, although the term >essence< appears on more than 30 pages, the index lists only three occurrences (Zahavi 2012, 610). One of these conspicuously refers to the claim that »Husserl became increasingly dissatisfied with [...] his essentialist generic account of epistemic common-

ality« and, drawing on the nowadays popular notion of intersubjectivity, »ends up in something closely resembling« [...] consensus theories of truth« (Schmid 2012, 405). It is altogether not uncommon to find contemporary phenomenologists paying no heed to the, as one might put it, essentiality that essences had for Husserl.

This predicament is in no way improved once one notices that there are few – if any – phenomenological publications where the authors explicitly base their own findings on eidetic variation. To be sure, it is not uncommon to find authors seeking to clarify or defend Husserl's eidetic variation as a feasible method (Lohmar 2005; Ni 1999, 175–87; Brudzińska 2017, 111–12; Sowa 2007). Yet one is bound to ask: If this is so, why is it not employed more often to confirm Husserl's claims or to explore strata of experience Husserl did not investigate?

The dichotomy of essences and matters of facts creates a substantial methodological challenge within the phenomenological movement. While some embrace the notion of essences by subscribing to idealism (Celms and Rozenvalds 1993), others transform the idea, for example, by drawing on the idea of structure (*Aufbau*), which has also inspired Aron Gurwitsch and Maurice Merleau-Ponty. Finally, it is also possible to revise the basic concept, trying to establish phenomenological research without the conceptual divide. An example of this solution can be found in Max Scheler, who reconciles matters of fact and essences in his *Lehre von den drei Tatsachen* (Scheler 1957). Ultimately, the concern constitutes a foundational debate within the phenomenological movement which also affects its relation to psychology.

1.3 Transcendental Phenomenology

Like eidetic psychology, transcendental phenomenology uses eidetic variation to explore essential structures. Husserl (Hua IX, 343) thus asserts that both are eidetic sciences, and he (1983, 189–90, Hua III/1, 178) conceives of »eidetic psychology« as »intimately tied up with phenomenology.« This intimacy goes so far that »transcendental phenomenology has this characteristic, that every one of its propositions admits of being transformed into an a priori psychological proposition« (Husserl 1977, 32, Hua IX, 45). This statement is worth highlighting: *Every* transcendental phenomenological proposition is transformable this way, a claim Husserl (Hua III/1, 160, 1994, III/7:46) stressed more than once. Ströker (1981, 169) emphasized that this close link is due to both approaches exploring subjectivity. It follows that subjectivity is not the distinctive feature of transcendental phenomenology. Relatedly, Husserl (Hua IX, 343–44, 347) stresses that a refined psychology can also include the intersubjective dimension.

However, Husserl's works contain ambiguities regarding the separation and even separability of transcendental phenomenology and a priori psychology. On the last

pages of his last unfinished work, the *Crisis*, Husserl (Hua VI, 261, 263, 265) outright *identifies* transcendental phenomenology and what he there mostly calls >pure< psychology. Since this is Husserl's latest view, it may seem like his final viewpoint. However, at least three issues complicate this assessment. First, he there neither uses the word >eidetic< to characterize this psychology nor does he mention the method of eidetic variation. Instead, he there distinguishes ordinary and >pure< psychology relative to the method called >reduction< or >epoché.<⁷ He elaborates several steps through which the reduction⁸ focuses first on one's own psychological life, then its interrelatedness with that of other subjects, and lastly, the constitution of worldly sense (Husserl Hua VI, 205–68). Thus, caution is advised when equating the >pure< psychology there with what Husserl, in other works, called >eidetic< psychology.

The second issue relates to the *Crisis's* abrupt end after these paragraphs. Did Husserl mean to state the identity so strongly, or might have relativized it in what was to follow? What makes the latter plausible is, thirdly, that in his draft for the continuation of the *Crisis*⁹, Husserl (Hua VI, 515, our translation) states that »there is no psychology that could remain psychology.« Furthermore, Husserl (Hua VI, 516) there maintains that psychology is but a thematically restricted part of phenomenology, while conversely stating that it nonetheless encompasses everything.

The following attempt to question the separation cannot solve these ambiguities related to the >pure< psychology in the *Crisis*. However, it picks up the separation as Husserl tried to achieve it in other works where he specifically focused on separating transcendental phenomenology from an eidetic psychology. As will become clear, these considerations throw some light on the conflicting claim that psychology encompasses everything while being a restricted part of phenomenology. Based on these considerations, it will also become evident that psychology has good reasons to claim as its proper field many analyses that Husserl in other works sought to characterize as non-psychological, instead calling them >transcendental.<

Where he explicitly separates eidetic psychology from transcendental phenomenology, Husserl (Hua IX, 262, 343) explains that a shift of attitude sets them apart. What is this shift? – It is the final step in the transcendental *epoché*. The *epoché*, in general, is a transitory bracketing of mundane existence which is possible thanks to an epistemic attitude that can be described as disinterest or neutrality towards questions of existence. One should not, however, confuse this disinterest with negating or doubting existence. In Husserl's (1983, 61) words: »I am *not negating* this >world< as though I were a sophist; I am *not doubting its factual being* as though I were a skeptic; rather I am exercising the >phenomenological< ἐποχή which also *completely shuts me off from any judgment about spatiotemporal factual being*.«

The reference to abstaining from judgments about factual being can illustrate to what extent eidetic psychology already practices *epoché*. After all, eidetic psychology

shifts its attention away from the matters of fact that inductive psychology investigates, instead turning it toward essences that have no existence akin to that of a sensed rock or a pain. Thus, eidetic psychology's focus is not on the factual existence of subjective experience or consciousness but on its essential structures. In Husserl's (1977, 55, Hua IX, 74) words: »A pure *eidos* treats the factual actuality of the single cases attained in the variation as completely irrelevant; an actuality is treated as a possibility among other possibilities.«

Nevertheless, eidetic psychology, in Husserl's eyes, does not go all the way regarding the *epoché*. Husserl (Hua IX, 290, our translation) claims: »What it wants to investigate are the souls and soul communities that occur in the world. [...] Even in eidetic research, it retains the sense of being of worldly existence, only in relation to possible real worlds.« Hence, eidetic psychology does not yet practice *epoché* of the *entire* world. It still indirectly presupposes humans and animals as we know them from the factual world (Husserl Hua IX, 272, Hua VI, 266). Cai (2013, 15) puts it another way: Eidetic psychology »remains ›natural‹ to the extent that it unwittingly posits the mind as a region of being *in* the world.« Ströker (1983, 13) puts the flaw in eidetic psychology still treating the essences it investigates as those of matters of facts.

What changes when one extends the *epoché* to the entire world? – Once one does, one wholly overcomes what Husserl (1983, 57, Hua III/1, 61) calls the »natural attitude,« i.e., the usually unnoticed disposition that the »world is always there as an actuality.« This disentanglement from the customary focus makes room to notice something that usually escapes our awareness: That the world – thus far our primary habitual concern – is there for us only as the result of what Husserl calls the ›transcendental constitution.‹ As long as we remain in the natural attitude, this transcendental constitution remains hidden (Husserl Hua IX, 344). Consequently, for Husserl (1977, 145, Hua IX, 189), the final step of the *epoché* »is an essential change of the way in which the object-consciousness, the perception, is executed, and in particular, of the way in which its belief is executed, the way in which its object is taken by us.« This ultimate extension of the *epoché* is one deciding factor that, for Husserl, sets apart transcendental phenomenology and eidetic psychology.¹⁰

With regard to eidetic structures, Breyer (2017, 159) importantly adds that in the fully-fledged *epoché*, they likewise reveal themselves to be correlates of the transcendental constitution. The difference here, thus, is that eidetic psychology – due to the still underlying natural attitude – views eidetic structures as something that exists in itself. Against this implicit assumption, Husserl (Hua IX, 292) held that even ideal objects like eidetic structures receive their sense only in and through the transcendental constitution. In Husserl's (1983, 54, Hua III/2, 483–84) words, »everything ›ideal‹ ›existing in itself‹ over against ›us‹« is actually »there for us as coming from spontaneities, as a product.«

The notion >for us< here points out that the constitution is not all we become aware of once we thoroughly perform the *epoché*. We also become privy to ourselves in an entirely new fashion. Husserl (Hua IX, 292, our translation) elaborates:

»The present (apperceived) I and We presuppose an (apperceived) I and We *for* which it is present, but which is not itself again present in the same sense. We have direct access to this transcendental subjectivity through a transcendental experience.«

Thus, we become aware not only of the way we appear to ourselves but furthermore of ourselves *as the entity experiencing this appearance of ourselves*.

To conclude: The concrete and direct experience of the transcendental subjectivity and the transcendental constitution is what sets apart transcendental phenomenology and eidetic psychology. Because transcendental phenomenology is not captivated by the existing world, including psychical life and eidetic structures conceived of as belonging to this world, it may purely study how the world comes about for us.

2 Systematic Issues Concerning the Relation between Phenomenology and Psychology

Based on Husserl's nomological division between the three methodological approaches, it is possible to understand pressing issues concerning the relations between the unequal perspectives. These matters occupy the phenomenological movement as a whole and not only Husserl. However, his teachings provide a problem exhibition.

2.1 The Ubiquitous Parallelism of the Unalike

Given how Husserl (Hua VI, 104) speaks of the direct transcendental experience as a hitherto hidden dimension, one may first wonder how every transcendental phenomenological finding is transferable into an eidetic psychological one. Add to this that Husserl (1970b, 211, Hua VI, 215) calls the transcendental dimension a »new thematic horizon« that »flows into psychic being and life.« How can this dimension be *thematically new* if every finding on it is also one of eidetic psychology?

Husserl answers that there is a thorough >parallelism< (Husserl Hua IX, 342–44) or >duplicity< (Husserl Hua IX, 292) of the two approaches and relatedly (Hua IX, 44) distinguishes between psychological and transcendental subjectivity. Nonetheless, he (Hua IX, 292) also claims that our psychological subjectivity, which we intend *as an object* among others within the natural attitude and thus as a part of the objective world,

is identical to the transcendental subjectivity *to which* it appears. This is questionable, however, for when I appear to myself *as an object*, I do not appear *within this object as I am experiencing this object*. If one claims both are identical, one may be referring to an identity somehow underlying both experiences, but it is not evident in them. Thus, even strong defenders of Husserl, like Ströker (1981, 182), concede that this identity remained problematic.¹¹

Problematic is furthermore how the aforementioned *direct experience* of the transcendental constitution that Husserl calls a distinctive feature of transcendental phenomenology could be given within the natural attitude still present in eidetic psychology. After all, the impossibility of becoming aware of the transcendental constitution within the natural attitude is why Husserl (Hua IX, 272–73, 290, 335) repeatedly claims that eidetic psychology is transcendently naïve. Husserl (Hua IX, 343, our translation), for instance, claims eidetic psychology must fail to see that »the whole of positivity and specifically the psychological one is a noematic formation of transcendental constitution.« That means: Because it does not practice full *epoché*, for eidetic psychology to be able to investigate something, it must appear noematically, i.e., as an object of consciousness. The problem then, however, is: While the constitution gives rise to all noematic appearances, it cannot constitute an *adequate noematic appearance* of itself as a constituting *process*. One can only have a non-objective experience of the constitution. Hence, it is impossible to transform findings on the transcendental constitution into eidetic psychological ones.

Relatedly, the supposed thorough parallelism may make one wonder one more thing. Because of the naivety just mentioned, Husserl (Hua IX, 270) characterizes eidetic psychology as a merely pedagogical, lower, and false sense of what phenomenology is. Given these demeaning characterizations, one may ask: *Why would anyone bother to become an eidetic psychologist?* After all, an eidetic psychologist would be naïve in applying her methods, but all her findings would be identical to those that transcendental phenomenology uncovers. Eidetic psychology thus seems obsolete.

These observations may already inspire doubts about how Husserl did and did not separate the two approaches. These issues partly arise due to Husserl's view on the relationship between psychology and epistemology.

2.2 Eidetic Psychology as Epistemology or a Regional Ontology among Others?

Once one becomes – not conscious, but – *conscious of one's consciousness*, one has to deal with a peculiar reduplication of the world. In a way, this process lies at the heart of Husserl's phenomenology: The *epoché* requires one to be able to contrast worldly ex-

istence with worldly phenomena. This distinction is a challenge for phenomenological thinking. The question is: How to distinguish between *the features of an entity as such and those relating solely to what is required for it to become conscious for us?* Husserl frequently conflates the two, which leads to an abundance of conflicting statements about the difference and identity between the conscious *appearance of something* and this *something*. An example is the noema dispute, where some maintain that the »object-as-it-is-intended and the object-that-is-intended« are ontologically identical (Zahavi 2003, 59–60). Others instead maintain that the »>material< ontologies of nature and culture [...] play no role in the results of pure phenomenology« (Smith 2013, 281). Both sides provide ample evidence for their position within Husserl's writings.

The question to ask here is: Is phenomenology only to research the essential structures of consciousness or those of all ontologies, including the worldly ones of physics, biology, etc.? This question is far from trivial because not only do worldly things *have an appearance in consciousness, but we get to know them for what they are only through consciousness*. For instance, physicalists maintain that there is no reality to consciousness, and all its phenomena are reducible to physical reality. Husserl would likely counter that without consciousness, we would neither stand a chance to understand what the worldview of physicalism in itself is nor what it is about. That is why we are facing a peculiar reduplication of the world once we *become conscious of our consciousness of the world*. And this reduplication is intimately tied up with both: the question of what psychology is rightfully about and the danger of taking psychology too far in the form of an epistemological psychologism.

How is this evident in phenomenology? Husserl (Hua IX, 326) raises the question of whether eidetic psychology is just one eidetic science among others. He (Hua IX, 326, our translation) denies this, arguing:

»Regardless of how far the psychical appears as one of the other real components of the world, it still has the wonderful property – precisely that which is purely researched in phenomenology – of intentionally relating or allowing to be related to everything extra-psychical and everything imaginable.«

Usually, however, we pay no attention to how our psychological consciousness intentionally relates to the extra-psychological. Instead, Husserl (Hua IX, 279, our translation) claims that usually »in our view are exclusively the respective things, thoughts, values, goals, aids, but not the psychical experience itself, in which we are conscious of them as such. Only reflection makes it clear.« Consequently, Husserl conceives psychology as a unique eidetic science because it intentionally relates to *everything* intentionally conceivable. This notably includes all conceivable worlds, so that Husserl (Hua IX, 340, our translation) writes an eidetic psychologist »investi-

gates the *logos* of the psychical. His thematic ground is then a conceivable world in general. <

Here is where the danger of a psychologism lurks: If all knowledge about conceivable worlds and their ontologies is the product of a constitution that itself solely adheres to the psychical regional ontology, then one efficiently psychologizes all knowledge.

Opined like this, Husserl unsurprisingly assumes epistemology needs to be grounded in psychology. He (1977, 10, Hua IX, 15–16) writes:

»>knowledge< with all its particular forms traces back finally to the unity of the psychic nexus as the substratum of all cognitive processes. Theory of knowledge, then [...] is also traced back to a descriptive, analytic psychology as its basis. <

Husserl (1977, 13, Hua IX, 19) further stresses that inductive psychology is ill-suited to provide this epistemology, and instead, »a psychology which provides necessities is a desideratum.< Yet he (1977, 31, Hua IX, 44) adds that eidetic psychology is ill-suited as well, as »all [...] a priori sciences need a theory of knowledge<, which is why »no psychology, not even an a priori psychology, is so self-sufficient that it is capable on its own simultaneously to pose and to solve epistemological problems.< Husserl (Hua IX, 266) then proposes that only transcendental phenomenology is apt to deliver the required epistemology because it derives from a >transcendentalized< eidetic psychology, thereby becoming a *non-psychological* transcendental epistemology.

This line of argument entails a logical problem: First, epistemology must be founded in psychology, which needs to proceed eidetically or apriori. Secondly, however, this apriori psychology then needs epistemological footing. This circular and thus self-refuting foundationalism is where Husserl confronts but struggles to discern the mentioned reduplication of the world resulting from becoming conscious of consciousness.

Obviously, a distinction is required here. Nevertheless, this necessity for a clearer distinction is no triviality. For instance, Drummond (2008, 202) claims psychology explores only the regional ontology of the psychical while »transcendental reflection [...] encompasses all regions.< Similarly, Zahavi (2009, 257) holds that »whereas phenomenological psychology might be described as a so-called regional-ontological investigation which investigates consciousness for its own sake, transcendental phenomenology is a much more ambitious global enterprise.< Contrary to such claims, the quote above illustrated that Husserl (Hua IX, 340) at times understood investigating the *logos of the psychical* to contain exploring all conceivable worlds. Furthermore, he no less conversely claimed phenomenology to be one of many »material eidetic sciences< (Husserl 1983, 161, Hua III/1, 150), thus explicitly excluding phenomenological research on other material regions because their essences transcend pure consciousness (Husserl Hua III/1, 128–29).

Ströker (1983, 12) as well identifies the regional ontology of the psychical as the field of study of eidetic psychology. She (1983, 19) also mentions Husserl's request for epistemology to be grounded in eidetic psychology. However, while Ströker (1983, 19) first mentions epistemology over and above eidetic psychology and transcendental phenomenology, she subsequently discusses the foundational relations ignoring epistemology. She (1983, 19) maintains that one foundation refers to a way of discovering phenomenology and the other to the conditions of possibility of the respective sciences. However, neither of these two founding attempts can be equated with epistemology, which will become clearer in the next section.

How can one find a way out of this dilemma? How can one convincingly relate eidetic psychology to the world as it appears to us in consciousness?

3 An Attempt at a Solution

Ultimately, one needs clear methodological means of discerning: What about the subjectivity, the constitution, and the correlating noemata adheres to the laws eidetic psychology investigates and what to other eidetic laws? The remainder of this article aims to offer some pointers on this.

Approaching the problem this way implies that *not* everything about subjectivity, the constitution, and conscious phenomena can be explained psychologically, i. e., that there is a non-psychological surplus. Put another way: It is not safe to assume that a science exploring the constitution of consciousness yields findings that, in each case, can be transformed into an eidetic psychological result. Yet how to find where psychology ends and where other regional ontologies begin? A notion that methodologically obfuscates clearly distinguishing the aspects just mentioned in Husserl's phenomenology is that of >transcendentality.<

Husserl's ambivalent attitude to associations can illustrate the obfuscation caused by his notion. In Husserl's (1970b, 87, Hua VI, 90) view, Hume ascribed our ideas of necessity, identity, and objectivity, all to associations, reducing them to »a psychological fiction.« Because of this, Husserl (1970b, 88, Hua VI, 90) blames Hume for ending up in a solipsistic »bankruptcy of objective knowledge.« And yet Husserl (Hua IX, 246, our translation) elsewhere lauds Hume's philosophy as »the first draft of a pure psychology [...] carried out with almost pure consistency; but no less than the first attempt at a phenomenological transcendental philosophy.« Husserl (Hua IX, 286, our translation) even asks for a »rehabilitation of D. Hume's great preliminary discoveries« in the form of a »universal eidetic phenomenology of association« as the »a priori genesis, from which a real spatial world of habitual validity is constituted for a soul.« Thus, Husserl first deems explaining worldly objectivity in recourse to associa-

tions a bankruptcy, but then he seeks to explain the a priori genesis of the world by them.

Husserl (Hua IX, 254, 301) explains these contradictory stances by construing their transcendentalization as a >purification< of Hume's psychological teachings. Transcendentality thus turns the solipsistic bankruptcy of pure psychology into the only successful epistemology. Given that transcendentality is thus all that prevents phenomenology from being psychology, one can understand the common »hostility to psychology among transcendental philosophers« (Drüe 1963, 27, our translation). However, one can also understand why researchers who do not share Husserl's occasional depreciation for psychology put into question the »monarchist claim of philosophy« (Wendt 2022, 142) underlying views of transcendentality like Husserl's.

After all, psychology was first denied independence by natural science (Drüe 1963, 25–26). Husserl's early analyses, drawing on Brentano, then promised a new way to conduct psychology scientifically and independently. But as was shown above, with his appeal to transcendentality, Husserl efficiently nullified the *raison d'être* of an eidetic psychology, yet based on an unconvincing distinction. Discussing phenomenological psychology, Herzog (1992, 508) calls for the subject matter to determine the method. Husserl, however, has it the other way around, believing that a methodical shift transforms something essentially psychological, like association, into something non-psychological.

What is it, then, that gets unduly mixed up in the notion of transcendentality? – The problematic status of associations just mentioned reveals two aspects concerning the fundamental issue with the notion of transcendentality in Husserl's philosophy. First, in the development of consciousness, associations *temporally precede* critical and reflective epistemic awareness of things as they are. One cannot become an epistemologist without ever having associated something with something else. Yet it would be wrong to conclude that, *therefore*, associations are fundamental for epistemology. Here is a point where the high significance Husserl bestows on temporality is detrimental to his efforts at epistemology. If we assumed epistemology is only possible after having comprehensively clarified how consciousness originally comes about, we would lack sufficient self-awareness. For the question would then be: How can our investigations of the origination of consciousness produce true knowledge if we lack an epistemology until we are done with it?

To draw a comparison: A natural scientist must learn that physical events are not necessarily *causally* related just because they reliably appear in *temporal succession*. Similarly, a phenomenologist must learn that *earlier stages* in the development of consciousness are not necessarily *epistemologically more fundamental*. Doyon (2016, 124) gets dangerously close to this when stating, »passive experience opens up the possibility for grasping things >as such.<< This opening up of a possibility is true temporally, yet it becomes erroneous when understood to imply epistemological significance. Whether

we did grasp things as such is an epistemological question that needs not mind how we first associate in consciousness.

Consequently, although passive syntheses and associations necessarily *temporally precede* practicing epistemology, they are not *epistemological prerequisites* of true knowledge. Quite the contrary: Epistemology must identify and avoid merely passively occurring associations. It may only accept what those associations passively and blindly relate after investigating whether it is either factually or eidetically so related. However, epistemology is precisely about how to perform such an investigation, which is why this must be achieved first before it may assess the epistemic validity of associations.

The second issue derives from the *act* of associating and its adherence to eidetic laws. Acts of associating do follow eidetic laws, and the relevant regional ontology of these act types is very likely psychology. However, a category mistake would be made if we assume that, because the *act of associating* follows eidetic laws, therefore, *what we associate with what* is also *eidetically* so related. That would be an unwarranted extension of Husserl's (Hua VI, 161–70) correlational apriori between an act (noesis) and its object (noema). However, as Hoffmann (2001, 109–20, 160, 184) has demonstrated for various act types, Husserl frequently conflated the act and its object. The problem in the case of associations is that we can evidently come to associate non-essential features with an object just as well as fail to associate those essential to it. In either case, the eidetic psychical laws of *associating* hold. In the first case, however, they result in *non-eidetically* related features in the object. In the second case, we fail to imagine the object with eidetic features that belong to it. That is why epistemology must avoid or at least identify and check associations, but may never simply presuppose that they are correct.

Noticing the problematic status of associations reveals a shortcoming in the concept of eidetic variation: I can easily imagine ever more objects of a certain kind containing random features that I happen to *associate* with it. Running through imaginative variations here will neither delete the non-essential associations nor add the essential ones that I fail to associate. Instead of gaining insight into essential properties of the object in question, one thus merely varies one's own prejudices. Aware of this, Lohmar (2005, 85–87) relativizes the results of eidetic variation to one's cultural upbringing and the individual experience history of the varying subject, conceding that its results are not generally valid. This, however, means that the attribute >eidetic< is misleading, and one should instead speak of >associative variation< or >idiosyncratic variation.< This problem does not only concern eidetically varying the essence of cultural objects like tables or chairs, as Husserl (Hua I, 86–91) assumed such fluctuating types to also underly the analyses of consciousness.

Associations and passivity are examples where Husserl's shift to transcendental, instead of purifying psychology, becomes a psychologism. Husserl's (1960, 65, Hua I, 99) summarizes his general viewpoint as: »Objects exist for me, and are for me what

they are, only as objects of actual and possible consciousness. « From this, it seemingly follows that we must first understand how consciousness comes about before addressing the epistemological question of how we achieve veracious knowledge. However, Husserl's viewpoint here is not a simple judgment, but one heavily loaded with non-trivial pieces of knowledge. It does not precede epistemology; it presupposes it. Husserl uncritically assumes it to be true, and then mistakes epistemology to require an investigation of how consciousness and its objects come about. This is why even his supposedly pure transcendental phenomenology is psychologistic.

In order to avoid this psychologism, one must first set apart the epistemological question of how we obtain true knowledge from the largely psychological (but ultimately interdisciplinary) question of how consciousness comes about and develops. For instance, Husserl (Hua I, 108) correctly observes that consciousness unfolds through *eidetically* different stages, and that scientific theorizing only becomes possible quite late. These eidetically different developmental stages (and thus much of Husserl's so-called >genetic phenomenology<) would be prime examples of eidetic psychological research. They could nicely be contrasted with, for instance, Piaget's attempts at a developmental psychology. Their investigation and the project of an epistemology are methodologically different projects.

To sum up: Epistemology neither is nor presupposes the investigation of how consciousness originally comes about. On the other hand, psychology entails research on how consciousness develops and unfolds. Given the century-old struggles to obtain a working epistemology, one need not wait for it to practice psychology. Yet being mindful of their difference is advisable to avoid psychologism. Viewed against the reduction of the world and the noema dispute, one may say that the question of how the *appearance of* something eidetically comes about in consciousness heavily involves psychology. Psychology needs not, however, bother also investigating the ontology of this something. As Husserl (1983, 43, Hua III/1, 50) once realized, this is even true for essences: It is »not the *essence* which is generated but instead the consciousness *of* the essence.« This generation of the consciousness of the essence involves psychology. Understanding the *what* of essentiality is a separate matter (Gutland 2021). This matter is, of course, not entirely disconnected. Yet one should at first keep it apart to avoid psychologizing essences.

Husserl's analyses are predominantly psychological, yet they sometimes straddle the fence with other disciplines. An example is eidetic biology when Husserl (Hua XXXIX, 474–77) postulates that the transcendental ego comes originally bestowed with directed instincts. Yet instincts are no more epistemological prerequisites than associations are. Thus claims that instincts are the basis from which we need to explain all the intricacies of our cultural life, art, scientific achievements, and philosophy (Lee 1993, 188–89) should be treated with caution. To be sure: Some of Husserl's analyses are of

value for epistemology, such as his categorial intuition and the notions of evidence, adequacy, and apodicticity.

Breaking the spell of transcendentalism thus opens the possibility of reassessing Husserl's phenomenology for what it is. One can come to scientifically appreciate and welcome much of what Husserl did in its proper domain: psychology. Such an appreciation neither belittles Husserl's analyses as a scientific contribution nor does it bereave them of their truth. All it does is allow his analyses to find their proper regional ontological >home.< Viewed this way, Husserl contributed considerably to the field of psychology, not only concerning the subject matter but also methodologically, as his proceedings can be seen as a comparatively sophisticated, reliable, and stable introspection (Gutland 2018b).

4 Lessons for Phenomenological Psychology

Post-Kantian philosophy has shown that it is not trivial to detach reflection from mundane experience or to enter transcendentalism leaving the empirical realm behind. Husserl has struggled with this relation, trying to do justice to the richness of experience when investigating the things themselves while also striving for rigor in science. The epistemological problems he encountered inspire the tradition of phenomenology to reach methodological clarity about the relation between empirical psychology and philosophy. Instead of a clear divide, it requires a cautious attitude towards what is given to maintain the authenticity of phenomena. The idea of monitoring the epistemic attitude that structures science, renders different modes of scientific research possible. Phenomenology entails the idea for a reform of psychological research in particular.

Husserl himself has already adumbrated the idea of reform when updating Wilhelm Dilthey's idea of a foundational science (*Grundwissenschaft*) (Ermarth 1987, 143–44). For Husserl, phenomenology can provide a foundation for psychology like geometry does for physics. However, just like Dilthey, Husserl was no empirical scientist. His foundationalist worldview, which makes psychology an *ancilla philosophiae*, overlooks the issues of positive sciences that emancipate from a deductive foundation. What psychology needs is not a patron, but a helping hand. Others, especially psychologists, have picked up the idea of phenomenological psychology to find a middle-ground that draws on phenomenological rigor without forfeiting the autonomy of empirical psychology.

Importantly, the problematic status of psychologism in phenomenology calls for cooperation with psychology. Transcendental phenomenology cannot provide an absolute safeguard for empirical investigations, but their relation has to be developed continuously. At the same time, this co-dependency requires empirical psychology to embrace its epistemological responsibility. Merely positivistic research, which relies on

the mathematical objectivity provided by statistics, will not contribute to an attempted solution to the problem of transcendental – which it does not necessarily have to because phenomenological psychology may be the discourse that attends to the matter.

Phenomenological psychology is not simply an application of a pre-established rationale to a fixed field of empirical events. What it can be is a theoretical psychology that discusses the conditions and possibilities of psychological research while at the same time translating psychological findings to the discourse of philosophical phenomenology. This way, it can be a theory of science while also informing philosophy by discovering the structure of empirical contexts. A pertinent example is Merleau-Ponty's phenomenology of perception which offers a critique of the behaviorist paradigm of stimulus-response theory while also providing a philosophy of embodiment with structural insight into the psychopathology of, e.g., phantom limbs and anosognosia (Merleau-Ponty 2002).

A further step can be taken if phenomenological psychology systematically engages with the structures of thought to elucidate the preconditions of transcendental reflection. A classical example of this kind of psychology is the so-called psychology of thought (*Denkpsychologie*) from Würzburg. Amedeo Giorgi highlights that the experimental findings of the Würzburg school were connected with »certain phenomenological issues« (Giorgi 2010, 157; cf. Wendt 2019). These psychologists did not only try to describe and explain the empirical occurrence of thought, but they also tackled the very notion of thought. These efforts bear a strong parallel to Husserl's research which, as mentioned in the last section, can be discussed as a form of introspection.

Both forms of investigation have structural complementarity and thus elicit the discourse of phenomenological psychology. Still, Husserl, insisting on the transcendental segregation from psychology, rejected the attempts of Würzburgians, such as Karl Bühler or August Messer, to reunite their efforts. The door was shut for debatable reasons and has not been opened again since. Upon critical revision of Husserl's line of argument, lost opportunities like these can be recovered, strengthening the ties between phenomenology and psychology.

Endnotes

- 1 Christopher Gutland contributed the analysis of problems in Husserl's attempts to distinguish between eidetic psychology and transcendental phenomenology. Alexander Wendt related these proceedings to ongoing discussions in psychology and, in the final section, based on this reread of Husserl, lays out methodological opportunities for the endeavor of a phenomenological psychology. We thank two anonymous reviewers for critical suggestions.
- 2 Since translations of Husserl into English have been critiqued, the respective pages in German are referenced throughout. However, whenever an English translation is quoted, the respective pages are listed first, followed by the reference to the German original.

- 3 In German, one may refer to the object of psychology by the noun *Psychisches* and the adjective *psychisch*. Since the English words ›psychic‹, ›psychological‹, and ›mentak‹ are misleading translations, the term ›psychikal‹ is used instead.
- 4 Some claim essences differ from concepts, for instance, by drawing on the notion of ›types‹ (Lohmar 1998, 8). Gutland (2018a, 269–272, 419–425, 480–483) argues their core is the same.
- 5 The word ›mothers‹ alludes to Faust's journey to the mothers (Goethe 2001, verses 6211–6305).
- 6 Some continuity can be found with Bernard Bolzano's philosophy (Kaiser-el-Safti 2011).
- 7 Husserl uses the terms ›epoché‹ and ›reduction‹ interchangeably (Staiti 2009, 84; Depraz 1999, 100). And yet he describes different methodological steps when using these words, which led to different distinctions between these terms. We here use ›epoché‹ in the sense of a mere »gate of entry« (Husserl 1970b, 257, Hua VI, 260) to become aware of the constitution of consciousness. The ›reduction‹ would then consist in distinguishing the different levels of constitution and finding the descriptive tools to adequately describe them (Gutland 2018b, 8–9).
- 8 Throughout his work, Husserl has proposed different versions of the reduction as a method to alter the experientially given. Moreover, other scholars have also engaged with the concept of reduction, adding further refinements. For phenomenological psychology, the »phenomenological psychological reduction« (e. g., Morley, 2011) plays a specific role. It takes a proper discourse to engage with relating matters of methodology, which cannot be addressed on this occasion.
- 9 The original manuscript of this draft is lost; only Eugen Fink's typed down version of it remains (Husserl Hua VI, XIV–XV)
- 10 In the *Crisis*, however, Husserl (Hua VI, 242–60) counts even this universal *epoché* as belonging to what he there calls ›pure‹ psychology. Whether this is the sole reason for him identifying transcendental phenomenology and psychology in that work may remain open in the present context.
- 11 In the *Crisis*, Husserl (Hua VI, 205, 267–68) also mentions this identity. He there also still several times (Husserl Hua VI, 208, 210, 212) emphasizes that the soul as a constituted objectivity or a mere self-apperception remains transcendentially problematic. And while he maintains *that* they are identical, he does not offer a concise description of *how* to experience this identity phenomenologically.

References

Collected Volumes

Hua: Husserl, E. (1950ff.). *Husserliana. Gesammelte Werke. 43 Bände*. Den Haag: Nijhoff.

Books and Articles

- Brentano, Franz. 1973. *Psychologie vom empirischen Standpunkt. Erster Band*. Edited by Oskar Kraus. Hamburg: Meiner.
- Breyer, Thimo. 2017. »Phänomenologische Psychologie.« In *Husserl-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*, edited by Sebastian Luft and Maren Wehrle, 157–65. Stuttgart: J. B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05417-3_21
- Brudzińska, Jagna. 2017. »Erfahrung und Urteil.« In *Husserl-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*, edited by Sebastian Luft and Maren Wehrle, 104–13. Stuttgart: J. B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05417-3_14
- Cai, Wenjing. 2013. »From Adequacy to Apodicticity. Development of the Notion of Reflection in Husserl's Phenomenology.« *Husserl Studies* 29 (1): 13–27. <https://doi.org/10.1007/s10743-012-9119-0>

- Celms, Teodors, and Juris Rozenvalds. 1993. *Der phänomenologische Idealismus Husserls und andere Schriften: 1928–1943*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Davidson, Larry. 2021. *Overcoming Psychologism: Husserl and the Transcendental Reform of Psychology*. Cham: Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-030-59932-4_4
- Depraz, Natalie. 1999. »The Phenomenological Reduction as Praxis.« *Journal of Consciousness Studies* 6 (2–3): 95–110.
- Doyon, Maxime. 2016. »The <As>-Structure of Intentional Experience in Husserl and Heidegger.« In *Phenomenology of Thinking: Philosophical Investigations into the Character of Cognitive Experiences*, edited by Thiemo Breyer and Christopher Gutland, 116–33. New York: Routledge.
- Drüe, Hermann. 1963. *Edmund Husserls System der phänomenologischen Psychologie*. Berlin: De Gruyter.
- Drummond, John J. 2008. »The Transcendental and the Psychological.« *Husserl Studies* 24 (3): 193–204. <https://doi.org/10.1007/s10743-008-9044-4>
- Englander, Magnus, and James Morley. 2023. »Phenomenological Psychology and Qualitative Research.« *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 22 (1): 25–53. <https://doi.org/10.1007/s11097-021-09781-8>
- Ermarth, Michael. 1978. *Wilhelm Dilthey: The Critique of Historical Reason*. Chicago: University of Chicago Press.
- Frege, Gottlob. 1984. »Rezension von: E.G. Husserl, Philosophie der Arithmetik, I.« *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 103: 313–32.
- Giorgi, Amedeo. 2009. *The Descriptive Phenomenological Method in Psychology: A Modified Husserlian Approach*. Pittsburgh: Duquesne University Press.
- Giorgi, Amedeo. 2010. »Phenomenological Psychology: A Brief History and Its Challenges.« *Journal of Phenomenological Psychology* 41 (2). United Kingdom: Brill Academic Publishers: 145–79. <https://doi.org/10.1163/156916210X532108>
- Goethe, Johann Wolfgang von. 2001. *Faust. Der Tragödie Zweiter Teil*. Stuttgart: Reclam.
- Gutland, Christopher. 2018a. *Denk-Erfahrung. Eine phänomenologisch orientierte Untersuchung der Erfahrbarkeit des Denkens und der Gedanken*. Alber Thesen. Freiburg: Alber.
- Gutland, Christopher. 2018b. »Husserlian Phenomenology as a Kind of Introspection.« *Frontiers in Psychology* 9. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2018.00896>
- Gutland, Christopher. 2021. »Psychological Consciousness of Non-Psychological Contents.« *European Psychologist* 26 (2). Hogrefe Publishing: 73–84. <https://doi.org/10.1027/1016-9040/a000426>
- Hartimo, Mirja. 2017. »«Philosophie der Arithmetik».« In *Husserl-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*, edited by Sebastian Luft and Maren Wehrle, 48–55. Stuttgart: J. B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05417-3_7
- Herzog, Maximilian. 1992. *Phänomenologische Psychologie: Grundlagen Und Entwicklungen*. Heidelberg: Asanger.
- Hoffmann, Gisbert. 2001. *Bewusstsein, Reflexion und Ich bei Husserl*. Freiburg München: Alber.
- Husserl, Edmund. 1960. *Cartesian Meditations. An Introduction to Phenomenology*. Edited and translated by Dorion Cairns. The Hague: Springer.
- Husserl, Edmund. 1969. *Formal and Transcendental Logic*. Translated by Dorion Cairns. The Hague: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1970b. *The Crisis of European Science and Transcendental Phenomenology. An Introduction to Phenomenological Philosophy*. Edited and translated by David Carr. Evanston: Northwestern University Press.
- Husserl, Edmund. 1977. *Phenomenological Psychology. Lectures, Summer Semester, 1925*. Edited and translated by John Scanlon. The Hague: Martinus Nijhoff.

- Husserl, Edmund. 1983. *Ideas Pertaining to a Pure Phenomenology and to a Phenomenological Philosophy. First Book. General Introduction to a Pure Phenomenology*. Translated by Fred Kersten. The Hague: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1994. *Edmund Husserl. Briefwechsel*. Edited by Karl Schuhmann. Vol. III/7. Husserliana Dokumente. Dordrecht: Springer.
- Husserl, Edmund. 2001. *Logical Investigations. Volume II*. Edited by Dermot Moran. Translated by John Niemeyer Findlay. London: Routledge.
- Kaiser-el-Safti, Margret. 2011. »Der Psychologismus-Streit in geschichtlicher und systematischer Betrachtung.« In *Die Psychologismus-Kontroverse*, edited by Margret Kaiser-el-Safti and Werner Loh, 3–60. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kusch, Martin. 1995. *Psychologism. A Case Study in the Sociology of Philosophical Knowledge*. London: Routledge.
- Lange, Friedrich Albert. 1887. *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart*. Edited by Hermann Cohen. Iserlohn; Leipzig: J. Baedeker. <http://archive.org/details/geschichtedesma00lang>
- Lee, Nam-In. 1993. *Edmund Husserls Phänomenologie der Instinkte*. Dordrecht: Springer.
- Lohmar, Dieter. 1990. »Wo lag der Fehler der kategorialen Repräsentation? Zu Sinn und Reichweite einer Selbstkritik Husserls.« *Husserl Studies* 7 (3): 179–97.
- Lohmar, Dieter. 1998. *Erfahrung und Kategoriales Denken: Hume, Kant und Husserl über vorprädi-kative Erfahrung und prädi-kative Erkenntnis*. Dordrecht: Springer.
- Lohmar, Dieter. 2005. »Die phänomenologische Methode der Wesensschau und ihre Präzisierung als eidetische Variation.« *Phänomenologische Forschungen*, 65–91. <https://doi.org/10.28937/1000107912>
- Merleau-Ponty, Maurice. 2002. *Phenomenology of Perception*. Translated by Colin Smith. London: Routledge.
- Morley, James (2011). Phenomenological psychology. In Sebastian Luft & Søren Overgaard (Ed.), *The Routledge Companion to Phenomenology*, 586–595. Routledge.
- Ni, Liangkang. 1999. *Seinsglaube in der Phänomenologie Edmund Husserls*. Dordrecht: Kluwer.
- Rath, Matthias. 1994. *Der Psychologismusstreit in der deutschen Philosophie*. Freiburg & München: Alber.
- Scheler, Max. 1957. *Schriften aus dem Nachlass I. Zur Ethik und Erkenntnislehre*. Edited by Maria Scheler. 2nd ed. Bern: Francke.
- Schmid, Hans Bernhard. 2012. »Sharing in Truth: Phenomenology of Epistemic Commonality.« In *The Oxford Handbook of Contemporary Phenomenology*, edited by Dan Zahavi, 399–419. Oxford, New York: Oxford University Press.
- Smith, David Woodruff. 2013. *Husserl*. 2nd ed. London/New York: Routledge.
- Sowa, Rochus. 2007. »Wesen und Wesensgesetze in der deskriptiven Eidetik Edmund Husserls.« *Phänomenologische Forschungen*, 5–39. <https://doi.org/10.28937/PHAEFO-2007>
- Staiti, Andrea. 2009. »Epoché.« In *Husserl-Lexikon*, edited by Hans-Helmuth Gander, 86–88. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Staiti, Andrea. 2014. *Husserl's Transcendental Phenomenology: Nature, Spirit, and Life*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ströker, Elisabeth. 1981. »Husserls letzter Weg zur Transzendentalphilosophie im Krisis-Werk.« *Zeitschrift für philosophische Forschung* 35 (2): 165–83.
- Ströker, Elisabeth. 1983. »Phänomenologie und Psychologie. Die Frage ihrer Beziehung bei Husserl.« *Zeitschrift für philosophische Forschung* 37 (1): 3–19.
- Wendt, Alexander Nicolai. 2019. »Lösung oder Einfall? Über die verlorenen Spuren der Phänomenologie in der Denkpsychologie.« In *Philosophische Psychologie um 1900*, edited by Thomas

- Kessel, 189–214. *Abhandlungen zur Philosophie*. Stuttgart: J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05092-2_11
- Wendt, Alexander Nicolai. 2022. *Die Erneuerung der phänomenologischen Psychologie*. Heidelberg: Nomos.
- Wertz, Frederick J. 2010. »The Method of Eidetic Analysis for Psychology.« In *The Redirection of Psychology: Essays in Honor of Amedeo P. Giorgi*, edited by Thomas F. Cloonan and Christian Thiboutot, 261–78. Cercle Interdisciplinaire de recherches phénoménologiques, Département de psychologie, Université du Québec à Montréal.
- Zahavi, Dan. 2003. *Husserl's Phenomenology*. Stanford: Stanford University Press.
- Zahavi, Dan. 2009. »Philosophy, Psychology, Phenomenology.« In *Psychology and Philosophy: Inquiries into the Soul from Late Scholasticism to Contemporary Thought*, edited by Sara Heinämaa and Martina Reuter, 247–62. *Studies in the History of Philosophy of Mind*. Dordrecht: Springer Netherlands. https://doi.org/10.1007/978-1-4020-8582-6_13
- Zahavi, Dan, ed. 2012. *The Oxford Handbook of Contemporary Phenomenology*. Oxford, New York: Oxford University Press.

The Authors

Christopher Gutland, PhD, is Associate Professor at the Department of Philosophy, Zhejiang University, Hangzhou (浙江大学哲学学院), China. His main research interests are phenomenology, epistemology, German idealism, and consciousness research.

Contact: christopher.gutland@gmx.net

Alexander Nicolai Wendt, PhD, is a post-doctoral researcher at the Psychological Department of the Ruprecht-Karls-University of Heidelberg and a PhD student at the Department of Human Sciences of the Università degli Studi di Verona. His research interests include psychology of thought, theoretical psychology, and phenomenological psychology.

Contact: Dr. Alexander Nicolai Wendt, Institute of Psychology, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Hauptstraße 47–51, 69117 Heidelberg; E-Mail: alexander.wendt@psychologie.uni-heidelberg.de

Methoden und Subjektivität

Eine Betrachtung über die Erneuerung der phänomenologischen Wissenschaft der Subjektivität¹

Martín Mercado Vásquez & Javier San Martín

Journal für Psychologie, 31(1), 125–150

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-125>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

In den letzten Jahrzehnten hat die Aufmerksamkeit für die phänomenologische Methode im Bereich der qualitativen Forschung zugenommen. Dieser Artikel befasst sich mit der Beziehung zwischen Phänomenologie und Psychologie und mit der Frage, wie Methodologie und Subjektivität in den Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung miteinander verbunden sind. Der erste Teil des Beitrags diskutiert die Möglichkeit der Anwendung der Phänomenologie in qualitativen Forschungen, die Uneinheitlichkeit der Deutungen von phänomenologischen Beiträgen zur Wissenschaft und das Risiko der Inkompatibilität mit der objektiven Dimension der experimentellen Wissenschaft. Der zweite Teil untersucht die Beziehung zwischen Phänomenologie und Psychologie, insbesondere den Unterschied zwischen phänomenologischer Psychologie und transzendentaler Phänomenologie sowie die Bedeutung der Amsterdam-Vorlesungen zum Verständnis der Philosophie von Edmund Husserl. Der dritte Teil vertieft die epistemologische Kritik von Husserl und untersucht ihren Beitrag zur Entwicklung der phänomenologischen Psychologie als Wissenschaft, die auf einem subjektiven Apriori basiert. Die noetisch-noematischen Komponenten der Erfahrung, einschließlich des verkörperten Selbst als des Ich-Pols jedes intentionalen Phänomens, und die phänomenologische Psychologie als Grundlage für den Aufbau einer streng wissenschaftlichen Psychologie werden diskutiert. Zusammenfassend behandelt dieser Beitrag die Komplexität der Beziehung zwischen Phänomenologie und Psychologie sowie die Notwendigkeit eines sorgfältigen Verständnisses von Methodologie und Subjektivität in der phänomenologischen Forschung.

Schlüsselwörter: phänomenologische Psychologie, Familienähnlichkeit, Inkommensurabilität, transzendente Phänomenologie, transzendente Person

Summary

Method and Subjectivity

A Consideration of the Renewal of Phenomenological Science of Subjectivity

In recent decades, attention to the phenomenological method in the field of qualitative research has increased. This article addresses the relationship between phenomenology and psychology and how methodology and subjectivity are interconnected in the foundations of scientific research. The first part of the article discusses the possibility of applying phenomenology in qualitative research, the lack of uniformity in the interpretations of phenomenological contributions to science, and the risk of incompatibility with the objective dimension of experimental science. The second part examines the relationship between phenomenology and psychology, specifically the difference between phenomenological psychology and transcendental phenomenology, as well as the importance of the Amsterdam lectures for understanding Husserl's philosophy. The third part delves into Husserl's epistemological critique and how this led to the development of phenomenological psychology as a science based on subjective apriori. The noetic and noematic components of experience, including the embodied self as the ego pole of every intentional phenomenon, are discussed, as well as how phenomenological psychology can serve as a basis for building a rigorously scientific psychology. In summary, this article addresses the complexity of the relationship between phenomenology and psychology, as well as the need for a careful understanding of methodology and subjectivity in phenomenological research.

Keywords: phenomenological psychology, family resemblance, incommensurability, transcendental phenomenology, transcendental ego.

1 Herausforderungen der phänomenologischen Methodik in der psychologischen Forschung

Aus Sicht der empirischen Wissenschaften wird der Begriff »Phänomenologie« häufig im Sinne eines systematischen Zugangs zur erstpersonalen Perspektive verwendet. Die Phänomenologie wird als Methode verstanden, die es ermöglicht, die Subjektivität zu erforschen. Diese Forschungsart steht dem Objektivismus gegenüber, der in den Naturwissenschaften als wissenschaftstheoretisches Paradigma etabliert ist. Unter diesen Voraussetzungen wird phänomenologische Forschung als qualitative Ergänzung oder sogar Ersatz für die quantitativen Forschungsmethoden aufgefasst. Aus philosophischer Sicht ist jedoch festzustellen, dass die Grundlage für diese Rehabilitierung der Subjektivität durch die Methode nicht einheitlich ist. Die verschiedenen Formen der phänomenologischen Methode verbindet allenfalls Familienähnlichkeit, wobei sie teilweise in ihren Kategorien und Regeln inkommensurabel sind. Zudem besteht die

Gefahr, dass das kritische Potenzial der Phänomenologie auf eine Anpassung des qualitativen an den quantitativen Ansatz reduziert wird oder dass die Anwendung der Methode jedes Mal zu einer neuen Art von philosophischer Phänomenologie führt. Um dieser Gefahr vorzubeugen, ist es notwendig, die komplexe Beziehung der Phänomenologie zu den Wissenschaften zu reflektieren.

1.1 Über die Familienähnlichkeit in der phänomenologischen Forschung

Im historischen Zusammenhang kann eine Ähnlichkeit unter den verschiedenen Forschungsansätzen der phänomenologischen Psychologie identifiziert werden (vgl. Wendt 2020). Es lässt sich deswegen auch von einer »Familienähnlichkeit« sprechen, »denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen« (Wittgenstein 1988, 86–88). Im Allgemeinen scheint es, dass das phänomenologische Vokabular spezifische Begriffe etabliert, wie »Bedeutung und Intentionalität«, »Deskription und Reduktion«, »Bewusstsein und Subjektivität«, »Lebenswelt« und »Leib« (Wendt 2020, 103–108).

Ein ideengeschichtlicher Rahmen bietet die Frage nach idiografischen und nomothetischen Tendenzen in der Psychologie. Mey und Mruck (2020, 7–18) erinnern zum Beispiel an die von Wilhelm Wundt vorgeschlagene Einteilung in zwei exakte Methoden. Eine experimentelle Methode widmet sich dem Studium »elementarer« mentaler Prozesse, während sich die Methode der Selbstbeobachtung mit höheren mentalen Prozessen beschäftigt. Diese Doppeltendenz ist in der gesamten Psychologiegeschichte bedeutsam, so beispielsweise auch in der Diskussion zwischen Albert Wellek als Repräsentanten der phänomenologischen Psychologie und Peter Hofstätter über die Messbarkeit der Persönlichkeit und die wissenschaftliche Natur der Persönlichkeitspsychologie, die in den 1950er Jahren ausgetragen wurde. Die Diskussion wurde auch auf das Gebiet der scheinbar unvereinbaren Extreme des idiografischen und nomothetischen Verständnisses der Experimentalpsychologie geführt.

Mithilfe wissenschaftstheoretischer Reflexion können die Voraussetzungen geschaffen werden, um phänomenologisches Denken für die wissenschaftliche Forschung methodenkritisch nutzbar zu machen. Die Ausgangssituation ist allerdings durch Hindernisse erschwert. Das Verständnis der Methodologie in der angewandten Philosophie und Psychologie neigt dazu, einer Methodeninversion zu folgen, wie von verschiedenen Autoren festgestellt wurde (Graumann und Métraux 1977; Kleining 1991; Mey und Mruck 2020). Dies bedeutet, dass »die sich durchsetzende methodische Ausrichtung psychologischer Forschung noch vor jeder inhaltlichen Bestimmung des Untersuchungsgegenstands« (Mey und Mruck, 2020, 9) priorisiert wird. Seit 1980 ist es mit dem Aufkommen qualitativer Psychologieforschung schwieriger geworden,

sich auf Untersuchungsgegenstände und Methoden zu einigen, die in der Forschung verwendet oder entwickelt werden sollen. Diese Umstände erschweren die Systematisierung der phänomenologischen und psychologischen Methodik im Rahmen der empirischen Forschung.

In methodologischen Darstellungen wird der Phänomenologie oft eine heuristische Funktion zugewiesen (Kleining 1991, 16–19; Hopf 2016, 15, 21–24, 26; Godina 2012; Luft und Overgaard 2012, 276–653; Mey und Mruck 2020; Goto 2008; Großheim 2008, u. a.). In diesem Zusammenhang kann man gewöhnlich einige Hinweise auf die Prozedur der phänomenologischen Methode finden. Sie wird als Form der Interpretation von Erlebnisberichten, als qualitative Methode verstanden, wobei deren Ablauf nicht standardisiert ist, sondern vielmehr verschiedene Ansätze vorgeschlagen werden. Zumindest liegt in den meisten Fällen ein besonderer Schwerpunkt auf der Erlebnisbeschreibung, der Variation durch Fantasie oder der eidetischen Betrachtung und der Bemühung darum, die Ergebnisse mit quantitativen Daten in Beziehung zu setzen (vgl. Wendt 2020, 102–123).

In dieser Lesart erscheint die Phänomenologie als ein Appell gegen die Reduktion der Welt auf Daten oder einen unpersönlichen Kontext. Die phänomenologische Methode versucht etwa, die logische Gültigkeit von Patientenberichten aus der Ich-Perspektive zu ermitteln und den Zusammenhang zwischen der beschriebenen Erfahrung und den quantitativen Forschungsdaten aufzuzeigen. Gegenstand des Diskurses ist die Vermittlung von quantitativer (empirischer, objektiver, kausaler, organischer, letztlich positivistischer) mit qualitativer (subjektiver, nicht-kausaler, nicht-positivistischer) Forschung. Wissenschaftstheoretisch geht diesem Vermittlungsversuch jedoch eine erkenntnistheoretische Diskussion über den Status der Wissenschaften im Allgemeinen voraus. Der Grund für die Trennung zwischen den »harten« und »weichen« Wissenschaften wird in der Phänomenologie wissenschaftstheoretisch untersucht.

Unter diesen Voraussetzungen dient die Phänomenologie zur Ergänzung der quantitativen Untersuchungen um die subjektive Perspektive (Mey und Mruck 2020). Studien über Krankheit (Carel 2016, 1–39), Schmerz (Henry 2001; Schmitz 2011), Gender (Ahmed 2006, 1–24) und Krankenpflege (McNamara 2005, 696–701) werden auf diese Weise mit interdisziplinärem Anspruch durchgeführt. Das heißt, die Phänomenologie leistet einen deskriptiven Beitrag zur Wissenschaft. *Mixed-methods*-Studien können so nicht nur die »Data«, sondern auch die »Capta« berücksichtigen, bzw. »refer to what we take or capture from an ever elusive matrix of happenings« (Churhill 2018, 5).

Dem Vorwurf, dass die phänomenologische Methodik die Objektivität der Forschung vermindere, lässt sich entgegen, dass die Erste-Person-Perspektive des Selbstbewusstseins nicht auf eine objektive Repräsentation reduziert werden kann: »Die Erste-Person-Perspektive des Selbstbewusstseins beinhaltet keine Objektivierung, sondern

eine nicht-objektivierende Selbstkenntnis« (Zahavi 2005, 27). Mit anderen Worten: »Das Selbstbewusstsein ist einfach eine Frage des Zugangs zu eigenen Bewusstseinsinhalten in der ersten Person; es geht um die erst-personale Gegebenheit oder Manifestation des Erfahrungslebens« (ebd., 51; Übersetzung der Autoren). Diese Erwiderung beharrt also darauf, dass Phänomenologie als Zugang zur vollständigen Berücksichtigung des Phänomenkomplexes erforderlich ist.

Die Verteidigung der Ich-Perspektive basiert auf dem Diskurs über das »Wesen« der Subjektivität. So ergeben sich parallel zwei Probleme, ein ontologisches und ein erkenntnistheoretisches. Einerseits eröffnet sich die Diskussion darüber, was die Wirklichkeit der subjektiven Erfahrung in der Ich-Perspektive ausmacht, etwa vor dem Hintergrund des Leib-Seele-Problems. Andererseits ist die Beziehung zwischen phänomenologischer und quantitativer bzw. qualitativer Methodik zu betrachten. Phänomenologie könnte eigenständig sein, was allerdings ihre methodologische Vermittlung erschwert. Im anderen Extrem könnte sie zu einem bloß subjektiven Anhang der naturwissenschaftlichen Forschung zu werden drohen.

Auf ähnliche Weise haben auch andere wissenschaftstheoretische Arbeiten versucht, der Uneinheitlichkeit in der phänomenologischen Methodik zu begegnen. Man denke nur an die ursprünglichen Beiträge von Dreyfus (1982) oder Varela (1996), die reflexiv die »Fähigkeit des Bewusstseins« (Varela 1996, 335) erforschten, ohne sich zwangsläufig einer bestimmten Strömung der Tradition in dieser komplexen philosophischen Bewegung unterwerfen zu müssen. Ähnliches gilt für die Arbeiten von Pierre Vermersch (2009) und deren Weiterentwicklung durch Natalie Depraz (2020). Diese Studien beabsichtigten, »universal descriptive categories« (Vermersch 2009, 16) für die Beschreibung aller gelebten Erfahrungen als Orientierung für die Introspektion zu finden.

Ein weiteres Beispiel ist die Ausweitung der Neurophänomenologie auf Studien, die die Perspektive der zweiten Person betonen. Wie Olivares und Kollegen (2015) behaupten: »Second-person methods refer to interview techniques that solicit both verbal and non-verbal information from participants in order to obtain systematic and detailed subjective reports« (Olivares et al. 2015, 1). Nach Auffassung der Autoren bieten zweipersonale Methoden das Potenzial zur getreuen Beschreibung von Ich-Erzählungen und somit ein Mittel, gelebte Erfahrung zu erfassen (ebd., 4). In diesem Zusammenhang ergibt sich ebenfalls die Position von Depraz (2020), dass die Mikrophenomenologie eine Disziplin sei, die versucht, die vorherrschenden Erkenntnisse der Wissenschaften und der transzendentalen Phänomenologie infrage zu stellen, um die Subjektivität in den Mittelpunkt zu rücken (»by placing once more the subject at the core of the living experience of his singular hic et nunc real life«, Depraz 2020, 505). Ob eine solche Subjektivität transzendental und nicht nur eine bloße Selbstwahrnehmung ist, und ob sie die Grundlage aller empirischen Forschungen darstellt und nicht

nur ein Synonym für individuelle Ansichten ist, sind dies zwei epistemologische, aber auch ontologische Fragen. Die Antworten auf diese Fragen behaupten, ob die empirischen Forschungen von den philosophisch-phänomenologischen Beiträgen gesteuert werden müssen. Dabei ist es nicht unwichtig, dass ein großer Teil der Studien in dieser Ausrichtung auf die Auseinandersetzung mit den kognitiven Wissenschaften und der Psychologie ausgerichtet ist.

1.2 Inkommensurabilität innerhalb der phänomenologischen Forschung

Eine Betrachtungsweise erlaubt es also, »Familienähnlichkeit« zwischen den phänomenologischen Konzepten, die sich übergreifen und kreuzen und die Einheit des phänomenologischen Projekts betonen, zu identifizieren. Nichtsdestotrotz haben Versuche, die phänomenologische Methode an aktuelle Forschungsgegenstände und Diskussionen anzupassen, aus einer anderen Perspektive zur Heterogenität in ihrer Umsetzung beigetragen. Tatsächlich bleibt die Frage offen, ob die Beschreibungssprache oder die Phänomendeskription Vorrang hat. Das gilt auch für den spezifischen Subjektivitätsbegriff und die Verfahrensschritte, wie beispielsweise das Verständnis der Wesensschau oder der imaginären Variation (Zahavi 2005, 13; Wertz 2015, 88; Giorgi et al. 2017, 178, 182; Wendt 2020; Mey und Mruck 2020). Es bleibt daher weiterhin ein offenes Problem, wie sich die Phänomenologie als qualitative Methode zur Ergänzung quantitativer Forschung verhält. In diesem Sinn kann man die »wissenschaftliche« Anwendung der phänomenologischen Forschung als Entwicklung einer Inkommensurabilität ihres Forschungsfeldes betrachten.

Deswegen kann aus einer anderen Perspektive die Beziehung zwischen Phänomenologie und empirischen Wissenschaften als ein Verhältnis der Inkommensurabilität in der Entwicklung des Forschungsansatzes betrachtet werden. Laut Kuhn (2004, 230–235) hat Inkommensurabilität drei grundlegende Merkmale: die Unmöglichkeit einer vollständigen Übersetzung zwischen Theorien, die Inkommensurabilität von Messstandards (Methoden) und die Unvereinbarkeit von Paradigmen. Das bedeutet, dass Inkommensurabilität gewisse Verwirrungen in der Verwendung homonymer Begriffe verursachen und als Erfahrung des Studierens verschiedener Welten verstanden werden kann. Diese drei Merkmale scheinen in zeitgenössischen phänomenologischen Diskussionen über die Regeln der phänomenologischen Methode und die Definition von Begriffen wie subjektive Erfahrung, Selbstbewusstsein, Leiblichkeit und weiteren vorhanden zu sein. Daher kann argumentiert werden, dass Inkommensurabilität auch auf phänomenologische Wissenschaften zutrifft und dass die derzeitige Vielfalt der phänomenologischen Forschung als Manifestation dieses Problems betrachtet werden kann, obwohl scheinbar eine Familienähnlichkeit vorliegt.

Es liegt auf der Hand, dass die Uneinheitlichkeit der Deutungen von phänomenologischen Beiträgen zur Wissenschaft Risiken birgt. McNamara (2005) erinnert sich beispielsweise an einen Vorwurf, der gegen die *Phenomenology and Nursing Research* oder *Nursing Studies* erhoben wurde: Das Personal der Krankenpflege sei unzureichend philosophisch ausgebildet, um sich der Methode bedienen zu können. Dies hätte zu einer Praxis der bloßen Sammlung von Erfahrungsberichten geführt, die bisweilen nur zur Verfestigung fragwürdiger gesellschaftlicher Vorstellungen von Krankheiten beigetragen hätten.

Der Vorwurf der Inkommensurabilität läuft darauf hinaus, dass Ansätze dieser Art die objektive Dimension der Erfahrungswissenschaft beschädigen könnten, indem sie »die subjektive Erfahrung bevorzugen und das Objekt ignorieren, das dem Subjekt erscheint« (ebd., 697). Das Objekt bezieht sich hier auf »Dinge in der äußeren Welt, Fakten, Konzepte, Bilder, Wesenheiten, alles« (Paley 1997, zitiert in McNamara 2005, 697–698). In gewisser Weise ist eine wissenschaftliche Version dieser kritischen Haltung in der »Heterophänomenologie« (Dennett 1995) enthalten, die die mangelnde Objektivität der subjektiven Erfahrungen betont und als nicht kommunizierbar charakterisiert.

Aus der Perspektive des Inkommensurabilitätsproblems lassen sich unter den verschiedenen Auffassungen der phänomenologischen Methode mindestens drei allgemeine Eigenschaften anerkennen. Einerseits wird die phänomenologische Methode als unabhängig von der Ontologie aufgefasst. Ein Beispiel für diese Haltung ist die Heterophänomenologie sowie andere Formen der Introspektion (Dennett 1995). Andererseits wird Beschreibung als integraler Bestandteil der Realität verstanden, sei sie objektiv, subjektiv oder transzendent. Außerdem ist die Verwendung der phänomenologischen Methode in Soziologie, Medizin, Psychologie und Philosophie nicht äquivalent. Aus diesen Grundhaltungen resultieren Meinungsverschiedenheiten über die Schritte oder Verfahren der phänomenologischen Methode, die im Folgenden thematisiert werden. Diese Konfrontation wurde nicht nur in der Diskussion zwischen Husserl und seinen frühen Mitstreitern in der phänomenologischen Bewegung wie Martin Heidegger (2006, 27–39), Adolf Reinach (2014, 17–36) oder Max Scheler (1986) ausgetragen, sondern auch unter späteren Autoren wie Maurice Merleau-Ponty (1945, viii–xvi), Francisco Varela und Kollegen (2011, 39–58) sowie Shaun Gallagher und Dan Zahavi (2008).

Wenn es in der Entwicklung der phänomenologischen Forschung kein Problem der Inkommensurabilität gäbe, müsste man behaupten, dass die Möglichkeit einer vollständigen Einigung über die phänomenologische Methode und Definitionen der Hauptbegriffe der phänomenologischen Philosophie im Rahmen der qualitativen psychologischen und gesundheitswissenschaftlichen Forschung ein realistisches Ziel ist. Die Lösung dieses Problems findet sich allerdings weder in einer Husserlianischen Orthodoxie noch in einem epistemologisch unkritischen Pragmatismus.

2 Psychologische und transzendente Phänomenologie

Das Problem, ob die phänomenologische Methode als Werkzeug für die empirische Forschung verwendet werden kann, erfordert eine erkenntnistheoretische Bewertung durch die Philosophie. Husserl sah die Entwicklung seiner Philosophie als Antwort auf die Krise der Wissenschaften, um die Grundlagen der wissenschaftlichen Erkenntnis zu klären, und nicht als Ergänzung der positiven Wissenschaften. Die Phänomenologie zielt nicht darauf ab, den Einzelwissenschaften eine weitere Methode zu bieten, sondern ihnen eine neue Grundlage zu schaffen. Deshalb strebt sie eine kritische Auseinandersetzung mit den erkenntnistheoretischen und ontologischen Prinzipien der Partikularwissenschaften an. Die phänomenologische Kritik der Wissenschaft ist als eine Kritik der Rationalität bestimmt (San Martín 1994). Die Rolle der Psychologie in dieser Kritik könnte dazu beitragen, die Gründe für die Inkommensurabilität hinsichtlich der phänomenologischen Methode aufzuklären.

Husserl (1968) bezeichnete seine Phänomenologie zunächst im Anschluss an Brentano als deskriptive Psychologie, während er gleichzeitig den Psychologismus und den Naturalismus kritisierte. Tatsächlich greift Husserl in den Amsterdamer Vorlesungen (Hua IX, 1968, 302–349) – deren Thema die phänomenologische Psychologie ist – diesen narrativen Ausgangspunkt auf, um den Ursprung der Phänomenologie zu bestimmen. Er behauptet, dass die Phänomenologie als »eine neue Wissenschaft [...] im Ringen der Philosophie und der Psychologie um eine strenge wissenschaftliche Methode« (Hua IX, 1968, 302) entstand, deren weitere Entwicklung »sich in einem merkwürdigen Doppelsinn« ergeben hat: einerseits als psychologische Phänomenologie (pP) und andererseits als transzendente Phänomenologie (tP) (303). Obwohl Husserl das Verhältnis von Psychologie und Phänomenologie während seines gesamten Berufslebens als Philosophie diskutierte, stellen diese Vorträge den zentralen Bezugstext dar.

Die Amsterdamer Konferenzen nehmen in der retrospektiven und systematischen Darstellung von Husserls Denken aus vier Gründen einen privilegierten Platz ein. Erstens stehen sie im Anschluss an die Vorlesungen des Sommersemesters 1925, die sich ebenfalls mit phänomenologischer Psychologie beschäftigt haben, was es ermöglicht, seine Vorträge zumindest als eine Synthese dessen zu verstehen, was in jenem Kurs behandelt wurde. Zweitens finden die Vorträge ein Jahr nach der Ausarbeitung und »Diskussion« mit Heidegger über den Eintrag »Phänomenologie« für die *Encyclopedia Britannica* statt; dies beinhaltet die Reflexion über die Rolle der phänomenologischen Psychologie, die Methode und die ontologischen Implikationen der Phänomenologie (San Martín 1994, 182–196; Inverso 2018, 181–198). Das Ergebnis dieser Reflexionen betrifft etwa die Einführung in die Phänomenologie auf psychologischem und nicht auf kartesischem Wege. Drittens ist das Thema der Konferenz in Amsterdam innerlich mit den Texten Philosophie als strenge Wissenschaft (1911/1987) und der Krisis

(1954) verbunden. Viertens wurden die Vorträge im April 1928 vor einem Publikum gehalten, das sehr gut mit den Fortschritten der Phänomenologie vertraut war. Unter den Teilnehmern waren der Philosoph und Psychologe Gerard Heymans, der Arzt und Physiologe Frederik Buytendijk sowie andere Mitglieder des philosophischen Kreises von Amsterdam (Serrano de Haro 2019, 480); dies bedeutet, dass Husserl besonders darauf geachtet haben dürfte, die Beiträge und Grenzen der Beziehung zwischen Psychologie und Phänomenologie darzustellen. Für sie bestehen zwei Ansätze.

Husserl vermeidet zwei Formen radikaler Skepsis, Psychologismus und Naturalismus. Er lehnt die Auffassung ab, dass die Struktur des Wissens durch die empirische Psychologie seiner Zeit erklärt werden könne. Gemäß dem Psychologismus wird Psychologie als die Wissenschaft definiert, die alle mentalen Entitäten (Begriffe, Urteile und Schlussfolgerungen) und ihre Gesetze erfasst. Da die Logik die Wissenschaft ist, die die Gesetze des Denkens studiert, kommt man zu dem Schluss, dass die Logik ein Teil der Psychologie sei. Das bedeutet, dass die Logik als normative Wissenschaft des Denkens auf der Psychologie als deskriptiv-erklärender und naturalistisch konzipierter Grundlagenwissenschaft basieren müsse.

Mit Naturalismus ist gemeint, dass die Psychologie untersuchen müsse, wie der Geist durch die Sinne Ideen der Realität abstrahiert und wie Ideen miteinander verbunden sind. Allerdings setzen die deskriptiven und erklärenden Wissenschaften die Gültigkeit der normativen und präskriptiven logischen Strukturen voraus, um die Gültigkeit ihrer grundlegenden Aussagen zu bestimmen. Hierin besteht die Inkonsequenz des Psychologismus: Ist die Logik das Produkt der empirischen Vorgänge, die die Psychologie erklärt, oder ergibt sich die empirische Psychologie aus der Anwendung der Logik? Entsprechend beurteilt Husserl die Gesamtheit der modernen Psychologie: »Die neuzeitliche Psychologie ist die Wissenschaft von den im konkreten Zusammenhang der objektiv-realen Welt auftretenden realen Vorkommnissen, die da psychische heißen« (1968, 303).

Tatsächlich kritisiert Husserl die psychologistische Konzeption der Psychologie, da ihre epistemologische Grundlage ungeklärt bleibt. Unter Voraussetzung dieser Kritik ist Husserl der Auffassung, dass *Psycho-logie*, sei es von Aristoteles, John Locke, David Hume, Immanuel Kant, Wilhelm Wundt oder Wilhelm Dilthey, es nicht geschafft habe, den Psychologismus (z. B. Hua VI 1954; Hua VII 1956; Hua XXXII 2001) zu überwinden. Die genannten Autoren haben laut Husserl den Gegenstand der Forschung nicht ausreichend bedacht oder nicht die richtige Methode entdeckt. Sie alle seien von einem psychophysischen Verständnis des Menschen ausgegangen, das auf das Paradox des Dualismus oder auf die Reduktion der Logik in der Physiologie zurückzuführen sei. Das Problem ist, dass der Ursprung der Logik und ihrer Gesetze durch physiologische Beziehungen erklärt wird, aber die physiologische Erklärung logische Gültigkeit voraussetzt, damit ihr Wissen als wissenschaftliches gerechtfertigt ist. Aufgrund des psychophysi-

schen Dualismus oder Parallelismus könne die Psychologie als empirische Wissenschaft nicht als reine Wissenschaft psychischer Tatsachen begründet werden (1968, 304–305).

Aus dem Gesagten folgt, dass die Psychologie, die Husserl entwickeln möchte, nicht als »Produkt« aus dem Empirischen hervorgeht, sondern die Differenz zwischen Psychischem und Physischem grundsätzlich untersucht. So lehnt Husserl eine Psychologie als Parallelwissenschaft zur Physik im Sinne einer empirischen Naturwissenschaft ab und fordert stattdessen eine Psychologie, die parallel zur A-priori-Wissenschaft der Natur im Allgemeinen in ihrem reinen Wesen denkbar ist. In diesem Sinne scheint es, dass die empirische Konzeption der phänomenologischen als qualitativer Methode als Ergänzung zur quantitativen Forschung außerhalb des philosophischen Verständnisses der Phänomenologie liegen würde. Husserl versucht jedoch nicht, die Philosophie diskursiv zu isolieren, sondern sie in den kritischen Dialog mit den Einzelwissenschaften zu setzen. Schließlich ist die Gründung und Erneuerung der Wissenschaften und des menschlichen Verhaltens das Ziel der phänomenologischen Philosophie. Es ist als eine offene Diskussion zu verstehen, wie die transzendente Phänomenologie die Wissenschaften kritisieren sollte und wie sich die phänomenologische Methode innerhalb der wissenschaftlichen Disziplinen artikuliert. In dieser Diskussion nimmt die phänomenologische Psychologie einen besonderen Platz ein. Die phänomenologische Psychologie wird oft gleichzeitig als neue Grundlage der psychophysischen Psychologie und als Einführung in die transzendente Phänomenologie bezeichnet. Wir sind jedoch der Ansicht, dass die phänomenologische Psychologie in ihren beiden Rollen nicht auf die gleiche Weise funktioniert und dass ihre Entwicklung es erst ermöglicht, auch zwei verschiedene Formen der Beziehung zur Psychologie zu etablieren.

3 Die zwei Stufen der phänomenologischen Psychologie

Husserls philosophischer Ansatz thematisiert die Grundlage aller Wissenschaften. Die Philosophie muss die fundamentalen Begriffe bestimmen, die das Verständnis bestimmter Regionen des Seins ermöglichen. Entsprechend begreift Husserl Ende der 1920er Jahre jede Wissenschaft als eine Vielheit, die eine einheitliche systematische Form hat und sich a-priori durch logisch-kategorische Konzepte sowie aus einer endlichen Zahl reiner axiomatischer Formen konstruieren lässt. Aus diesen Formen lässt sich eine unendliche Vielheit von Sätzen ableiten, die etwas über die Realität aussagen (Hua VII 1974, §§29–30, 96–102). Wie Rizo-Patron (2014, 201–226) darstellt, gibt es in einer Wissenschaft auf der Seite der Prämissen eine endliche Zahl von Axiomen und auf der Seite der Schlussfolgerungen eine unendliche Menge möglicher Sätze.

Daher ist es Teil des Problems der philosophischen Forschung, einen epistemischen Zugang zur Konstitution dieses endlichen Feldes von Axiomen zu gewinnen. Die phä-

nomenologische Psychologie als reine Psychologie ist Teil dieser Aufklärungsarbeit. Sie muss alle Aspekte und Dimensionen des Apriori der Intentionalität (Noesis und Noema, Selbst, Leiblichkeit, Alterität, Lebenswelt usw.) bestimmen und so die grundlegenden rationalen Konzepte gewinnen, die jede denkbare Psychologie aufbauen. Diese rationalen Konzepte sollten den möglichen Dimensionen der menschlichen Erfahrung entsprechen, das heißt in kognitiver, evaluativer und praktischer Hinsicht. In diesem Sinne ist die phänomenologische Psychologie eine Einführung in die transzendente Phänomenologie.

Um dieses Projekt effektiv zu entwickeln, muss die phänomenologische Psychologie ihr eigenes Untersuchungsgebiet, die Subjektivität, klären. So kann sie der Psychologie als wissenschaftlicher Disziplin eine neue Orientierung geben. In diesem Sinne ist die phänomenologische Psychologie eine Grundlage der Psychologie als wissenschaftliche Disziplin und der Beginn der Grundlage aller Wissenschaften. Hieraus ergibt sich die Doppelrolle der phänomenologischen Psychologie (Hua IX 1968, 302–303, Husserl 2019, 483–484).

Die phänomenologische Psychologie, die Edmund Husserl bereits in den 1920er Jahren vorstellte, kann in zweifacher Hinsicht verstanden werden: als eine phänomenologische Psychologie, die die psychologische Untersuchung des intentionalen Bewusstseins ermöglicht, und als eine phänomenologische Psychologie, die die ontogenetische Bildung des intersubjektiven Weltbewusstseins untersucht.

Das Verhältnis dieser Interpretationsalternativen lässt sich bestimmen, wenn man die Trennung zwischen den cartesianischen, psychologischen und ontologischen bzw. lebensweltlichen Aspekten der Phänomenologie in Klammern setzt (Kern 1962), sodass im Gegenteil die komplementäre Beziehung zwischen statischer und genetischer Phänomenologie hervortritt. Zu diesem Zweck wird im Folgenden eine Interpretation von zwei Ebenen der phänomenologischen Psychologie vorgeschlagen, nämlich phänomenologische Psychologie erster und zweiter Stufe. Die Aspekte der phänomenologischen Psychologie ermöglichen es, die epistemologische Kritik, die Husserl an der modernen Psychologie entwickelt, besser zu verstehen. Ihre Unterteilung erleichtert außerdem die Anwendung der Phänomenologie in der empirischen Forschung.

3.1 Statische phänomenologische Psychologie: Relevanz der Methode

Husserls Erkenntniskritik versucht, die Grundlagen der Einzelwissenschaften zu klären, indem sie zwei formale Bedingungen bestimmt. Auf der einen Seite steht das Apriori der Natur oder der Objektivität. Auf der anderen Seite findet sich das Apriori der Subjektivität. Husserl meint (Hua XIII 1905, 112–138; San Martín 2020, 31), dass das Apriori der Natur zur Differenzierung der einzelnen Wissenschaften hinsichtlich

ihres Forschungsgegenstandes führe. So entsteht der Unterschied zwischen, am Beispiel gesprochen, Geografie, Zoologie, Physiologie. Die Psychologie würde gemäß dieser Auffassung ein von der Anthropologie oder Zoologie abhängiger Zweig der Forschung sein, denn bei ihnen handelt es sich um Wissenschaften, die das Physische und das Psychophysische umfassen (Hua IX 1968, 303–305).

Diese wissenschaftlichen Disziplinen entstehen durch die Facta ihres tatsächlichen Gegenstandes. So setzen Wissenschaften die Bestimmung der Natur voraus (z. B. Kausalität). Daher ist ihre Einstellung naturalistisch, das heißt, sie nehmen an, dass alles, was existiert, natürlich sei. Ihr Gegenstück sind die idealen Wissenschaften, zum Beispiel Geometrie, reine Zeitlehre, reine Kinematik. Diese besonderen Disziplinen erfordern eine Ontologie der Natur, das heißt eine reine Naturwissenschaft. Die Forderung nach einer Ontologie der Natur zielt darauf ab, dass die Welt nicht nur das ist, was den Sinnen gegeben ist. Dieser Schritt ist wichtig, da er die Anwendung der Epoché und die ersten Formen der phänomenologischen Reduktion beinhaltet.

Im weiteren Verlauf der Erkenntniskritik wird die Ontologie der Natur in der Form einer apriorischen universellen Ontologie vertieft. Damit ist die Untersuchung des Seins im Allgemeinen gemeint. Dieser Übergang erfordert unter anderem das Studium der reinen Logik, die Entwicklung einer reinen Arithmetik, der reinen Theorie der Mannigfaltigkeit und der reinen möglichen Theorieformen. Alle diese Wissens Ebenen beruhen auf einer formalen und bedingungslos allgemeinen Ontologie. Diese allgemeine formale Ontologie lässt erkennen, dass es neben dem natürlichen Apriori auch das subjektive Apriori gibt.

Die Wissenschaften, die vom subjektiven Apriori ausgehen, müssen alles Physische konzeptuell separieren; nur so wird eine Wissenschaft erreicht, die nicht parallel zur Physik als empirische Naturwissenschaft besteht, sondern eine im intentionalen reinen Erlebnis fundierte Apriori-Wissenschaft. Husserl präsentiert diese Wissenschaft zunächst als eine erneuerte Form der rationalen Psychologie (Hua XIII 1905, 148–150; Hua VI 1954, 68–70, 207–212), später als reine Psychologie, die als erste der beiden Typen phänomenologischer Psychologie zu verstehen ist. Die Loslösung von der physischen Kausalität führt zur Epoché der materiellen Realität und durch die phänomenologische Reduktion in den rein psychischen Bereich der Intentionalität zurück. So kann die Phänomenologie durch freie, eidetische, fantasiemäßige, imaginative Variation (Hua III 1976, 145–149; wie in *Urteil und Erfahrung*, 1939, 409–420; Hua XXXII 2001, 249–250, 252–254) zur Beschreibung der noematischen Komponenten der gereinigten Erfahrung voranschreiten (Hua XVII 1974, 98–100; Hua XXXIII, 266).

Zu den noematischen Komponenten der Erfahrung gehört das empirische Selbst (psychisch-physisch) als der Ich-Pol jedes intentionalen Phänomens. Der Ich-Pol ist der Brennpunkt der Handlungen, er ist phänomenologisch gleichbleibend im zeitlichen Verlauf und Wechsel von Akten. Dieses Selbst ist im Nachdenken wie im bewussten

Handeln sich selbst gleich. Dieses Selbst kann zum Gegenstand der angewandten phänomenologischen Psychologie werden. Ziel ist dann, die Beteiligung des Subjekts an kognitiven, wertenden oder verhaltensbezogenen Handlungen zu ermitteln. Es verhält sich jedoch so, dass diese reine Psychologie genauer der kognitiven Psychologie entspricht, wie sie von H. Dreyfus und J. San Martín dargestellt wird, das heißt als eine Erforschung der möglichen Fähigkeiten eines intentionalen Geistes oder Bewusstseins. Der Ansatz zu dieserart phänomenologischer Psychologie ist in Grundzügen auch in Dan Zahavis Arbeiten zu finden, wenn sie die Idee einer minimal (pre-reflective) *self-awareness* (2005, 100) entwickeln.

Das Noema als analytisches Element der Erlebnisstruktur lässt sich als Satz, als eine syntaktische Form, die es ermöglicht, die Struktur der Subjektivität zu studieren, verstehen. Als Forschungsgegenstand ist das Noema auch mit den Zielen der kognitiven Psychologie in Einklang zu bringen (San Martín 1986, 122–129, 145–147, 212, 215–218, 233; 1994, 85, 180, 256; 2015, 84, 182–186). In diesem Sinne ist das Noema eine intentional vermittelnde Prozesseinheit. Das bedeutet, dass das subjektive Leben – oder das mentale Leben – propositional strukturiert ist und als solches studiert werden kann. Das prozedurale Ziel der Phänomenologie ist die Beschreibung dieses Noemas. Dass es die Form eines Satzes hat, dass es ein »Satz« ist, bedeutet, dass es aussprechbar und damit wissenschaftlich fassbar ist. Das setzt voraus, dass das subjektive Leben nicht das Terrain individueller Introspektion ist, sondern für die Erforschung der propositionalen Formen der Subjektivität. Die Phänomenologie würde demgemäß untersuchen, wie sich der Weltsinn ergibt, wie die Welt verständlich ist. Dieser Ansatz ist mit den Begriffen der eidetischen Psychologie (Husserl 1976, 40, 70, 128, 160–161, 178, 205) oder immanenten Psychologie (ebd., 177, 246, 256, 296) verbunden (vgl. Mohanty 1982, 48).

Die Phänomenologie wäre unter diesen Voraussetzungen die Untersuchung der Grundlagen der Subjektivität. Die Subjektivität ist nicht nur eine kulturelle Konstruktion, ein kulturelles Werkzeug oder Objekt, sondern die Erfahrung der intentionalen und propositionalen Struktur, die jede kulturelle Darstellung ermöglicht, einschließlich ihrer selbst. Mit anderen Worten ist die intentionale Subjektivität die Bedingung der Möglichkeit für die kulturelle Darstellung, einschließlich der Darstellung einer Subjektivität als »Seele«, »Geist«, usw. In diesem Sinne lehnt die Phänomenologie den kulturellen und individuellen Relativismus und Skeptizismus ab. Außerdem ist die Subjektivität nicht nur eine Funktion des Organismus oder des Gehirns, die von jeder Art von Lebewesen abhängt. Wenn jedes Lebewesen seine eigene Subjektivität hätte, hätte es seine eigene Welt, und damit würde sich das Problem der Unendlichkeit von Welten eröffnen, was die Frage aufwirft, ob jeder individuelle Organismus seine eigene einzigartige Welt hätte. Die Tatsache des Zusammenlebens scheint dieser Hypothese zu widersprechen. Es ist wahrscheinlich, dass es eine andere Art von Subjektivität und Welt

geben würde, wie wir sie kennen. Es ist jedoch eine Tatsache, dass der Typ der Welt nicht nur vom Organismus abhängt, sondern von den logischen oder formalen Bedingungen des Verständnisses der Welt und ihren physischen und zeitlichen Horizonten. Die logische Struktur kann nicht nur von der Art des Organismus abhängen, sondern von einer grundlegenden logischen Struktur, nämlich der transzendentalen. Auf diese Weise lehnt die Phänomenologie den Relativismus und Skeptizismus ab, der auf dem Argument der Funktion des biologischen Organismus beruht. Die transzendente Subjektivität ist offensichtlich biologisch verkörpert in einer kulturellen und historischen Welt, aber die Bedingungen des Wissens, der Bewertung und des Handelns hängen nicht nur von diesen Variablen ab, sondern vor allem von der propositionalen Struktur, die jede Verständnis der Welt und ihrer möglichen Horizonte ermöglicht. Natürlich bleibt die Frage nach der angemessensten Art und Weise, das Verhältnis dieser doppelten inkarnierten, situierten und transzendentalen Dimension zu beschreiben, immer diskussionsfähig. Aber die Diskussion bleibt auf dem Gebiet der Phänomenologie, solange die Extreme oder genannten Formen des Relativismus vermieden werden. Andernfalls wird ein tiefgreifender epistemologischer und ontologischer Fehler begangen.

Wenn der Versuch unternommen wird, die apodiktische Gültigkeit der Phänomene auf Grundlage der psychophysischen (kulturellen) oder organischen Bestimmung des Menschen zu erklären, führt dies zu einer Verwirrung in der ontologischen Ordnung, eine *μετάβασις* (San Martín 1986, 81–82, 117), auf die Husserl im zweiten Paragraphen der *Logischen Untersuchungen* (Hua XX/1 1984, 356–358; Hua XX/2 2005, 29–30) hinweist. Diese Verwirrung würde schließlich das Eidetische psychologisieren und das Bewusstsein naturalisieren (Hua III 1976, 215, 130; Hua VII 1956, 141–148, 151–166; Hua VIII 1996, 141–152). In Anlehnung an Thiemo Breyer (2017, 157–165) lässt sich der Unterschied in der Herangehensweise zwischen eidetischer oder reiner phänomenologischer Psychologie und Psychologie als positiver Wissenschaft schematisch darstellen (Tabelle 1).

Die phänomenologische Psychologie versucht, den kategorialen Irrtum der empirischen Psychologie zu korrigieren, indem sie darauf hinweist, dass ihr Ausgangspunkt eine eidetische Wissenschaft der Subjektivität sein sollte und nicht die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf das Gebiet des Psychischen. Wie Husserl 1928 bemerkte:

»Die phänomenologische Psychologie ist das unbedingt notwendige Fundament für den Aufbau einer streng wissenschaftlichen Psychologie, die das echte und wirkliche Analogon der exakten Naturwissenschaft wäre. Die Exaktheit dieser letzteren liegt in ihrer Fundierung auf ihr Apriori, auf das in eigenen Disziplinen, wenn auch nicht vollkommen entworfene Formensystem einer erdenklichen Natur als solcher« (Hua IX 1968, 324–325).

Tabelle 1: Unterschied zwischen eidetischer oder reiner phänomenologischer Psychologie und Psychologie als positive Wissenschaft

| | Phänomenologische Psychologie als eidetische Wissenschaft | Psychologie als positive Wissenschaft |
|--------------------|---|---|
| Schwerpunkt | <p>Die Erfahrungen als reines Phänomen des Bewusstseins, d. h. dessen, was in der Intentionalität immanent dargebracht wird.</p> <p>Dies bedeutet das Studium der wesentlichen Struktur, die von empirischen Koinzidenzen unabhängig ist.</p> <p>Die Quantifizierung der Unterschiede in den sensorischen Reizen zwischen Individuen spielt in dieser Studie keine Rolle.</p> <p>Alle denkbaren Möglichkeiten der psychischen Struktur der Erlebnisse sind wichtig.</p> <p>Welche universellen logischen Strukturen bilden jedes Erleben?</p> <p>Die Aufgabe der phänomenologischen Psychologie ist die universelle Beschreibung der intentionalen Erfahrung.</p> | <p>Natürliches, tierisches Seelenleben bezogen auf die Körperlichkeit.</p> <p>Im psychophysischen Sinne bedeutet dies Erlebnisse als Vorgänge im Organismus.</p> <p>Folglich hat die biologische Struktur der Sinnesorgane einen beträchtlichen Einfluss darauf, wie bestimmte Umweltreize verarbeitet werden.</p> |
| Methode | <p>Die Methode versucht, die Struktur des intentionalen Bewusstseins zu studieren.</p> <p>Die Hauptmethoden sind die Intentionalanalyse und die eidetische Variation.</p> <p>Dies erfolgt durch den Rückgriff auf die Epoché sowie die phänomenologische und transzendente Reduktion.</p> <p>Diese Methode sollte apodiktische Exaktheit für die Psychologie als positive oder empirische Wissenschaft bieten, denn sie bietet der Psychologie Einsicht in Wesensgesetzmäßigkeiten.</p> | <p>Die Methode ist experimentell, d. h., sie basiert auf Experimenten mit Tests, die eine Vielzahl von Manipulationen, Messungen von Verhaltensreaktionen sowie statistische Ergebnisse umfassen.</p> <p>Das Forschungsinteresse zielt darauf, den Unterschied in der Erregbarkeit auf Reize festzustellen sowie jede Form von quantifizierbaren Unterschieden zwischen Individuen.</p> |
| Zweck | <p>Die strukturelle Bestimmung der Intentionalität in ihren mannigfaltigen Erscheinungsweisen.</p> | <p>Erklärung der empirischen Manifestationen des psychosomatischen Lebens in der natürlichen Welt.</p> |

Husserl bezieht sich auf die philosophische Grundlage der Psychologie in der Strukturanalyse der Subjektivität. Auf dieser Grundlage kann Karl Jaspers eine phänomenologische Psychopathologie entwickeln, wobei er davon ausgeht, dass man gegenüber den »Hirnmythologien« als somatisches Vorurteil (Jaspers 1973, 16) das, was intuitiv in den psychischen Zuständen der Kranken vorkommt, beschreiben kann (47–64). Diese Form der Psychopathologie, die aus der reinen phänomenologischen Psychologie abgeleitet ist, wird von Ludwig Binswanger (1922) in seinen ersten Annäherungen an Husserls Phänomenologie flankiert. Tatsächlich erkennen sowohl Jaspers als auch Binswanger an, dass eine phänomenologische Psychologie der statischen Art es ermöglicht, die grundlegenden Konzepte zu klären. Das heißt, die phänomenologische Psychologie oder »psychologisch-eidetische Phänomenologie« (Hua IX 1968, 326) studiert das Apriori der Subjektivität in allen Aspekten und Dimensionen, die zur Noesis und zum Noema gehören.

3.2 Genetische phänomenologische Psychologie: Relevanz der Subjektivität

Die Konzeption des Bewusstseins in der Phänomenologie ist komplex und vieldeutig. Obwohl die Hauptmerkmale des phänomenologisch bestimmten Bewusstseins in Intentionalität und dem Erleben aus der Ich-Perspektive bestehen, werden die Dimensionen durch die einzelnen Ansätze in der phänomenologischen Bewegung unterschiedlich gewichtet. In diesem Sinne haben Autoren wie Merleau-Ponty (1945) den Unterschied und die Komplementarität zwischen thetischem Bewusstsein und operativer Intentionalität hervorgehoben. Es ist eine rhetorische Taktik, die aus den von Husserl veröffentlichten Texten bekannt ist, dass er die Bestimmung des operativen Bewusstseins – etwa aus Zeit- oder Platzgründen – zu thematisieren vermeidet. Dieser oftmals vermiedene Bereich ist die genetische und generative Dimension der Phänomenologie.

An dieser Stelle wird davon ausgegangen, dass die phänomenologische Psychologie zweiter Ordnung der Arbeit der genetischen oder generativen Phänomenologie entspricht, die mit dem Studium der Lebenswelt und der Phänomene an den Grenzen der Aufmerksamkeit (Hua XLII 2013) beschäftigt ist. Dies ist nicht eine andere Weise, den Unterschied zwischen dem Cartesianischen, psychologischen und dem ontologischen Aspekt der Erfahrung in der Lebenswelt (Kern 1962) zu sehen, sondern eine Verlängerung der Analyse des Ich-Pols.

Im Anschluss an die Epoché taucht im Studium des Bewusstseins bereits 1910 die Idee einer doppelten Reduktion auf, die notwendig ist, um die Reduktion zu einer intersubjektiven Reduktion umzuwenden. Was sich im Bewusstsein des Phänomenologen befindet, muss logischerweise auch für ein anderes Bewusstsein möglich sein. Hier sieht man eine Abgrenzung vom Cartesianischen Skeptizismus, der darin besteht – um

in der Sprache der Meditationen Rene Descartes' zu sprechen –, an der Beseelung der Mitmenschen zu zweifeln, weil sie Automaten sein könnten. Diese doppelte Reduktion beinhaltet jedoch nicht nur die Intersubjektivität, sondern auch die monadische, zeitliche und räumliche Abgrenzung des eidetisch-reduzierten Selbst.

Der in der phänomenologischen Psychologie erster Ordnung entdeckte »Ich-Pol« der Akte erscheint nicht nur als Ausstrahlungszentrum für absichtliche Handlungen, sondern auch als »Konvergenzpunkt meiner Affektionen«, ein Resonanzboden der Affektivität, zu dem Vermögen und Habitus gehören (Hua IX 1968, 315–316). Diese Form der Emotionalität verweist auf die Geschichtlichkeit des Bewusstseins. Wenn es die phänomenologische Psychologie erster Ordnung erlaubt, dem Psychologismus und dem Naturalismus Grenzen zu setzen, muss die phänomenologische Psychologie zweiter Ordnung den Mythos des transzendenten Dualismus vermeiden, der in einer absoluten Abspaltung des psychischen Selbst besteht. Das Problem der phänomenologischen Psychologie zweiter Ordnung taucht bereits 1910/1911 als das psychophysische Problem auf.

Durch die Reduktion erscheint der Mensch als ein Ich-Pol. Dieserart Ich-Pol ist sowohl aktiv als auch passiv. Allein, bei der phänomenologischen Analyse seiner passiven Seite, als Zentrum der Affektionen, werden Genese, Erzeugung oder Konstitution transzendentaler Subjektivität betont. Der Konstitutionsbegriff taucht im gesamten Werk Husserls mit ähnlichen Bedeutungen auf (Moran 2011a, 157), aber erst im Zentrum seiner transzendentalen Philosophie, die ab den 1910er Jahren entstanden ist, erhält er den Sinn, der es erlaubt, die zweite Ebene der phänomenologischen Psychologie zu verstehen.

Konstitution wird dabei als eine Art von Einrichtung oder »Setzung« bestimmt (Moran 2011a, 158). Dies ist eine Form der Sinneinbringung, eine »Sinnggebung« wie eine »Zusammenstellung« im Sinne von »konstruieren«, »produzieren«, »machen«, »schaffen«, also Handlungen, die ein Kollektiv betreffen. Auf diese Weise verlangt die Konstitution die Untersuchung der Zeitlichkeit, die für das Verständnis von Menschen und kulturellen Objekten notwendig ist (ebd., 159). Passive Genese wird in diesem Zusammenhang als Strukturierung von Objekten in sedimentierten Sinn-schichten verstanden: »Die passive Genese ist sozusagen die Geschichte einer Reihe von Handlungen passiver Synthese« (ebd., 159). Die Leibkörper spielt eine wichtige Rolle in dieser passiven Dimension des Ich-Poles. Die Sedimentation der Erlebensweisen, die sich das Subjekt im Laufe seines Lebens aneignet, bildet den Stil seiner Erfahrung. Dank dem Leib ist das Subjekt auf die Welt verwiesen, es entsteht eine noetische Geschichtlichkeit, die sich in einer besonderen Art der Welterfahrung manifestiert.

Moran (2011a) weist darauf hin, dass das grundlegende eidetische Gesetz oder das Grundprinzip der passiven Genese die »Assoziation« sei. Es handele sich um ein transzendentales phänomenologisches Prinzip, das heißt eine Reihe von Gesetzen, die

bestimmen, warum ein Subjekt erlebt, dass etwas ähnlich ist. Dieses Gesetz der Assoziation würde vorübergehend oder historisch durch die Bestätigung oder Aufhebung von Erwartungen, durch die Formen der Überzeugung, die sich aus der Aktualisierung der Horizonte der Welt ergeben, verstärkt. Wie Husserl (Hua I 1973, 100–101) feststellt, kennzeichnet die Gewohnheit die Form der Überzeugungen, die zu mir als Subjekt gehören. Die noetische Individualität, die an der Geschichtlichkeit eines Subjekts beteiligt ist, sollte als Grund verstanden werden, warum Husserl metaphorisch den Begriff der Monade für das Subjekt verwendet. Die noematische Dimension stellt die intersubjektive Dimension der Erfahrung sicher.

Bewusstsein konstituiert sich zeitlich in den Erfahrungen der Mitmenschen, die auf eine intersubjektive Lebenswelt verweisen. In diesem Sinne erscheint das »absolute Urich« als leibliches Selbst, das sich konstituiert, indem es neue Ebenen von intentionalen Implikationen aus der Interaktion mit anderen Subjekten in der Lebenswelt integriert und dadurch seinen Hintergrund von Habitualitäten erweitert. Die genetische Dimension bildet die Normalität und Abnormalität, welche die Grenzen der Grundüberzeugungen eines Subjekts verschaffen und festlegen (Wehrle 2016; Rizo-Patrón de Lerner 2014, 227–235).

Der Zusammenhang lässt sich an einem Beispiel verdeutlichen: Im Gefühl, dass »etwas nicht stimmt«, beispielsweise zu Beginn einer Krankheit oder beim Verlust des Gleichgewichts, sind wir uns eines Problems bewusst und geben der Welterfahrung und der intersubjektiven Beziehung eine spezifische Form (Føllesdal 1991, 56–64; Mercado Vásquez 2020). Diese verkörperte Subjektivität wird in der Form der Viszeralität (*viscerality*) aufgefasst, durch diese Auffassung haben wir an der medizinischen Welt als Objekt teilhaben, ohne unsere Subjektivität zu verlieren; dies weist darauf hin, dass der medizinische und wissenschaftliche Diskurs möglicherweise nicht reduktiv ist, wenn er in einem phänomenologischen Rahmen gestaltet wird, also bestimmte Aspekte der Körperlichkeit offenbart werden, die dem gewöhnlichen Sehen nicht zur Verfügung stehen. So ergibt sich die Klärung einiger struktureller Korrelate der intentionalen Erfahrungen (Leder 1984; 2021; Carel 2016; Fuchs 2017).

Die genetische phänomenologische Psychologie führt deutlicher zu den Paradoxien der Subjektivität und der Lebenswelt. Husserl (Hua XIII 1905, 193–194) meint, dass eines der schwierigsten Probleme für sein philosophisches Projekt die psychophysische Dimension sei; psychophysische Erkenntnis ist ein Bindeglied zwischen der Erkenntnis der Natur und der rein phänomenologischen Erkenntnis. Eine teilweise Klärung »dieses Gliedes« ergibt sich im Laufe der Meditation über die passive Dimension der Subjektivität. So erscheint das Glied als die »Paradoxie der menschlichen Subjektivität«, nach der die Subjektivität in der Welt als Objekt und zugleich Subjekt des Bewusstseins für die Welt ist (Hua VI 1954, 182–185). »In« und »für«, die Subjektivität und Welt verbinden, können als die Art und Weise verstanden werden, wie die Welt durch Subjek-

tivität konstituiert wird, die ihrerseits von der Welt bestimmt wird. Auf diese Weise wird das Paradoxon nicht gelöst, sondern der problematische Charakter hervorgehoben.

In der »Auflösung der Paradoxie« (§54) greift Husserl auf ein »Ur-Ich« zurück, das der passiven Dimension vom aktiven Ich-Pol der statischen phänomenologischen Psychologie entspricht. Genetische phänomenologische Psychologie eröffnet die Untersuchung des transzendentalen Ich-Sinns, den jedes Individuum entwickelt. Darüber hinaus ermöglicht sie, die Komplexität der Lebenswelt zu verstehen, für die sich, am Beispiel gesprochen, die chinesische und deutsche Lebenswelt unterscheiden, obwohl ihre Differenzierung eine Dimension des transkulturellen Verständnisses impliziert (Hua XXXIX 2008, 158, 510–513, 542–555; Moran 2011b, 463–494; San Martín 2006, 68–75). Dies ermöglicht es, das Studium der Phänomenologie auf komplexe Gebiete zu lenken, wie zum Beispiel die Lebenserfahrung von psychisch Leidenden, Kindern, Sterbenden, Schlafenden sowie Themen der Geschlechtlichkeit, der Instinkte und des Unbewussten. Viele dieser Themen wurden als Grenzprobleme der Phänomenologie (Hua XLII) aufgefasst. So fördert die phänomenologische Psychologie zweiter Ordnung ein Verständnis der zeitlichen und ontogenetischen Konstitution des (transzendentalen) Subjekts.

Die hier genannte genetische phänomenologische Psychologie entspricht einigen Projekten der angewandten und »posthusserlianischen« phänomenologischen Psychologie. Für diese Psychologie ist das Subjekt ein transzendentales Leben. Eine Entwicklungslinie dieser phänomenologischen Psychologie zweiter Ordnung kann man bei Merleau-Ponty erkennen, der versucht, ein Verständnis der Wahrnehmung aus der operierenden Intentionalität zu entwickeln. Ein anderes Beispiel wäre das des enaktiven Verständnisses von Subjektivität, das die Selbstregulation des subjektiven (als transzendentalen) Leben thematisiert. Varela und Kollegen (2011) sowie Gernot Böhme (2019, 100) stellen fest, dass Handeln erstens perzeptuell gesteuert ist und dass die kognitiven Strukturen zweitens aus wiederkehrenden sensomotorischen Modellen neu konfiguriert (203, 238–247), das heißt, dass »der Organismus die Umwelt initiiert und von ihr geformt wird« (204).

Gemäß diesem Verständnis kommen das Bewusstsein und die Welt zusammen in Aktion. Das ist es, was wir unter der These verstehen, dass das Subjekt eine Welt konstituiert, die fähig ist, Subjekte zu bestimmen. Hier kann man auf Plessners Konzeption zurückgreifen, die bestimmt, wie Lebewesen durch eine Basis der sedimentierten Wahrnehmung von Umwelt Ebenen von Reflexivität und Positionierung entwickeln können (Breyer 2012, 8–12), also wie ein Ich im Es steht (Fischer 2018, 174; 2016, 25–26; 2000, 270–279). Das bedeutet, dass zwischen der durch die Ontogenese der Leiblichkeit sedimentierten Subjektivität einerseits und der Welt andererseits ein zirkuläres und integrales Interaktionsverhältnis entsteht (Fuchs 2017, 99–133). In der Tat hat sich auf diesem Weg eine eigene Psychopathologie entwickelt. Hierin bestanden theoretische Beiträge von Fuchs (2000, 2017, 2020a, 2020b).

Die enaktive Psychopathologie von Fuchs (2017, 2020c) könnte als posthusserlianische Entwicklung der genetischen phänomenologischen Psychologie betrachtet werden. Es lässt sich dafür argumentieren, dass einer der zentralen Beiträge in dieser Entwicklung das dynamische Verständnis der genetischen Beschaffenheit des transzendentalen Subjekts besteht. Es ist nicht nur die Leiblichkeit, die auf das von Husserl aufgeworfene Problem des Subjektivitätsparadoxons antwortet, sondern die komplexe Konstitution der beiden Dimensionen des Ich-Pols, die durch die phänomenologische Reduktion entdeckt wurden. Fuchs argumentiert, dass die Psychopathologie nicht auf das »Ich« als Grundlage für das Verständnis ihres Forschungsgebietes verzichten könne. Er schlägt vor, dass eine Vielzahl von schweren psychischen Krankheiten mit Störungen und Entfremdungen des Selbsterlebens einhergehen. Dieses »Selbst« hat Dimensionen, die sich in der Konstitution der menschlichen Person artikulieren. Das »Selbst« umfasst verschiedene Formen des basalen, präreflexiven und des erweiterten, reflexiv vermittelten Selbsterlebens. Laut Fuchs sind Schizophrenie, Depression und Borderline-Störung paradigmatische Formen von Selbststörungen auf unterschiedlichen Ebenen (Fuchs 2020c, 31–65).

Es ist wahrscheinlich, dass das Problem des Verhältnisses zwischen der phänomenologischen Philosophie und den einzelnen Wissenschaften das wissenschaftliche Wissen im Allgemeinen betrifft. Daher erfordert die Untersuchung der Subjektivität mithilfe der phänomenologischen Methode eine Klärung des Subjektiven in der Methode und des Objektiven im Subjektiven. Was rechtfertigt, dass die Phänomenologie eine lebendige Philosophie ist, das heißt eine ständige Aufgabe der kritischen Reflexion über Ontologie, Epistemologie und Ethik? Dies setzt eine beständige Kritik der Grundlagen des Wissens voraus, was die Wissenschaft, die versucht, diese Philosophie zu nutzen, mit einer Paradoxie konfrontiert. Um diese Haltung zu klären, ist es notwendig, die inhärente Beziehung zwischen phänomenologischer Philosophie und phänomenologischer Psychologie wieder aufzugreifen. Deswegen sollte die Struktur der statischen und genetischen phänomenologischen Psychologie ein komplexeres Verständnis des Menschen ermöglichen. Diese einheitliche Auffassung des Menschen, als Überwindung der Exzesse an Skepsis und des naturalistischen und psychologischen Relativismus, erscheint in einigen Texten von Husserl unter der Bezeichnung der transzendentalen Person. In diesem Sinn muss jede Rückkehr zu Husserl in erster Linie eine Rückkehr zur Sache selbst sein, das heißt zum Problem der Beziehung zwischen Methode und Subjektivität.

Anmerkung

- 1 Wir möchten unseren Dank an die Gutachter und Editoren dieser Zeitschrift ausdrücken, da ihre Kritiken zu wichtigen Verbesserungen unseres Textes beigetragen haben.

Literatur

- Aguirre, Antonio. 1970. *Genetische Phänomenologie und Reduktion. Zur Letztbegründung der Wissenschaft aus der Radikalen Skepsis im Denken E. Husserls*. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Ahmed, Sara. 2006. *Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others*. Durham, London: Duke University Press.
- Berghofer, Philipp. 2020. »Husserl's project of ultimate elucidation and the principle of all principles«. *Canadian Journal of Philosophy* 50 (3): 285–296.
- Binswanger, Ludwig. 1922. *Einführung in die Probleme der Allgemeinen Psychologie*. Berlin: Verlag von Julius Springer.
- Bitbol, Michel und Claire Petitmengin. 2017. »Neurophenomenology and the Micro-phenomenological Interview«. In *The Blackwell Companion to Consciousness*, hrsg. v. Susan Schneider und Max Velmans, 726–739. Hoboken: Wiley.
- Böhme, Gernot. 2019. *Leib: Die Natur, die wir selbst sind*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Breyer, Thiemo. 2012. »Helmuth Plessner und die Phänomenologie der Intersubjektivität«. In *Bulletin d'Analyse Phénoménologique*, [Online], 8 (4). (2012), URL : <https://popups.uliege.be/1782-2041/index.php?id=571>
- Breyer, Thiemo. 2017. »Phänomenologische Psychologie«. In *Husserl Handbuch. Leben, Werk, Wirkung*, hrsg. v. Sebastian Luft und Maren Wehrle, 157–165. Stuttgart: Metzler-Springer.
- Bühler, Karl. 1927. *Die Krise der Psychologie*. Jena: Fischer.
- Carel, Havi. 2016. *Phenomenology of Illness*. Oxford: Oxford University Press.
- Churchill, Scott D. 2018. »Explorations in Teaching the Phenomenological Method: Challenging Psychology Students to »Grasp at Meaning« in Human Science Research«. *Qualitative Psychology* 25. August: 1–21.
- Churchill, Scott, Christopher Aanstoss und James Morley. 2022. »The Emergence of Phenomenological Psychology in the United States«. *Journal of Phenomenological Psychology* 52 (2): 218–274.
- Dege, Martin und Ralph Sichler. 2018. »Allgemeine Psychologie revisited«. *Journal für Psychologie* 26 (1): 1–184.
- Dennet, Daniel. 1995. *La conciencia explicada*. Barcelona: Paidós.
- Depraz, Natalie. 2020. »Husserlian Phenomenology in the Light of Microphenomenology«. In *Husserl, Kant and Transcendental Phenomenology*, hrsg. v. Iulian Apostolu und Claudia Serban. Berlin: De Gruyter.
- Dreyfus, Hubert, Hrsg. 1982. *Husserl: Intentionality and Cognitive Science*. Massachusetts: The Massachusetts Institute of Technology.
- Englander, Magnus und James Morley. 2023. »Phenomenological psychology and qualitative research«. *Phenomenology and the Cognitive Science* 22: 25–53.
- Eronen, Markus und Laura Bringmann. 2021. »The theory crisis in psychology: How to move forward«. *Perspectives on Psychological Science* 16 (4): 779–788.
- Fischer, Joachim. 2000. »Exzentrische Positionalität. Plessners Grundkategorie der Philosophischen Anthropologie«. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 2: 265–288.
- Fischer, Joachim. 2016. »Einleitung«. In *Exzentrische Positionalität. Studien zu Helmuth Plessner*, hrsg. v. Joachim Fischer, 9–32. Velbrück: Velbrück Wissenschaft.
- Fischer, Joachim. 2018. »Plessners vital turn. Ekstatik der »exzentrischen Positionalität.«. In *Soziologien des Lebens*, hrsg. v. Heike Delitz, Frithjof Nungesser und Robert Seyfert, 167–198. Bielefeld: transcript Verlag.
- Føllesdal, Dagfin. 1991. »El concepto de Lebenswelt en Husserl«. *Boletín de la Sociedad Española de Fenomenología* 4: 49–78.

- Fricke, Miranda. 2007. *Epistemic Injustice. Power and the Ethics of Knowing*. Oxford: Oxford University Press.
- Friedrich, Janette. 2018. *Karl Bühlers Krise der Psychologie. Positionen, Bezüge und Kontroversen im Wien der 1920er/30er Jahre*. Heidelberg: Springer.
- Fuchs, Thomas. 2000. *Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie*. Stuttgart: Klett-Kotta.
- Fuchs, Thomas. 2017. *Das Gehirn – ein Beziehungsorgan*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fuchs, Thomas. 2020a. *Verteidigung des Menschen. Grundfragen einer verkörperten Anthropologie*. Berlin: Suhrkamp.
- Fuchs, Thomas. 2020b. »Selbsterleben und Selbststörungen«. In *Selbst und Selbststörungen*, hrsg. v. Thomas Fuchs und László Tengelyi, 31–65. Freiburg: Karl Alber.
- Gallagher, Shaun. 2003. »Phenomenology and Experimental Design: Towards a Phenomenologically Enlightened Experimental Science«. *Journal of Consciousness Studies* 10 (9/10): 85–99.
- Gallagher, Shaun und Dan Zahavi. 2008. *The Phenomenological Mind. An Introduction to Philosophy of Mind and Cognitive Science*. London, New York: Routledge.
- Galliker, Mark. 2016. *Ist die Psychologie eine Wissenschaft?* Heidelberg: Springer.
- Geiger, Moritz. 1911. »Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung«. In *Bericht über den IV. Kongreß für experimentelle Psychologie*, hrsg. v. Friedrich Schumann, 29–73. Leipzig: Barth.
- Geniusas, Saulius. 2020. *The Phenomenology of Pain*. Athens: Ohio University Press.
- Giorgi, Amedeo. 1970. *Psychology as a Human Science: A Phenomenologically Based Approach*. New York: Harper & Row.
- Giorgi, Amedeo. 1977. »The implications of Merleau-Ponty's thesis of »The Primacy of Perception« for perceptual research in psychology«. *Journal of Phenomenological Psychology* 8 (1): 81–102.
- Giorgi, Amedeo. 1983. »Concerning the possibility of phenomenological psychological research«. *Journal of phenomenological Psychology* 14: 129–169.
- Giorgi, Amedeo. 1998. »The origins of the journal of phenomenological psychology and some difficulties in introducing phenomenology into scientific psychology«. *Journal of Phenomenological Psychology* 29 (2): 161–176.
- Giorgi, Amedeo. 2007. »Concerning the Phenomenological Methods of Husserl and Heidegger and their Application in Psychology«. *Collection du Cirp*: 63–78.
- Giorgi, Amedeo. 2009. *The Descriptive Phenomenological Method in Psychology*. Pittsburgh: Duquesne University Press.
- Giorgi, Amedeo. 2010. »Phenomenological Psychology: A Brief History and Its Challenges«. *Journal of Phenomenological Psychology* 41: 145–179.
- Giorgi, Amedeo, Barbro Giorgi und James Morley. 2017. »The Descriptive Phenomenological Psychological Method«. In *The Sage Handbook of Qualitative Research in Psychology*, hrsg. v. Carla Willig und Wendy Stainton Rogers, 176–192. Oliver's Yard: SAGE.
- Godina, Bojan. 2012. *Die phänomenologische Methode Husserls für Sozial- und Geisteswissenschaftler. Ebenen und Schritte der phänomenologische Reduktion*. Heidelberg: Springer VS.
- Goto, Tommy A. 2008. *Introdução à Psicologia Fenomenológica. A nova psicologia de Edmund Husserl*. Sao Paulo: Paulus.
- Graumann, Carl F. 1960. *Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität*. Berlin: De Gruyter.
- Graumann, Carl F. und Alexandre Métraux. 1977. Die Phänomenologische Orientierung in der Psychologie. In *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*, hrsg. v. Klaus A. Schneewind, 27–54. München: Reinhardt.
- Großheim, Michael. 2008. *Neue Phänomenologie zwischen Praxis und Theorie. Festschrift für Hermann Schmitz*. Freiburg, München: Karl Alber.

- Heidegger, Martin. 2006. *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Henry, Michel. 2001. *Encarnación. Una filosofía de la carne*. Salamanca: Sígueme.
- Herrmann, Friedrich-Wilhelm v. 1981. *Der Begriff der Phänomenologie bei Heidegger und Husserl*. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann.
- Herrmann, Friedrich-Wilhelm v. 1990. *Weg und Methode. Zur hermeneutischen Phänomenologie des seinsgeschichtlichen Denkens*. Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann.
- Herzog, Max. 1992. *Phänomenologische Psychologie. Grundlagen und Entwicklungen*. Heidelberg: Asanger.
- Hopf, Christel. 2016. »Soziologie und qualitative Sozialforschung«. In *Schriften zu Methodologie und Methoden qualitativer Sozialforschung*, hrsg. v. Wulf Hopf und Udo Kuckartz, 13–28. Berlin: Springer VS.
- Husserl, Edmund. 1905. »Aus den Vorlesungen »Grundprobleme der Phänomenologie«. Wintersemester 1910/11«. In *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität. Texte aus dem Nachlass. Erster Teil* (Bd. XIII), hrsg. v. Edmund Husserl und Iso Kern, 111–483. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1939. *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik*, hrsg. v. Ludwig Landgrebe. Prag: Academia Verlagsbuchhandlung.
- Husserl, Edmund. 1954. *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie* (Bd. VI), hrsg. v. Walter Biemel. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1956. *Erste Philosophie (1923/24). Erster Teil. Kritische Ideengeschichte* (Bd. VII), hrsg. v. Rudolf Boehm. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1962. *Husserliana Band IX. Phänomenologische Psychologie. Vorlesungen Sommersemester 1925*. Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1968. *Phänomenologische Psychologie. Vorlesungen Sommersemester 1925* (Bd. IX), hrsg. v. Walter Biemel. Dordrecht: Springer.
- Husserl, Edmund. 1973. *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge* (2. Ausg., Bd. I), hrsg. v. Stephan Strasser. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1974. *Formale und Transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft. Mit ergänzenden Texten* (Bd. XVII), hrsg. v. Paul Janssen. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1976. *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch* (3. Ausg., Bd. III), hrsg. v. Karl Schuhmann. Leuven: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1984. *Logische Untersuchungen. Zweiter Band. Erster Teil. Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis* (Bd. XIX/1), hrsg. v. Ursula Panzer. New York: Springer Science, Business Media.
- Husserl, Edmund. 1987. »Philosophie als strenge Wissenschaft«. In Edmund Husserl, *Aufsätze und Vorträge 1911–1921, mit ergänzenden Texten herausgegeben von Thomas Nenon und Hans Rainer Sepp* (Bd. XXV). Dordrecht, Boston, Lancaster: Martinus Nijhoff Publishers.
- Husserl, Edmund. 1996. *Erste Philosophie (1923/24). Zweiter Teil. Theorie der phänomenologischen Reduktion* (Bd. VIII), hrsg. v. Rudolf Boehm. Dordrecht, Boston, London: Kluwer Academic Publishers.
- Husserl, Edmund. 2001. *Natur und Geist. Vorlesungen Sommersemester (1927)* (Bd. XXXII), hrsg. v. Michael Weiler. Dordrecht: Springer Science, Business Media, B.V.
- Husserl, Edmund. 2005. *Logische Untersuchungen. Ergänzungsband. Zweiter Teil. Texte für die Neufassung der IV. Untersuchung. Zur Phänomenologie des Ausdrucks und der Erkenntnis* (Bd. XX/2), hrsg. v. Ullrich Melle. Dordrecht: Springer.
- Husserl, Edmund. 2008. *Die Lebenswelt. Auslegungen der vorgegebenen Welt und ihrer Konstitution. Texte aus dem Nachlass (1916–1937)*, hrsg. v. Rochus Sowa. Dordrecht: Springer.
- Husserl, Edmund. 2013. *Grenzprobleme der Phänomenologie. Analysen des Unbewusstseins und der Instinkte. Metaphysik. Späte Ethik. Texte aus dem Nachlass (1908–1937)* (Bd. XLII), hrsg.

- v. Rochus Sowa und Thomas Vongehr. Dorchrecht, Heidelberg, New York, London: Springer.
- Husserl, Edmund. 2019. »Conferencias de Ámsterdam. Psicología fenomenológica«. In *Textos breves (1887–1936)*, hrsg. v. Edmund Husserl, 483–524. Salamanca: Sígueme.
- Husserl, Edmund. 2019. »Fenomenología y Antropología (1931)«. In *Textos breves*, hrsg. v. Edmund Husserl, 529–545. Salamanca: Sígueme.
- Husserl, Edmund. 2019. *Textos breves (1887–1936)*, hrsg. v. Antonio Ziri3n Quijano und Agustín Serano de Haro. Salamanca: Sígueme.
- Husserl, Edmund. 2020. *Problemas fundamentales de la fenomenología*, hrsg. v. César Moreno und Javier San Martín. Madrid: Alianza.
- Inverso, Hernán Gabriel. 2018. »¿Qué es la fenomenología? La vía psicológica y la colaboración entre Husserl en el artículo de la Enciclopedia Británica«. *Daimon. Revista Internacional de Filosofía*: 181–198.
- Jaspers, Karl. 1973. *Allgemeine Psychopathologie*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Kern, Iso. 1962. »Die Drei Wege zur Transzendental-Phänomenologischen Reduktion in der Philosophie Edmund Husserls«. *Tijdschrift voor Filosofie* 24: 303–349.
- Kleining, Gerhard. 1991. »Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung«. In *Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*, hrsg. v. Uwe Flick, Ernst v. Kardorff, Heiner Keupp, Lutz v. Rosenstiel und Stephan Wolff, 11–22. München: Beltz-Psychologie Verl. Union.
- Kuhn, Thomas S. 2004. *La estructura de las revoluciones científicas*. México: Fondo de Cultura Económica.
- Kusch, Martin. 1995. *Psychologism. A Case Study in the Sociology of Philosophical Knowledge*. London/New York: Routledge.
- Landgrebe, Ludwig. 1968. *El camino de la fenomenología. El problema de una experiencia originaria*. Buenos Aires: Sudamericana.
- Leder, Drew. 1984. »Medicine and Paradigms of Embodiment«. *The Journal of Medicine and Philosophy: A Forum for Bioethics and Philosophy of Medicine* 9 (1): 29–44.
- Leder, Drew. 2021. »Anorexia: That Body I Am-With«. *Philosophy, Psychiatry, & Psychology* 28 (1): 59–61.
- Lerner, Rosemary Rizo Patr3n de. 2014. *El exilio del sujeto. Mitos modernos y posmodernos*. Lima, Perú: Aula de humanidades, Fondo Editorial de la Pontificia Universidad Católica del Perú.
- Luft, Sebastian und Soren Overgaard, Hrsg. 2012. *The Routledge Companion to Phenomenology*. London, New York: Routledge.
- Münch, Dieter. 2002. »Die Einheit der Psychologie und ihre anthropologischen Grundlagen«. *Journal für Psychologie* 10 (1): 40–62.
- McNamara, Martin S. 2005. »Knowing and doing phenomenology: The implications of the critique of »nursing phenomenology: for a phenomenological inquiry: A discussion paper«. *International Journal of Nursing Studies* 42 (6): 695–704.
- Mercado Vásquez, Martín. 2020. *Filosofía, carne y persona. Reflexiones en torno a la Nueva Fenomenología de Hermann Schmitz*. La Paz: Instituto de Estudios Bolivianos – UMSA.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1945. *Phénoménologie de la perception*. Paris: Gallimard.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1986. *Das Sichtbare und das Unsichtbare*. München: Fink.
- Messer, August. 1908. *Empfindung und Denken*. Leipzig: Meyer & Quelle.
- Messer, August. 1911. »Husserls Phänomenologie in ihrem Verhältnis zur Psychologie«. *Archiv für die gesamte Psychologie* 22: 117–129.
- Métraux, Alexandre und Alexander N. Wendt. 2022. »Zur phänomenologischen Orientierung in der Psychologie«. *Journal für Psychologie* 30 (1): 48–68.
- Mey, Günter und Katja Mruck. 2020. *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1*. Heidelberg: Springer.

- Michotte, Albert. 1954. »Autobiographie«. *Psychologica Belgica* 1: 189–217.
- Mohanty, Jitendranath. 1982. »Husserl and Frege: A New Look at Their Relationship«. In *Husserl Intentionality and Cognitive Science*, hrsg. v. Hubert L. Dreyfus, 43–56. Cambridge, Massachusetts, London: The Massachusetts Institute of Technology.
- Moran, Dermot. 2011a. *Introducción a la Fenomenología*. Übers. v. Francisco Castro Merrifield und Pablo Lazo Briones. Iztapalapa: Anthropos.
- Moran, Dermot. 2011b. . »Even the Papuan is a Man and not a Beast: Husserl on Universalism and the Relativity of Cultures«. *Journal of the History of Philosophy* 49 (4): 463–494.
- Oberauer, Klaus und Stephan Lewandowsky. 2019. »Addressing the theory crisis in psychology«. *Psychonomic bulletin & review* 26 (5): 1596–1618.
- Olivares, Francisco, Esteban Vargas, Claudio Fuentes, David Martínez-Pernía und Andres Canales-Johnson. 2015. »Neurophenomenology revisited: second-person methods for the study of human consciousness«. *Frontiers in Psychology* 6: 1–12.
- Pfänder, Alexander. 1904. *Einführung in die Psychologie*. Leipzig: Barth.
- Pind, Jörgen L. 2014. *Edgar Rubin and psychology in Denmark. Figure and ground*. Heidelberg: Springer.
- Reinach, Adolf. 2014. *Sobre fenomenología*. Madrid: Encuentro.
- Rizo-Patrón de Lerner, Rosemary. 2014. *El exilio del sujeto. Mitos modernos y posmodernos*. Lima: Aula de Humanidades; Fondo Editorial de la Pontificia Universidad Católica del Perú.
- San Martín, Javier. 1986. *La estructura del método fenomenológico*. Madrid: UNED.
- San Martín, Javier. 1994. *La fenomenología como teoría de una racionalidad fuerte. Estructura y función de la fenomenología de Husserl y otros ensayos*. Madrid: UNED.
- San Martín, Javier. 2015. *La nueva imagen de Husserl. Lecciones de Guanajuato*. Madrid: Trotta.
- San Martín, Javier. 2020. »Para una fenomenología de la razón como fundamentación de las Ciencias Humanas desde »El origen de la geometría««. *Investigaciones fenomenológicas* 17: 273–292.
- San Martín, Javier. 2020. »Presentación (a la primera edición)«. In *Problemas fundamentales de la fenomenología*, hrsg. v. Edmund Husserl, 27–60. Madrid: Alianza.
- Scheler, Max. 1986. *Schriften aus dem Nachlass. Band 1*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann. 2008. *Leib und Gefühl. Materialien zu einer philosophischen Therapeutik*. Heidelberg: Aisthesis.
- Schmitz, Hermann. 2011. *Der Leib*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Schnädelbach, Herbert. 1983. *Philosophie in Deutschland 1831–1933*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schott, Erika. 1991. *Psychologie der Situation*. Heidelberg: Asanger.
- Seebohm, Hans. 1970. *Otto Selz. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie*. Dissertation. Heidelberg.
- Serrano de Haro, Agustin. 2019. »Presentación a Conferencias de Ámsterdam. Psicología fenomenológica (1928)«. In *Textos breves*, hrsg. v. Edmund Husserl, 480–482. Salamanca: Sígueme.
- Sichler, Ralph. 2020. »Hermeneutik«. In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1*, hrsg. v. Günter Mey und Katja Mruck, 125–143. Heidelberg: Springer.
- Smith, Jonathan A. 2008. »Reflecting on the development of interpretative phenomenological analysis and its contribution to qualitative research in psychology«. *Qualitative Research in Psychology* 1 (1): 39–54.
- Thinès, Georges. 1968. *La problématique de la psychologie*. Den Haag: Nijhoff.
- van Kerckhoven, Guy. 1992. »W. Dilthey. Der Satz der Phänomenalität«. In *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band VIII*, hrsg. v. Joachim Ritter und Karlfried Gründer, 1195–1198. Basel: Schwabe.
- van Manen, Michael und Max van Manen. 2021. »Doing Phenomenological. Research and Writing«. *Qualitative Health Research* 31 (6): 1069–1082.
- Varela, Francisco J. 1996. »Neurophenomenology. A Methodological Remedy for the Hard Problem«. *Journal of Consciousness Studies* 3 (4): 330–349.

- Varela, Francisco, Evan Thompson und Eleanor Rosch. 2011. *De cuerpo presente. Las ciencias cognitivas y la experiencia humana*. Barcelona: Gedisa.
- Vermeresch, Pierre. 2009. »Describing the Practice of Introspection«. *Journal of Consciousness Studies* 16 (10–12): 20–57.
- Wehrle, Maren. 2016. »Normale und normalisierte Erfahrung. Das Ineinander von Diskurs und Erfahrung«. In *Dem Erleben auf der Spur: Feminismus und die Philosophie des Leibes*, hrsg. v. Isabella Marcinski, 235–257. Bielefeld: transcript (Edition Moderne).
- Wendt, Alexander N. 2020. »Phänomenologische Psychologie«. In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (Bd. 1: Ansätze und Anwendungsfelder), hrsg. v. Günter Mey und Katja Mruck. Wiesbaden: Springer.
- Wendt, Alexander N. 2021. »Auf dem Rückweg zu einer phänomenologischen Psychologie«. In *Historische Entwicklung und aktuelle Perspektiven des Verhältnisses von Philosophie und Psychologie*, hrsg. v. Hans Werbik, Uwe Wolfradt, Andrea Lailach-Henrich und Lars Allolio-Näcke, 159–178. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Wendt, Alexander N. 2022. »Die phänomenologische Perspektive«. In *Kulturpsychologie. Eine Einführung*, hrsg. v. Uwe Wolfradt, Lars Allolio-Näcke und Paul S. Ruppel, 51–61. Heidelberg: Springer.
- Wertz, Frederick J. 2015. »Phenomenology: Methods, historical development, and applications in psychology«. In *The Wiley handbook of theoretical and philosophical psychology: Methods, approaches, and new directions for social sciences* (Bd. 2), hrsg. v. Jack Martin, Jeff Sugarman und Kathleen L. Slaney. Washington: APA.
- Wertz, Frederick J. und James Morley. 2023. »Special edition: Husserl on the psychological reduction«. *Journal of phenomenological psychology* 54 (1).
- Wittgenstein, Ludwig. 1988. *Investigaciones filosóficas. Filosófica Untersuchungen*. Barcelona: Crítica.
- Zahavi, Dan. 2005. *Subjectivity and Selfhood. Investigating the First-Person Perspective*. Cambridge, Massachusetts, London: MIT Press.
- Zahavi, Dan. 2014. *Self and Other. Exploring Subjectivity, Empathy, and Shame*. Oxford: Oxford University Press.

Die Autoren

Javier San Martín, emeritierter Professor an der Universidad Nacional de Educación a Distancia in Spanien, hat sich in seinem philosophischen Werk und seinen Veröffentlichungen auf drei Bereiche konzentriert: Phänomenologie, Anthropologie und das Werk des Philosophen José Ortega y Gasset. In der Phänomenologie hat er im spanischen Diskurs einen Husserl'schen Ansatz vertreten, der es ermöglicht, die Strukturen des menschlichen Lebens zu analysieren, einschließlich der Rationalität als Art der Öffnung zur Welt. Im zweiten Bereich hat er sich der philosophischen Grundlegung der Kulturanthropologie und anderer Humanwissenschaften gewidmet. Schließlich hat er Ortega von der Phänomenologie aus gelesen und ihn als Schlüsselautor im spanischsprachigen Diskurs verteidigt.

Kontakt: jsan@fsof.uned.es

Martín Mercado Vásquez, Dozent für Philosophie und Literaturwissenschaft an der Universidad Mayor de San Andrés in Bolivien, konzentriert sich in seiner philosophischen Forschung auf den Dialog zwischen der Phänomenologie der Leiblichkeit, der narrativen Struktur der persönlichen Identität und den Grundlagen der phänomenologischen Psychologie zur Erklärung eines verkörperten Personalismus.

Kontakt: martin.mercado.v@gmail.com

Gegenstand und Realität

Paul Ferdinand Linke als früher Wegbereiter einer phänomenologischen Psychologie

Uwe Wolfradt & Alexander Nicolai Wendt

Journal für Psychologie, 31(1), 151–172

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-151>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Paul Ferdinand Linke (1876–1955) war ein Philosoph und Psychologe an der Universität Jena, der angeregt durch Bernard Bolzano, Gottlob Frege und Franz Brentano eine fruchtbare Verbindung zwischen Psychologie und Phänomenologie suchte. Linke arbeitete selbst experimentell über Bewegungswahrnehmung und entwickelt eine eigene Wahrnehmungslehre. Er unterscheidet eine phänomenologische von einer empirischen Betrachtungsweise: Wahrnehmung ist aus der phänomenologischen Perspektive intentional strukturiert und ist in einem Akt gegeben. Demgegenüber gilt aus der empirischen Perspektive, dass Personen über eine dispositional strukturierte psychophysische Organisation verfügen, die es ihnen ermöglicht, Erfahrungsgegenstände zu konstituieren. Linkes Kernanliegen war es, den Subjektivismus in der Philosophie, und hier besonders in der Transzendental- oder Erlebnisphänomenologie Edmund Husserls, zu überwinden. Dieser setzt Linke seine Gegenstandsphänomenologie entgegen, die ontologisch verfährt und einen anderen Erlebnisbegriff entwickelt. Linke problematisiert insbesondere die transzendente Egoologie der Erlebnisphänomenologie. Ihr gegenüber entwickelt die Gegenstandsphänomenologie eine realistische Grundauffassung. Dieser Artikel möchte Linkes erkenntnistheoretischen Weg in der Unterscheidung von Beobachten und Schauen zu einer realistischen Psychologie nachzeichnen und diskutieren, welcher Stellenwert seiner Auffassung in der phänomenologischen Psychologie zukommt.

Schlüsselwörter: Gegenstandstheorie, Gegenstandsphänomenologie, Wahrnehmungslehre, phänomenologische Psychologie

Summary

Object and Reality

Paul Ferdinand Linke as an Early Pioneer of a Phenomenological Psychology

Paul Ferdinand Linke (1876–1955) was a philosopher and psychologist at the University of Jena who, inspired by Bernard Bolzano, Gottlob Frege, and Franz Brentano, sought a fruitful connection between psychology and phenomenology. Linke himself worked experimentally on motion perception and developed his own theory of perception. He distinguished a phenomenological from an empirical approach: Perception, from the phenomenological perspective, is intentionally structured and is given in an act. In contrast, from the empirical perspective, persons have a dispositionally structured psychophysical organization that enables them to constitute objects of experience. Linke's core concern was to overcome subjectivism in philosophy and here especially in Edmund Husserl's transcendental or experiential phenomenology. Linke opposes this with his so-called object phenomenology, which proceeds ontologically and develops a different concept of experience. Linke problematizes the transcendental egology of transcendental phenomenology. In contrast, object phenomenology has a realist foundation. This article wants to trace Linke's epistemological path in the distinction between observing and looking to a realist psychology and to discuss which significance his conception has in phenomenological psychology.

Keywords: object theory, object phenomenology, theory of perception, phenomenological psychology

Einleitung

Die Phänomenologie galt Anfang des 20. Jahrhunderts nicht als eine rein philosophische Forschungsrichtung, denn auch in der Psychologie bemühte man sich, sie als erkenntnistheoretische Fundierung für die Untersuchung des Seelenlebens zu nutzen. In diesem Kontext können Franz Brentano (1838–1917), Theodor Lipps (1851–1914) und Carl Stumpf (1848–1936) als wichtige Ideengeber genannt werden, deren Wirken die Geistesströmung der Phänomenologie nachhaltig geprägt hat. Will man den Beitrag von Paul Ferdinand Linke zur phänomenologischen Bewegung verstehen, so ist zunächst die grundlegende Kritik an der Philosophie seiner Zeit nachvollzuziehen. In seinem posthum erschienenen Werk von 1961 *Niedergangerscheinungen in der Philosophie der Gegenwart – Wege zu ihrer Überwindung* bezieht er sich auf drei Philosophen, die ihn nachhaltig beeinflusst haben: Neben Brentano nennt er Bernard Bolzano (1781–1858) und Gottlob Frege (1848–1925). Diese Denker haben ihn bestärkt, nicht das Subjekt in den Vordergrund der philosophischen Forschung zu rücken, sondern das Objekt, das heißt den Gegenstand der Erkenntnis.

Vorarbeiten zu Linkes allgemeinem Werdegang finden sich insbesondere im Nachruf seines Schülers Hellmuth Dempe (1957) und in einem historischen Abriss mit besonderer Berücksichtigung seiner Beziehung zu Gottlob Frege bei Uwe Dathe (2000). Im vorliegenden Beitrag soll demgegenüber der spezifische Beitrag Paul Ferdinand Linkes zur Etablierung einer Gegenstandsphänomenologie dargestellt werden, die im Gegensatz zu Transzendentalphänomenologie eine realistische Orientierung auf die Psychologie als empirische Wissenschaft ermöglicht. Schwerpunkt dieser Untersuchung ist folglich Linkes Beitrag zur phänomenologischen Psychologie. Ganz grundsätzlich wird für ihn hierbei die Trennung von Akt und Gegenstand, welche von Bolzano und Brentano ausgehend in der Psychologie den Realismus als eine erkenntnistheoretische Perspektive ermöglichte. In der theoretischen Auseinandersetzung des beginnenden 20. Jahrhunderts zwischen Philosophie und Psychologie um den Erkenntnisgegenstand des Psychischen war die Gegenüberstellung von Idealität und Realität im diskursiven Spannungsfeld von Idealismus und Realismus von entscheidender Bedeutung (hierzu Frischeisen-Köhler 1912). Diese Grundfrage der Philosophie reicht an den Anfang des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus zurück. Während aus idealistischer Perspektive in Tradition von Immanuel Kants transzendentalem Idealismus der Psychologie ein theoretisches Erkenntnisvermögen aufgrund des Fehlens einer transzendentalen Selbsterkenntnis abgesprochen wurde, versuchte sein Nachfolger Johann Friedrich Herbart den Gegenstand des Psychischen mittels empirisch-methodischer Verfahren einer realistischen Erkenntnisgrundlage zu unterziehen.

Das Realitätsproblem steht im philosophischen Hintergrund von Linkes Wirken in der Psychologie. Schon Linkes Münchner Lehrer Theodor Lipps (1851–1914) galt als ein führender Vertreter des Realismus in der Psychologie. Seine Feststellung, dass Reales (Dasein) und Phänomenales (Bewusstsein) in der Psychologie auseinandergehalten werden müssen, führte zu der wesentlichen Erkenntnis, dass Inhalt und der in ihm gedachte Gegenstand sich unterscheiden müssen – ein Gedanke, der bereits zur Mitte des 19. Jahrhunderts konzeptuell durch Bolzano geprägt worden ist. Da der gemeinte Gegenstand ein objektiv Wirkliches darstellt, müsse er ein vom Bewusstsein unabhängiges Dasein aufweisen (Lipps 1907, 523ff.).

Im Zentrum der philosophischen und psychologischen Grundlagenforschung stehen für Linke das Problem, die Beziehung zwischen Inhalt und Gegenstand zu bestimmen, ferner das Verhältnis von Realität und Idealität, die Abgrenzung des Psychischen vom Physischen sowie die Bestimmung des phänomenalen, realen und ideellen Raums. Wesentlich ist für ihn außerdem die Überwindung des Psychologismus in der Psychologie, das heißt, Psychologie nicht als reine Subjektwissenschaft zu verstehen, sondern als eine objektive Wissenschaft, die basierend auf Logik und Mathematik zu Erkenntnissen des Psychischen kommt. Linke möchte der Psychologie eine klare begriffliche Grundlage geben, über welche die Naturwissenschaften bereits verfügen. Im Folgenden

soll zunächst Linkes Biografie vorgestellt werden, ohne die ein tieferes Verständnis seines Denkens als Philosoph und Psychologe nicht möglich ist. Sodann wird der Beitrag Linkes zu Etablierung einer phänomenologisch bestimmten Psychologie nachgezeichnet.

Paul Ferdinand Linke – ein Leben zwischen Philosophie und Psychologie

Paul Ferdinand Linke wird am 15. März 1876 in Staßfurt (Preuß. Provinz Sachsen) als Sohn des Geometers Ferdinand August Linke geboren. Er wächst in Magdeburg auf, wo er von 1888 bis 1897 das Domgymnasium besucht. Zunächst studiert er 1897/98 Jura in München, um angeregt durch Theodor Lipps zur Philosophie zu wechseln. In München schließt sich Linke der phänomenologischen Bewegung an, indem er dem neu entstandenen »Akademischen Verein für Psychologie« beitrifft. So wird er beispielsweise mit Max Ertlinger (1877–1929), Alexander Pfänder (1870–1941) und Felix Krueger (1874–1948) bekannt (Smid 1982). Lipps ist es auch, der Linke 1898 ein Studium der Psychologie bei Wilhelm Wundt (1832–1920) empfiehlt. In Leipzig legt er 1901 eine Dissertationsschrift mit dem Titel *David Humes Lehre vom Wissen* vor, deren Thema noch von Lipps angeregt worden war.

Da er sich bewusst ist, dass eine akademische Karriere unter den Bedingungen seiner Zeit schwierig ist und ausreichend finanzielle Möglichkeiten erfordert, absolviert er 1903 sein Staatsexamen als Lehrer (Philosophie mit den Nebenfächern Physik und Chemie) zum Broterwerb. Er nimmt Lehrerstellen in Leipzig (1904/05) und Bremerhaven (1905/06) an. Dennoch arbeitet Linke weiter im Leipziger Laboratorium, um sich in Jena 1907 mit der experimentellen Arbeit *Die stroboskopischen Erscheinungen als Täuschungen des Identitätsbewusstseins und das Problem des Sehens von Bewegungen* zu habilitieren. Wundt empfiehlt Linke die *alma mater jenensis*, da in Jena zu dieser Zeit erst wenige Privatdozenten in der Philosophie angestellt waren. Rudolf Eucken (1846–1926) als Professor für Philosophie unterstützte das Habilitationsverfahren von Linke langfristig.

Obgleich Linke als Privatdozent für Psychologie geführt wird, eröffnet ihm die Philosophische Fakultät, dass seiner Arbeit keine institutionellen Mittel für experimentelle psychologische Studien zur Verfügung stünden. Unter diesem Eindruck wendet er sich verstärkt der Phänomenologie zu, die er als eine philosophische Grundlagenwissenschaft für die empirische Psychologie versteht. Sicher ist es auch der durch Lipps gewonnene Gedanke gewesen, dass die Psychologie für die wissenschaftlich-philosophische Forschung unentbehrlich sei, die in ihm das Interesse am Verhältnis der Philosophie zur Psychologie weckte (Dempe 1957, 263).

Linke setzt sich nun intensiv mit der Phänomenologie Husserls und dessen »Logischen Untersuchungen« auseinander, zu denen er auch Lehrveranstaltungen in Jena anbietet. Thema war Husserl bereits im Münchner Lipps-Kreis, doch Linke hatte nicht die Gelegenheit zu persönlichem Kontakt mit ihm. Nichtsdestoweniger findet Linkes Sympathie in einem Brief von Eucken an Husserl aus dem Juli 1911 Ausdruck, der nach dessen Absage für einen Vortrag in Jena verfasst wurde: »Ganz besonders ist neben mir natürlich Dr. Linke betrübt, der Ihnen wissenschaftlich wie menschlich aufs treueste ergeben ist, und der hier schon einen Kreis jüngerer Leute für Sie gewonnen hat« (Husserl 1994c, 91).

Linke publiziert zwischen 1912 und 1918 verschiedene Arbeiten über seine Sicht der Phänomenologie. Von größerer Bedeutung für den phänomenologisch-psychologischen Diskurs ist dabei insbesondere eine Kontroverse, in der Linke auf einen 1915 in den Kant-Studien von Theodor Elsenhans (1862–1918) über »Phänomenologie, Psychologie, Erkenntnistheorie« geschriebenen Artikel reagiert (Elsenhans 1915). Indirekt wird dieser Austausch zum Anlass für Linkes Bruch mit Husserl, denn der Herausgeber Max Frischeisen-Köhler (1878–1923) bittet Husserl im Januar 1917 um Stellungnahme zur Kontroverse, weswegen sich Husserl mit Linkes Forschung auseinanderzusetzen beginnt (vgl. Husserl 1994b, 49). Aus dem Schriftverkehr von Husserls Mitarbeiterin Edith Stein (1891–1942) geht hervor, dass Husserl im folgenden Jahr verschiedene Stellungnahmen vorzubereiten beginnt, zu denen sein posthum veröffentlichter Aufsatz »Phänomenologie und Psychologie« gehört (vgl. Parker 2018). In einem Brief von Stein aus dem September 1919 ist auch die Rede von einer »Kritik von Linke« (Stein 2001, 87). Zu ihrer Veröffentlichung kommt es jedoch nicht.

In sachlicher Hinsicht weist Husserl Linkes Ansatz zurück, was indirekt aus Aussagen gegenüber Dritten hervorgeht (der Briefwechsel zwischen Husserl und Linke ist nicht erhalten). So schreibt Husserl polemisch an einen seiner Freiburger Schüler in einem Brief aus dem Juli 1918: »Herr Prof. L(inke) hat davon leider nichts verstanden, weil er es eben an der echten Vorurteilsfreiheit hat fehlen lassen« (Husserl 1994a, 406). Tatsächlich vertritt Linke schon in den 1910er Jahren eine Interpretation von Husserls Phänomenologie, die keine bedingungslose Gefolgschaft bedeutet. So opponiert er Heinrich Hofmann (1883–1970), der 1913 bei Husserl eine phänomenologisch-psychologische Dissertation in Auseinandersetzung mit Jean Hérings Wahrnehmungslehre geschrieben hatte (vgl. 1929, 2–3; 146), und weist Husserls spätere Schrift *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie* zugunsten früherer Arbeiten zurück (vgl. 1929, 94–95).

Enttäuscht nimmt Linke letztlich Abstand von der Phänomenologie Husserls, besonders von der egologischen Lehre vom absoluten Bewusstsein, die er als eine Richtung des transzendentalen Subjektivismus *sensu* Kant in der Philosophie sieht und als nicht zielführend betrachtet. Diese Abwendung von Husserl markiert den Übergang zwi-

schen zwei Schaffensphasen – gewissermaßen zwischen einem frühen und einem späten Linke (auch Dathe sieht einen Bruch in Linkes Denken am Ende der 1920er Jahre mit der »grundsätzlichen Kritik an Husserl«, Dathe 2000, 234). Der Übergang artikuliert sich an verschiedenen Stellen, insbesondere im Nachwort zur zweiten Auflage seiner *Grundfragen der Wahrnehmungslehre* (1929). Ähnlich schreibt Linke 1921 in einer Selbstanzeige für eines seiner Bücher, dass er sich »Husserl zu Danke verpflichtet fühlt«, aber nicht vermag, »die seltsame Mystik des >reinen Bewußtseins<, in die dieser Forscher die – apriorische – Phänomenologie leider allmählich verwandelt, anzuerkennen« (Schuhmann 2004, 348). Am Ende seines Sinneswandels steht die Perspektive, die in den »Niedergangserscheinungen« zum Ausdruck kommt. Gadamer beurteilt sie als »von greise[m] Unmut diktierte Polemik gegen alles, was Linke für Irrationalismus hielt (den späteren Husserl, Scheler, Dilthey usw.)« (Gadamer 1963, 5).

Im Jahr 1918 wird Linke zum außerordentlichen Professor in Jena ernannt. Basierend auf seinen experimentellen Untersuchungen in der Wahrnehmungspsychologie schreibt er 1918 seine *Wahrnehmungslehre* (zweite Auflage 1929). Er wendet sich nun verstärkt den Philosophen Bernard Bolzano und Franz Brentano zu, die als Vertreter des 19. Jahrhunderts das Objekt (Gegenstand) gegenüber dem Subjekt in den Fokus der Philosophie gerückt hatten. Ebenso wurde Gottlob Frege, den er noch aus Jena kannte, mit seiner Logik und objektivistischen Wahrheitslehre, zu einem Gewährsmann für die Ablehnung des Relativismus in der Philosophie, besonders in ethischen Fragen.

Beeinflusst durch die Ethikvorlesungen von Lipps in München entwickelt sich Linke nach dem Ersten Weltkrieg zu einem politischen Menschen, er tritt 1919 in die SPD und die Liga für Menschenrechte ein und macht einen sozialen Humanismus zu seiner Lebensmaxime, der die Freiheit des Einzelnen in den Vordergrund stellt (Dempe 1955, 266). Er wendet sich in dieser Zeit gegen den Subjektivismus und »Irrationalismus« in der Philosophie und entwirft eine eigenständige »Gegenstandsphänomenologie«, die er der Erlebnis- und Aktphänomenologie Husserls entgegensetzt (1930). 1925 erhält er eine planmäßige außerordentliche Professur in Jena. Außerdem heiratet er 1930 Catina Ploner.

Die Zeit des Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg sind für einen sozial-ethischen Menschen wie Linke eine schwierige Zeit, die er trotz innerer Konflikte an der Universität Jena übersteht. Hierbei passt er sich den zeithistorischen Realitäten an, indem er auch um Mitgliedschaften in NS-Organisationen (auch eine Anwärterchaft in der NSDAP, allerdings ohne Erfolg) nachsucht, ohne dabei seine sozial-humanistischen Grundüberzeugungen aufzugeben. Auch die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg – zunächst in der sowjetischen Besatzungszone und der neu gegründeten DDR – ist durch eine Auseinandersetzung mit dem nun in der Philosophie vorherrschenden dialektischen Materialismus gekennzeichnet. Zwar erhält er 1946 eine ordentliche Professur in Jena und wird in die SED aufgenommen, doch sind die Bedingungen schwierig nach

dem Weggang zahlreicher Kollegen in den Westen. 1952 wird Linke offiziell Emeritus und führt bis 1954 als kommissarischer Institutsdirektor die Abteilung für Geschichte der Philosophie an der Universität Jena weiter. Linke verstirbt auf einer Reise am 19. Juni 1955 in Brannenburg am Inn (Bayern).

Zu den Wurzeln des philosophischen und psychologischen Denkens Paul Ferdinand Linkes

Linkes Phänomenologie und Psychologie sind ideengeschichtlich durch das Realitätsproblem geleitet. Als Grundfrage der modernen Philosophiegeschichte bestimmte es auch den innerphänomenologischen Diskurs. Dessen opponierende Lager lassen sich als »Antithese Freiburg-München« (Avé-Lallemant 1975) differenzieren. Als Lipps-Schüler stand Linke dem realistischen Münchner Flügel nahe, versuchte jedoch bis in die späten 1910er Jahre seine Forschung an Husserl auszurichten. Diese immanente Diskursspannung charakterisiert Linkes Denken. Es inkorporiert den Konflikt zwischen der zur transzendentalen Reflexion neigenden Phänomenologie Husserls mit der Gegenstandsphänomenologie, die sich gegenüber der Empirie offener verhält. In diesem Sinne ist Linkes Schaffen ein Wandeln zwischen Welten und droht angesichts der immanenten Widersprüche heimatlos zu werden.

Linke hat für seine realistische Orientierung wichtige Impulse in seinem Denken zugunsten der Etablierung einer auf den Gegenstand bezogenen Philosophie von Bernard Bolzano, Franz Brentano und Gottlob Frege erhalten. In seiner Wahrnehmungslehre stellt Linke den Beitrag von Bolzano zu einer objektiven Philosophie heraus, der die grundlegende Trennung zwischen Akt und Gegenstand vornimmt. In der Kritik an dem Anschauungsbegriff von Immanuel Kant formuliert Bolzano eine »Vorstellung an sich« als eine »objektive Vorstellung«, die er im Gegensatz zur »gedachten« oder »subjektiven« Vorstellung sieht (1929, 81). Die subjektive Vorstellung setzt sich ihm zufolge aus den Erscheinungen des Sehens, Hörens, Fühlens, Wahrnehmens, Denkens und Sich-Einbildens zusammen und entspricht dem eigentlichen Akt der Erkenntnis, der stets wirklich ist. Subjektive Erkenntnisinhalte stellen hierbei die wirklichen und psychischen Erscheinungsweisen von Gegenständen dar, die wiederum für objektive Sätze stehen, die Beziehungen von Vorstellungen (z. B. Logik und Mathematik) reflektieren. Anders verhält es sich mit subjektiven Sätzen, die als Aussagen, wenn auf Wahrheit bezogen als Urteile (z. B. das Kunstwerk ist schön), bezeichnet werden (vgl. Neemann 1972, 256). Der Gegenstand der Vorstellung (z. B. ein Kunstwerk) kann sowohl real (z. B. ein existierendes Bild eines bekannten Malers) wie nicht real (imaginär, z. B. ein vorgestelltes Bild, das tatsächlich nicht existiert) sein. Der Inhalt (z. B. die Komposition) ist vom Gegenstand (z. B. dem Bild) unabhängig, da dieser außerhalb

der Realität sowie außerhalb des Psychischen liegt. Gegenstand und Akt sind folglich getrennt. Linke (1929) schreibt in Übereinstimmung mit Bolzano:

»[D]er Akt ist stets real, (d. h. ein psychisch-real Wirkendes und Bewirktes), der Inhalt ist nie real (d. h. weil ohne feste Zeitstelle, auch ohne jede Möglichkeit Wirkungen auszuüben und zu empfangen), der Gegenstand ist bald real, bald ist er es nicht« (83).

Dieser Grundauffassung von der Realität des Psychischen folgt auch die systematische und anschließende strukturelle Erkenntnis der Bewusstseinspsychologie: Erst erfolgt die Erkenntnis der anschaulich gegebenen Gegenstände, dann das Erkennen begrifflicher Strukturen (Neemann 1972, 258).

Gegenüber Brentano verhält sich der späte Linke (1953, 1961) kritisch. Dabei hebt er nichtsdestoweniger die wissenschaftliche Strenge Brentanos in der Begriffsbildung bei Etablierung einer deskriptiven Psychologie hervor: Ihm, Brentano, ging es um »die Denaturalisierung der Psychologie, die Herausarbeitung der Eigenart des Bewusstseins, die Hervorhebung der Unmöglichkeit der geistig-seelischen Tatsachen mittels naturwissenschaftlicher Kategorien« sowie »nicht zuletzt die erfolgreiche Auffindung anderer, dem Bewusstsein wirklich adäquater Kategorien, die er wie vor ihm kein anderer verständlich und logisch einwandfrei beschrieben hat« (1961, 48).

Insbesondere die Abkehr Brentanos vom Begriff »Urteilsinhalt« (dem Gegenstand des Urteilens) nach 1870 problematisiert Linke indessen, da er wesentlich für den Kampf gegen den empirischen wie transzendentalen Subjektivismus in der Philosophie sei. Für Brentano konnten nur reale Objekte vorgestellt werden, nicht jedoch die *entia rationis* (wie Relation, Gleichheit, Verschiedenheit). Der Urteilsinhalt kann aber einen objektiven Gehalt haben, der unabhängig vom Subjekt des Urteilenden besteht, auch losgelöst davon, ob sie wirklich oder nicht-wirklich sind. Es war die »objektivistische« Lehre von der Intentionalität des Bewusstseins, die Linke als bedeutsamen Beitrag Brentanos herausstellt (1953, 95), die um 1905 eine gewisse Neuformulierung erfahren hat: Intentionale Objekte können ebenso wirklich sein wie nicht-intentionale, das heißt, mental und intentional bezeichnen nicht mehr dasselbe: »Intentionale Gegenstände haben durchweg keine mentale Inexistenz« (1953, 95). Zentral für Linke ist die innere Wahrnehmung und das Evidenzerleben in der Lehre Brentanos. Er schreibt: »Jeder psychische Akt ist nicht nur wie ein realer Vorgang der physischen Welt einfach da, sondern er ist ein >Bewusstseinsvorgang<, d. h. ein Vorgang dessen wir uns, indem er da ist, zugleich bewußt sind: werden seiner unmittelbar inne; sein Sein ist zugleich sein Wahrgenommensein« (1953, 96). Die innere Wahrnehmung ist real und das Objekt kann als existent erkannt werden (evidentes Urteil). Linke (1961) erkennt im Evidenzbegriff Brentanos aber auch ein grundlegendes Defizit, da die innere Wahrnehmung einseitig überschätzt würde, wenn Formen der intersubjektiven Erkenntnis und Kon-

trolle in der Wissenschaft ausgeschlossen wären. Insbesondere Husserl habe mit seiner Methode der »Wesensschau« die Evidenz unnötig überhöht (66).

Zentral für das Denken Linke ist im stärkeren Maße Frege, der, wie bereits Bolzano und Brentano, eine Wendung zum Objekt erstrebte und eine enge Verbindung zwischen Subjektivismus und Relativismus postulierte, welche die Objektivität der Wahrheit in Zweifel zog. Nur eine Seinssphäre des objektiv Nicht-Wirklichen kann zur Überwindung des Relativismus beitragen. Die Logik und Erkenntnistheorie, und hier die logischen Sachverhalte als Seinsgesetzmäßigkeiten fundamentaler Art, waren bei Frege die Felder, in denen sich die Wendung zum Objekt vollzieht (Linke 1930, 72). Linke unterscheidet Frege folgend zwischen zwei Arten von Logik: formale Logik (mathematische Logik), welche Gesetze des Ableitens untersucht, und philosophische Logik (allgemeine Gegenstandstheorie), welche die allgemeinen Gesetze des Wahrseins untersuchten (Linke 1926; Dathe 2000, 233). Frege leistete, nach Linkes Einschätzung, einen wesentlichen Beitrag zum funktionalen Charakter des Begriffs und beeinflusste bei einigen Neukantianern, wie Ernst Cassirer und Bruno Bauch, eine Wendung zum Objekt.

Grundlegend wird für Linke seine Kritik am Immanenzbegriff, wie er im »Satz des Bewußtseins« von Nicolai Hartmann (1882–1950) zum Ausdruck kommt: Das Bewusstsein könne nur seine eigenen Inhalte (wie Ideen) erfassen und kann daher niemals aus seiner eigenen Sphäre heraustreten. Selbst eine unabhängige Realität ist als dem Bewusstsein äußerlich erfasst und damit gedacht und bleibt daher in einem Zirkel des Denkens. Linke betont demgegenüber, dass alles Gedachte, Erinnernte oder Wahrgenommene, unabhängig davon, ob es wirklich ist, (logisch) außerhalb des Bewusstseins bestehe. Er stellt heraus, dass aufgrund der Trennung zwischen Akt und Gegenstand alles vom Bewusstsein Erfasste (das intentional Gegebene) von diesem unabhängig sei (vgl. Konrad 1962, 241).

Der Entwurf einer Gegenstandsphänomenologie

Linke verwendet den Begriff des Gegenstandes nicht nur epistemologisch, denn »Phänomenologie ist eine ontologische Disziplin« (1929, 384). Was ein Gegenstand ist, verhandelt Linke, indem er zum Diskurs über das Inhalt-Gegenstands-Problem seiner Zeit Stellung nimmt. Es handelt sich dabei um eine bewusstseinsphilosophische Frage, die von Brentanos Konzept der intentionalen Inexistenz ihren Ausgang nimmt. Brentano hatte die physischen als Gegenstand von psychischen Phänomenen bestimmt und beide durch die Intentionalität verbunden. Physische Phänomene sind folglich für Brentano mental inexistent, sie existieren nicht im Geiste, etwa als Repräsentation, sondern sind als physische intentional gegeben. Unter dieser Voraussetzung kommt den Akten des Vorstellens, die für Brentano alle Aktarten fundieren, die entscheidenden

de Eigenschaft zu, ihren Gegenstand zu meinen bzw. zu geben. Folglich gilt, »daß das Gegenständliche dieses Aktes außerpsychisch ist, und zugleich ist klar, daß dieses Außerpsychische notwendig zu dem Psychischen des Aktes in irgendwelcher Beziehung stehen muß« (1929, 3). In dieser realistischen Antwort ist selbst beim frühen Linke der Bruch mit Husserls Transzendentalphilosophie und somit die Behauptung einer eigenständigen Gegenstandsphänomenologie angelegt.

»Die Brentanosche Scheidung erfreut sich einiger Beliebtheit« (1929, 78), erkennt Linke an, schließt sich ihr jedoch sodann nicht an, sondern verweist auf die Kritik, die etwa von Husserl geäußert worden ist. Das bedeutet, dass der Intentionalitätsbegriff in der phänomenologischen Bewegung nicht einheitlich verwendet wird und somit auch das Konzept des Gegenstandes problematisch wird. Eine eigene Antwort sucht Linke unter Zuhilfenahme der gegenstandstheoretischen Tradition, etwa von Alexius Meinong (1853–1920), die er jedoch seinen phänomenologischen Betrachtungen subsumiert, »weil der Begriff der Phänomenologie ein wesentlich weiterer zu sein scheint als der der Gegenstandstheorie« (1929, 6).

Linke konstatiert in der Philosophie des 20. Jahrhunderts eine Rückwendung auf den Gegenstand, zum Objekt, zu einem Objektivismus im Sinne des kritischen Realismus von Oswald Külpe (1862–1915) oder der Grundwissenschaft von Johannes Rehmke (1848–1930). Diesen Objektivismus fasst Linke wie folgt: »die Betonung von irgend etwas, das >an sich<, will sagen vom Sein oder wenigstens vom Dasein (vom realen Dasein) eines denkenden oder erkennenden Subjektes unabhängig besteht« (1930, 66). Objekte solcher Art sind ihm zufolge Wahrheiten und Sachverhalte, die in Form von Ideen und Wesen oder auch Beziehungen oder Gestalten auftreten. Linke unterscheidet hierbei wirkliche von unwirklichen Gegenständen. Der Gegenstand der Fantasie ist unwirklich und entbehrt dennoch nicht seiner gegenständlichen Verfassung. Die Differenz zwischen dem Wirklichen und Nicht-Wirklichen entwickelt Linke dabei unter Bezugnahme auf Individualität, die er auch Diesartigkeit (vgl. 1929, 97) nennt.

Zugleich fällt die Unterscheidung von Wirklichkeit und Nicht-Wirklichkeit nicht mit derjenigen von physischen und psychischen Phänomenen oder von Außen- und Innenwelt zusammen. Im Gegenteil: »[D]ie Begriffe wirklich und nicht-wirklich kreuzen sich mit denen des Physischen und Psychischen, des Außenseins und Erlebnisseins« (1929, 120). Dieses Kreuzungsverhältnis ist das Herzstück in Linkes eigener Lösung des Inhalt-Gegenstands-Problems; er bezeichnet die Kreuzung der Dichotomien als »völlig unbezweifelbar« und den alleinigen »Ausgangspunkt« (1929, 385) seiner Forschung. Sie lässt sich in einer Vierfeldertafel darstellen (Tabelle 1). Dabei zeigt sich, dass Linke im Anschluss an Stumpf drei Seinsbereiche unterscheidet. So gilt für das Beispiel der geometrischen Körper, dass Linke mit Stumpf »weder den wirklichen oder >objektiv-realen< noch den phänomenalen >Raum< als Gegenstand der Geometrie anerkennt, sondern ihnen beiden noch einen dritten Raum gegenüberstellt« (1929, 147).

Dieser dritte Seinsbereich ist das intentional Gegebene, das neben Außenwelt und Erlebnisstrom tritt. In diesem Seinsbereich allein findet sich die endgültige Bestimmung des Gegenstandes, denn »[e]s kann nämlich jeder Gegenstand als in gewisser Weise >unabhängig< vom Bewußtsein angesehen werden« (1929, 124).

Tabelle 1: Die Kreuzung der Dichotomien Wirklich – Nicht-wirklich und Psychisch – Physisch nach Linke

| | Wirklich | Nicht-Wirklich |
|-----------------------------------|---------------------------|--------------------|
| Bewusstseinstatsachen (psychisch) | <i>Phänomenal</i> | |
| Beispiele: | Meine, fremde Gedanken | Gefühle im Märchen |
| Außensein (physisch) | <i>Objektiv-real</i> | |
| Beispiele: | kausale Ereignisse, Reize | Zahlen, Begriffe |

Der Gegenstand hat einen ideellen Kern, er ist also nicht-individuell und daher nicht zeitlich einmalig. Das Verständnis eines Gegenstandes ist an das Nicht-Wirkliche gebunden, das heißt, alle Gegenstände sind ideell (überwirklich), und damit gehört der Gegenstand nicht in das Gebiet des Wirklichen. Nach Linke gehört der Gegenstand nicht zur wirklichen Außenwelt, da sich hier nur Individuelles befindet.

Das Grundproblem ist ein Zirkelschluss: »Der Gegenstand konstituiert sich in dem, was ihn selbst schon voraussetzt: er konstituiert sich letzten Endes in sich selbst. Das Etwas wird durch das Etwas möglich gemacht« (1930, 69). Es ließe sich auch sagen, das Bewusstsein konstituiere sich im Gegenstand. Aber der Gegenstand ist identisch mit dem Etwas, so Linke. Es sind die empirisch erfahrbaren Gegenstände, die sich in einer allgemeinen gegenständlichen Gesetzmäßigkeit konstituieren, während diese Gesetzmäßigkeit unabhängig von den Gegenständen ist. Ist die allgemeine Gesetzmäßigkeit nun Teil des Wirklichen (durch die Konstituierung des Gegenstandes) oder nicht? Hier kommt Linke zu der entscheidenden Feststellung: Die Wirklichkeit ist »absolut« und bedarf weder zu ihrem Sein noch zu ihrer Erkenntnis eines Außerwirklichen und insbesondere nicht eines »reinen Bewußtseins« (1930, 71).

Der intentionale Gegenstand ermöglicht den Inhalt des Aktes, bleibt jedoch selbst eigentlich »aktfremd« (1929, 124). Analog zu Husserls Unterscheidung von Aktmaterie und -qualität *entspricht* der Gegenstand dem »Aktstoff«, zu dem eine »Aktform« hinzutritt, insofern ein Akt »bald als Wahrnehmen, bald als Vorstellen auftritt« (1929, 158). Um dieses Verhältnis der »Entsprechung« zu erklären, bedient sich Linke eines Spiegel-Gleichnisses: »[D]ie Vorgänge auf der Fläche entsprechen dem Aktstoff, die Vorgänge >hinter< ihr dem Gegenstand« (1929, 159). Weil Linke den Repräsen-

tationsgedanken ablehnt, gibt es in seinem Gleichnis jedoch kein Original diesseits des Spiegels. Das heißt, dass der ideelle Gegenstand keine bloße Abbildung der realobjektiven Wirklichkeit ist. Vielmehr ist die materielle Wirklichkeit eine bloße kausalgenetische Voraussetzung für das Verhältnis zwischen Gegenstand und Akt. Bloße Voraussetzung seien gleichfalls die psychogenen Kausalprozesse, sodass Linke zu der Losung gelangt, der intentionale Gegenstand »ist nicht in der Seele, aber durch die Seele« (1929, 387).

Linke wendet sich gegen den kritischen Realismus, der in der empirischen Methode die einzige Forschungsmethode postuliert (1930, 72). Demgegenüber empfiehlt er eine Methode, die weder deduktiv-axiomatisch noch apriorisch ist. Logik und Mathematik gehören in Orientierung an Frege der Schicht des objektiven Nicht-Wirklichen an, da sie weder individuell noch dem *hic et nunc* folgen. So sagt Linke: »Alles Seiende – das Logische mit ihm und mit ihm auch das Wirkliche als Spezialfall des Seienden – ist, weil an die Region des Nichtwirklichen gebunden, Bewußtseiendes« (1930, 73). Linke wendet sich gegen die Zweiteilung von allem Seienden in Bewusstsein (Inhalte, Akte, Gegenstände) und reale Außenwelt und damit gegen eine Trennungslinie zwischen den beiden Gebieten. Diese naive Position setze kategoriale Kriterien voraus, die sich allerdings aus dem phänomenal Gegebenen nicht rechtfertigen ließen.

Am Beispiel gesprochen: In der Einstellung der Physik als Naturwissenschaft wissen wir von dem Grün der Wiese, dass diese Eigenschaft nicht Teil der realen Außenwelt ist. Der Philosoph würde es allerdings für einen Irrtum halten, das Grün dem Bewusstsein zuzuordnen und nicht der Wiese. Vielmehr haftet das Grün an der Wiese als etwas Ausgedehntem und damit an der Außenwelt, das heißt, Farben sind notwendigerweise an räumlich Ausgedehntes gebunden. Dennoch ist Farbe keine objektiv-reale Beschaffenheit. Es scheint Gegenstände zu geben, die einerseits nicht real sind, aber auch nicht in das Gebiet der Bewusstseinszustände (Gefühle, Empfindungen, Hoffnungen) und ihrer Veränderungen fallen (1930, 75). So ist die Farbe eines Gegenstandes kein Bewusstseinszustand (eines Ichs), auch wenn es das Resultat der psychophysischen Bedingungen meines Ichs ist, steht es mit den Empfindungsakten keineswegs auf einer Stufe:

»Er gehört nicht dem Ich zu [...], sondern dem Nicht-Ich. Und er ist gewiß nicht real: er befindet sich in der [*>hic et] nunc*< bestehenden Welt individueller Gebilde nicht in Wahrheit, sondern, wie wir schon sagten, nur dem Anschein nach: der Zusammenhang zwischen dieser individuellen Welt und dem Fleck ist mir auf suggeriert (vorgetäuscht)« (1930, 75).

Linke unterscheidet folglich methodologisch zwischen zwei grundlegenden Betrachtungsweisen:

1. Phänomenologische Einstellung gegenüber etwas unter Nichtberücksichtigung des betrachteten Gegenstandes in seinem Verhältnis zur Welt (und damit dem Wirk-

lichen), ohne Kriterien vorauszusetzen, die zunächst gewonnen werden müssen. Die phänomenologische klammert die konkrete Individualität und damit die Wirklichkeit aus (eine Fläche, die eben erscheint, wird als eben bezeichnet). Bei der phänomenologischen Betrachtungsweise geht es nach Linke um vorempirische Feststellungen von Gegebenem.

2. Empirische Einstellung gegenüber etwas, das sich in der wirklichen Welt befindet, unter Einbeziehung kategorialer Kriterien mit feststehender Bedeutung (eine Fläche, die eben erscheint, wird als uneben bezeichnet, da sich empirisch zeigt, dass die Wirklichkeit keine perfekte Geometrie enthält).

Die intentionalen Gegenstände sind nach Linke nicht immanent, sondern können unmittelbar erfasst werden. Selbst in der Vorstellung kann ein Gegenstand aufgrund seiner Ähnlichkeit mit dem tatsächlichen Gegenstand als Abbild empfunden werden, ohne der Gegenstand zu sein, der vorher wahrgenommen wurde. In der phänomenologischen Sphäre des intentional Gegebenen gibt es Wirkliches und Unwirkliches, wie es in der Sphäre des Wirklichen Intentionales und Nicht-Intentionales gibt (1930, 79). Gleichsam postuliert er drei Seinsschichten: erstens den Erlebnisstrom mit den Erlebnissen, zweitens die reale Außenwelt und drittens die intentionalen Gegenstände. Linke zufolge sind diese Schichten voneinander unabhängig. Diese Unabhängigkeit ist die Voraussetzung für die Trennung von Akt und Gegenstand (Gesetz der Schichtenunabhängigkeit, vgl. 1929, 58ff.).

Psychologische Phänomenologie als Grundwissenschaft der Psychologie

Bereits in seiner frühen Arbeit von 1912 *Die phänomenale Sphäre und das reale Bewußtsein – Eine Studie zur phänomenologischen Betrachtungsweise* beschreibt Linke Bewusstseinerlebnisse (wie Wahrnehmungen, Empfindungen, Gefühle, Wollungen, Urteilsakte), die unmittelbar gegeben sind, und konzipiert die Psychologie als Wissenschaft von diesen Erlebnissen (1912, 4–5). Im gleichen Geiste formuliert er einige Jahre später: »Eigentlicher Gegenstand der Psychologie als empirischer Wissenschaft ist natürlich nur das psychisch Wirkliche« (1929, 128). Auf Grundlage seiner Gegenstandsphänomenologie versucht er, die empirische Psychologie, die sich zum Beispiel konkreten Erfahrungen annimmt, von der intentionalen Sphäre, in deren Zentrum die Bedeutungen von Gegenständen stehen, zu trennen. Ein kritisches Untersuchungsgebiet, an dem der Unterschied ersichtlich wird, sind Linkes eigene Arbeiten zur kinematografischen Bewegung bei Filmen (gleichmäßige Betrachtung von aufeinander bezogenen Einzelbildern), die mit dem Wissen wahrgenommen wird, dass es sich

um Schein oder Täuschung handle. Wahrnehmbarkeit, wie das Beispiel der optischen Täuschungen zeigt, kann daher kein Realitätskriterium sein.

Linke ist bemüht, in seiner Wahrnehmungslehre die begriffliche Abgrenzung zwischen Konzepten wie Wahrnehmung, Vorstellung, Empfindung, Gefühl, Subjekt, Erlebnis, Inhalt usw. als Grundlage der Psychologie vorzunehmen. Seine begriffsanalytische Vorgehensweise ist dabei in der Phänomenologie begründet und dient der Fundierung experimentalpsychologischen Vorgehens: »Die Einbeziehung von Untersuchungen, die wir [...] als >begriffsanalytisch< bezeichneten, die aber in Wahrheit (eidetisch-)phänomenologische sind [...] ist einfach eine Notwendigkeit, wenn man über eine Reihe von wichtigen psychologischen Problemen überhaupt zu einer wissenschaftlichen Klarheit gelangen will« (1929, 4–5).

In dieser Auffassung über das Verhältnis zwischen Phänomenologie und Psychologie zeigt sich Linkes Prägung durch Husserl in seiner ersten Schaffensphase. Der Phänomenologie die Aufgabe zuzuweisen, eine philosophische Grundlage für die empirische Forschung zu erschaffen, entspricht einer Geisteshaltung, die sich etwa in Husserls anlässlich der Elsenhans-Linke-Kontroverse geschriebenem Aufsatz »Phänomenologie und Psychologie« findet. Dort spricht Husserl von der »Parallelisierung der reinen Phänomenologie mit der reinen Geometrie« (Husserl 1987, 114). Damit ist gesagt, dass der Phänomenologie eine Rolle bei der Grundlegung der Psychologie zukomme, die derjenigen der Geometrie für die Naturwissenschaften entspreche. Dieserart epistemologischer Fundamentalismus ist charakteristisch für den anti-positivistischen Diskurs der kontinentalen Philosophie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, aber nicht alternativlos. Andere Mitglieder der phänomenologischen Bewegung wie beispielsweise Alexander Pfänder oder die Vertreter der Philosophischen Anthropologie wie Nicolai Hartmann haben eine moderate Position bezogen, die den Wissenschaften die Autonomie darin eingesteht, ihre Grundlagen selbst zu reflektieren, ohne dabei in einen Szientismus umzuschlagen.

In seinen methodologischen Reflexionen fragt Linke, ob Selbstbeobachtung oder Experiment verlässliche Erkenntnisquellen bieten können: »Experiment sowohl wie Beobachtung setzen beide voraus, daß ich durch sie etwas erfahre, was nicht bereits im Sinne des gegebenen Tatbestandes enthalten ist« (1929, VII). Beobachten wird als ein Erfassen des individuellen Gegenstandes unter Verwendung von bisher bekannten »ideellen« Merkmalen verstanden, um ihn richtig zu beschreiben. Ferner spezifiziert Linke: »[A]lle Selbstbeobachtung, die Feststellungen zum Ziele hat, die diese Seele betreffen, kann man seelische oder psychologische Beobachtung nennen oder auch, wiewohl weniger gut, Selbstbeobachtung« (1929, 129).

Als Problem ergibt sich hieraus, dass die individuellen Merkmale des Gegenstandes gegenüber den ideellen Merkmalen als bloße Unterlage zurücktreten, es findet eine gedankliche Loslösung als ein Erschauen der ideellen Merkmale statt: »Die individuellen

Gegenstände werden also nunmehr als solche gleichgültig: Es kommt nicht darauf an, ob sie als das, was sie tatsächlich sind, vorliegen oder durch beliebige »Fiktionen« ersetzt sind« (1929, X). Es geht also hier nicht darum, ob das individuelle Gebilde nun tatsächlich eine bestimmte Farbe oder bestimmte Form besitzt, sondern allein um die ideellen Merkmale Form und Farbe, so wie sie unmittelbar (selbstgegeben) vorliegen, unabhängig davon, wie sie scheinbar real oder gar als Selbsttäuschung vorliegen. Hinter den ideellen Merkmalen werden Gesetzmäßigkeiten vermutet, die ihren Sinn konstituieren. Mit dieser Auffassung affirmiert der frühe Linke Husserls Unterscheidung von Wesens- und Tatsachenwissenschaften als Grundlage seiner Metapsychologie. Mit dem Seitenblick auf andere Vertreterinnen und Vertreter der phänomenologischen Bewegung, zum Beispiel Max Scheler, lässt sich indessen sagen, dass diese dualistische Konzeption der Idealität bzw. des Wesensbegriffes nicht alternativlos gewesen ist (vgl. Janssen 1994).

Wie könnte nun eine Beschreibung eines individuellen Gebildes bezüglich seiner räumlichen Merkmale aussehen? Hierzu müssen nach Linke zwei Bedingungen vorausgesetzt werden:

1. Es gilt den Gegenstand zu kennen, auf den sich die Beschreibung bezieht, indem ich die Merkmale verstehe, wie sie mir *hic et nunc* erscheinen, und sie nicht mit anderen, etwa ähnlichen Merkmalen zu verwechseln.
2. Mir müssen die zur Verfügung stehenden Merkmale »rein als solche, ihrem Sinne nach bekannt« (1929, XI) und die Begriffe bezüglich ihrer ideellen Bedeutung verständlich sein (z. B. achtförmig).

Dies aber ist nicht ausreichend: Es bedarf einer experimentellen Behandlung des Gegenstandes, indem ich ihn unter verschiedenen Bedingungen wiederholt und aus der Perspektive mehrerer Untersucherinnen und Untersucher beobachte und der Untersucher oder die Untersucherin sich von der »Unzulänglichkeit des Gegenstandes« bezüglich seiner subjektiven und egozentrischen Beschreibungen zu befreien versucht.

Die Psychologie hat als eine quantitative Wissenschaft den Anschluss an die Mathematik gesucht. Diese Entwicklung erkennt Linke als Fortschritt an, wenn er sagt, »daß die eigentlich großen Leistungen der experimentellen Psychologie vorzüglich in denjenigen ihrer Zweige zu finden sind, in denen dem quantitativen Verfahren in irgendeiner Form die ausschlaggebende Rolle zuteil wurde« (1929, XV). Dennoch gibt es viele Teilgebiete der Psychologie, in denen es schwierig ist, ideelle Merkmale mit Klarheit für die Beschreibung zu gewinnen. Es lassen sich nämlich ebenso wie Gegenstände der Außenwelt mit ideellen Merkmalen wie rund, kubisch, gelb auch Erlebnisse als wahrnehmende, vorstellende, empfindende, fühlende und wollende etc. unterscheiden. Auch hier bieten die individuellen Erlebnisse die Möglichkeit, diese als Unterlage schauend und vergleichend zu Merkmalen einer ideellen Struktur zu gelangen. Somit können allgemeine Gesetzmäßigkeiten für bestimmte Gegenstandsbereiche erfasst werden.

Linke fragt sich: Was macht die sinnliche Wahrnehmung aus? Begriffsanalytische und phänomenologische Arbeit muss in der Psychologie von der empirischen Beschreibung der vorliegenden Phänomene und psychologischen Tatsachen deutlich unterschieden werden. Logische Gesetze wie der Satz vom Widerspruch wie auch mathematische Operationen und die sich daraus ergebenden Sachverhalte können sekundär Forschungsgegenstand der empirischen Psychologie sein, die eine Wissenschaft von den Bewusstseinsgeschehnissen ist: »Es kann also der genannte Akt empirisch-psychologisch untersucht werden: alles psychologisch >aktualisierte< Logische läßt sich unter diesem Gesichtspunkte zum Gegenstande der empirischen Forschung machen – nur auf diese Weise können wir überhaupt zu einer Psychologie der Denkvorgänge gelangen« (1929, 3).

Nach Linke ist Phänomenologie keine bloße Beschreibung von Beobachtungsergebnissen, sondern eine Sinnwissenschaft oder Sinntheorie. Das heißt, dass sie die Bedeutung ideeller Merkmale und gegenständlicher Merkmaleinheiten untersucht, die für eine Beschreibung notwendig sind. Damit wird das Verhältnis zwischen Bewusstseinsinhalt und Außerpsychischem angesprochen. Die sinnliche Wahrnehmung ist nach Linke als Wahrnehmung nicht-psychischer individueller Gegenstände zu verstehen. Ihr Inhalt muss vom Akt geschieden werden. Allerdings kann das Erlebnis oder der Akt selbst Gegenstand einer Analyse sein.

Von wesentlicher Bedeutung ist für Linke die Unterscheidung zwischen Beobachten und Schauen. Linke (1917/18) betrachtet Beobachtung als Spezialfall der Wahrnehmung, die sich wiederum auf Empfindungen gründet, also Erlebnisse, die durch Vermittlung der Sinnesorgane hervorgerufen werden können. Die Wahrnehmung selbst sagt noch nichts über das Vorhandensein eines Gegenstandes aus, dennoch ist sie der Ausgangspunkt für Wirklichkeitsfeststellungen. Beobachtung und Wirklichkeitsfeststellung sind aufeinander bezogen: »Ich kann nämlich nur solche Gegenstände beobachten, die entweder wirklich sind oder die doch ihrer Natur nach wirklich sein könnten« (1917/18, 49). Derartige »individuelle Gegenstände« sind Teil einer wirklichen wie auch einer nicht-wirklichen Welt (z. B. fiktive Märchenfiguren).

Zahlen oder Farben werden nach Linke den nicht-individuellen oder ideellen Gegenständen zugerechnet, die nicht einer Beobachtung unterzogen werden können. Individuelle Gegenstände sind beobachtbar, wenn sie als Ding eine räumliche Zuordnung haben und sich durch ideelle Eigenschaften (z. B. Farbe, Ausdehnung etc.) auszeichnen, die unabhängig voneinander sind. So können sich ideelle Eigenschaften verändern (z. B. Farbnuancen) und damit der individuelle Gegenstand: »Ich beobachte einen (individuellen) Gegenstand dann, wenn ich ihn wahrnehme mit der besonderen Intention auf die Feststellung von Veränderungen, die er innerhalb einer bestimmten Zeit erfährt oder doch erfahren kann« (1917/18, 50).

Beschreibung und Feststellung von Eigenschaften und deren Beziehungen untereinander sind somit möglich. Ferner sollen durch induktive Verallgemeinerung individuelle Gegenstände kategorisiert werden können. Wahrnehmung kann hierbei als eine Vorstufe der Beobachtung verstanden werden, da sie nicht auf individuelle Gegenstände bezogen sein muss. *Schauen*, ein Begriff von Husserl, ist nun die Erfahrungsform für die ideellen Gegenstände (Farbe, Gestalt) und gehört als Methode zur phänomenologischen Psychologie. Linke (1917/18) schreibt:

»Wer empirische Untersuchungen, also Beobachtungen – in diesem Falle vor allem Selbstbeobachtungen – und Experimente über Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühle usw. anstellt, muß zuerst einmal volle Klarheit über den genauen Sinn dessen erlangt haben, was er durch diese Worte bezeichnen will« (55).

Während das Schauen als apriorische Methode bei der Analyse von Vorstellungen (Erinnerungsbilder) bei der Selbstbeobachtung wie der inneren Wahrnehmung zur Anwendung kommt, bezieht sich die Beobachtung auf das Erkennen von individuellen realen Gegenständen. Beim Schauen geht es Linke um das Erfassen von Ideen und damit um eine Sinnbedeutung (z.B. die Einsicht von Relationen von Begriffen wie Zahlen in der Mathematik): »Erst die Einsicht, daß es sich auch hier um an konkreten Gebilden erschaubare Ideen handelt, macht alles begreiflich« (54). Später trifft er die etwas deutlichere Unterscheidung zwischen Verstehen und Erkennen: Verstehen ist das schlichte Erfassen (z.B. das Erleben der Farbe Blau als Farbempfindung). Demgegenüber bedeutet nach Linke Erkennen die Gewinnung der Sicherheit, dass ein Gegenstand auch wirklich bestehe (z.B. »Ist die Farbe Blau wirklich vorhanden?«) (Linke 1936, 43/44). Insgesamt legt Linke den methodologischen Entwurf für eine komplementäre Beziehung zwischen experimenteller und eidetischer Forschung vor, wobei er diese als Fundament auffasst. Ist jene auf sich selbst gestellt, handelt es sich um »klägliche Halbheit« (1929, XVI). So stimmt er Kurt Koffka (1886–1941) zwar im Allgemeinen zu, wenn dieser die Unersetzlichkeit der psychologischen Forschung behauptet (vgl. 1929, 32), doch betont Linke die propädeutische Notwendigkeit der Phänomenologie. Von der psychologischen Beobachtung heißt es etwa: »[D]em Beobachter stehen die Eigenschaften und Beziehungen gedanklich nicht zu Gebote, mit deren Hilfe er die sich ihm an sich deutlich gegebenen Eigenschaften eines psychischen Tatbestandes hätte charakterisieren können« (1929, 7), sofern die phänomenologische Begriffsklärung nicht zur Verfügung stehe. Deswegen stellt er der Psychologie im engeren Sinne, die sich dem wirklichen Innenleben widmet, eine »erweiterte Psychologie« zur Seite, die »das gesamte individuelle Seinsgebiet zum Gegenstande hätte außer dem wirklichen Außensein: also das ganze >außerphysische< Sein, wie man es nennen könnte« (1929, 134).

Konklusion – Zur Möglichkeit einer phänomenologischen Psychologie

Linke leistet einen bedeutsamen Beitrag zum Dialog zwischen Phänomenologie und Psychologie. Sein Werk beinhaltet metapsychologische Reflexionen zur wissenschaftstheoretischen Ordnung psychologischer Erkenntnisse, methodologische Überlegungen zum Verhältnis von eidetischer und experimenteller Forschung sowie theoretische und empirische Einsichten über den Gegenstand der Psychologie, insbesondere den Phänomenbereich der Wahrnehmung. Linke gehört damit zu den phänomenologischen Psychologen seiner Zeit. Er folgt grundsätzlich seinem Lehrer Theodor Lipps, der in seinem Leitfaden zur Psychologie (1906) schrieb:

»Man kann experimentierender Psychologe sein nur in dem Maße, als man vorher ohne das Experiment zum Psychologen geworden ist, oder in dem Maße, als man die Kunst der Selbstbeobachtung und des Schließens aus ihren Ergebnissen, kurz das psychologische Beobachten und Denken gelernt hat« (45).

Zur Einordnung von Linkes Leistung in der phänomenologischen Psychologie bieten sich einige Vergleiche an:

1. Die Ähnlichkeit zwischen seiner eigenen Arbeit und derjenigen des Denkpsychologen August Messer (1867–1937) erkennt der frühe Linke selbst an, »weil er als stark beeinflusst von Husserl uns selbst sehr nahe steht« (1929, 74). Messer hatte sich in seiner Einführung in der Psychologie unter dem Titel *Empfindung und Denken* (1908) um den direkten Anschluss an Husserl bemüht. Somit zeigt sich, dass Linkes methodologischer Ansatz eine gewisse Nähe zu dem der Phänomenologie gegenüber offenen Flügeln der Denkpsychologie (Bühler, Lindworsky, teilweise Selz) besitzt. Bezeichnenderweise wurde auch Messer, so wie Linke, jedoch – aus durchweg analogen Gründen – von Husserl selbst zurückgewiesen (vgl. Wendt 2019, 205). Diese Gründe sind es, auf die Linke mit einer bitteren Polemik reagiert: »Indessen Husserl wird hier das sagen, was er bekanntlich sehr oft seinen Gegnern zu sagen pflegt: wir [...] hätten ihn mißverstanden« (1929, 379). Dessen ungeachtet ist zu ergänzen, dass Linke selbst kein Vertreter der denkpsychologischen Schule gewesen ist. Im Gegenteil weist seine Arbeit inhaltlich auch Abgrenzungsbemühungen auf.
2. Hinsichtlich seiner phänomenologischen Auffassung steht Linke Pfänder nicht fern, doch dieser hat die von Husserl stammende methodologische Dichotomie von Wesens- und Tatsachenwissenschaften weniger reproduziert als Linke. Deswegen bietet sich vielmehr der Vergleich mit Stephan Strasser (1905–1991) an, der ebenso wie Linke sowohl den bloßen Subjektivismus und Psychologismus als auch den radikalen Objektivismus ablehnte – eine kritische Perspektive, die von Linkes Schüler Andreas Konrad weitergeführt worden ist (Konrad 1962). Entscheidend ist dabei die Zurückweisung der

- wechselseitigen »Kontamination« (Boudier 1991, 740) von Wesens- und Tatsachenswissenschaft. Strasser entwickelt stattdessen eine hermeneutische Phänomenologie des Verstehens, die jedoch bei Linke keine Entsprechung hat (vgl. Wendt 2022, 189–190).
3. Als Wahrnehmungspsychologe hat Linke größere Verwandtschaft mit der Utrechter Schule und insbesondere mit Johannes Linschoten (1925–1964), der sich experimentell mit der Tiefenwahrnehmung beschäftigt hat. Gleichsam kann die Beurteilung, Linschotens Dissertation sei eine Art von phänomenologisch inspiriertem Empirismus gewesen (Van Hezewijk und Stam 2008, 185), auch auf Linke übertragen werden. Mit seiner methodologischen Reflexion unter dem Titel *Auf dem Wege zu einer phänomenologischen Psychologie* (Linschoten 1961) liegt außerdem ein Zeugnis von Linschotens grundsätzlichen Auffassungen vor.

Zusammenfassend darf der phänomenologische Ansatz von Linke als eigenständig betrachtet werden, auch wenn er systematische Parallelen zu weiteren Ansätzen in der phänomenologischen Bewegung aufweist. Entscheidend ist abschließend die Frage, ob Linkes Forschung Impulse für eine Weiterentwicklung der phänomenologischen Psychologie zu bieten vermag.

Einschränkend ist zu sagen, dass Linke, ähnlich wie Stumpf – und hier ist Husserls Invektive in gewisser Weise gerechtfertigt –, das philosophische Reflexionspotenzial der Phänomenologie nicht vollständig ausschöpft. Der neuralgische Punkt dieser Problematik ist die Innen-Außen- bzw. Bewusstsein-Welt-Differenz, die Linke als absolute Präsupposition seiner Forschung konzidiert. Anders gesagt, Linkes realistischen Standpunkt zu rechtfertigen, wäre innerhalb der Reichweite der phänomenologischen Besinnung möglich gewesen, doch Linke setzt ihn weitgehend unhinterfragt voraus. Der Diskurs der realistischen Phänomenologie reicht folglich weiter und ist beispielsweise von Max Scheler oder Roman Ingarden (1893–1970) geführt worden.

Linkes Beitrag liegt auf dem Gebiet der psychologischen Forschung und ihrer methodologischen Reflexion. Dies findet im 1919 ausgesprochenen Urteil Schelers Ausdruck, der Linke mit direktem Bezug auf die »Grundfragen« attestiert, er habe »die Phänomenologie für die Experimentalpsychologie fruchtbar zu machen gewußt« (Scheler 1973, 312) – eine Anerkennung, die Linke ein Jahrzehnt später in seinem Nachruf auf Scheler erwidern würde (vgl. Linke 1928). Scheler hat, wenn er von Linkes Experimentalpsychologie spricht, allerdings Linkes konstruktive Bezugnahme auf die Gestaltpsychologie seiner Zeit vor Augen, die in seinen Untersuchungen zum kinematografischen Sehen zur Anwendung gekommen sind. Eine Übertragung auf jüngere Diskurse der psychologischen Methodologie ist nicht ohne Erweiterung möglich. Linke fasste die Phänomenologie als Propädeutik der Psychologie auf, die Beobachten und Beschreiben in begrifflicher Strenge erst ermögliche. So verstanden besitzt die Phänomenologie als Standpunkt der *theoretischen Psychologie* eine direkte Wirkmächtigkeit

für die empirische Psychologie und ihre Forschungsmethodik. Nach dem Bruch mit Husserl hat Linke indes seine empirischen Forschungen nicht vorangetrieben und allenfalls wissenschaftstheoretische Kommentare entwickelt. Unter diesen Bedingungen ist die Gegenstandsphänomenologie als Grundlage psychologischer Forschung letztlich Skizze geblieben. Sie zeigt vor dem Hintergrund der philosophischen Auseinandersetzung mit dem Realitätsproblem auf, dass die Phänomenologie auch unabhängig von Husserls transzendentaler Perspektive der Psychologie Orientierung geben kann.

Linke forderte die grundständige theoretische Vorarbeit in Form einer Begriffsanalyse und Sprachkritik für die empirische Experimentalpsychologie (z. B.: Was bedeuten Begriffe für die Experimentatorin oder den Experimentator sowie für die Versuchspersonen?). Ergebnisse dieses Wirkens sind etwa die theoretische Umgestaltung des in der Psychologie zentralen Reizbegriffes (Linke 1929, 324f.) sowie die Kritik an der Bildtheorie der Vorstellungen bzw. dem Repräsentationalismus (Linke 1961, 96). Somit ist Linke theoretischer Psychologe, der in Zeiten der Theoriekrise in der Psychologie (vgl. Brachem et al. 2022) Orientierung verschaffen kann, sowie Pionier einer »phänomenologischen Experimentalpsychologie« (Wendt 2022), zu deren Realisierung es jedoch einer weiteren Ausgestaltung bedarf.

Literatur

- Avé-Lallemant, Eberhard. 1975. »Die Antithese Freiburg-München in der Geschichte der Phänomenologie«. In *Die Münchener Phänomenologie*, hrsg. v. Helmut Kuhn, Eberhard Avé-Lallemant und Reinhold Gladiatori, 19–38. Dordrecht: Springer.
- Boudier, Cees Struyker. 1991. »In memoriam Prof. Dr. Stephan Strasser«. *Tijdschrift voor Filosofie* 53: 740–741.
- Brachem, Johannes, Maximilian Frank, Tatiana Kvetnaya, Leonhard F.F. Schramm und Leonhard Volz. 2022. »Replikationskrise, p-hacking und Open Science. Eine Umfrage zu fragwürdigen Forschungspraktiken in studentischen Projekten und Impulse für die Lehre«. *Psychologische Rundschau* 73: 1–17.
- Dathe, Uwe. 2000. »Der ›Geist‹ Freges in Jena – Paul Ferdinand Linke. Ein Beitrag zur Jenaer Universitätsgeschichte«. In *Gottlob Frege – Werk und Wirkung*, hrsg. v. Gottfried Gabriel und Uwe Dathke, 227–244. Paderborn: Mentis.
- Dempe, Hellmuth. 1957. »Ein Leben für Philosophieren im sokratischen Geiste«. *Zeitschrift für philosophische Forschung* 11: 262–275.
- Elsenhans, Theodor. 1915. »Phänomenologie, Psychologie, Erkenntnistheorie«. *Kant-Studien* 20: 224–275.
- Frischeisen-Köhler, Max. 1912. *Wissenschaft und Wirklichkeit*. Leipzig, Berlin: Teubner.
- Gadamer, Hans-Georg. 1963. »Die phänomenologische Bewegung«. *Philosophische Rundschau* 11(1/2): 1–45.
- Husserl, Edmund. 1987. *Aufsätze und Vorträge (1911–1921) (Husserliana. Band XXV)*. Dordrecht: Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1994a. *Husserliana-Dokumente. Band III. Briefwechsel IV*. Dordrecht: Kluwer.
- Husserl, Edmund. 1994b. *Husserliana-Dokumente. Band III. Briefwechsel V*. Dordrecht: Kluwer.
- Husserl, Edmund. 1994c. *Husserliana-Dokumente. Band III. Briefwechsel VI*. Dordrecht: Kluwer.

- Janssen, Paul. 1994. »Die Verwandlung der phänomenologischen Reduktion im Werke Max Schelers und das Realitätsproblem«. *Phänomenologische Forschungen* 28/29: 240–270.
- Konrad, Andreas. 1962. *Untersuchungen zur Kritik des phänomenalistischen Agnostizismus und des subjektiven Idealismus*. München/Basel: Reinhardt.
- Linke, Paul F. 1901. *David Humes Lehre vom Wissen: Ein Beitrag zur Relationstheorie im Anschluss an Locke und Hume*. Leipzig: Engelmann.
- Linke, Paul F. 1907. *Die stroboskopischen Erscheinungen als Täuschungen des Identitätsbewusstseins und das Problem des Sehens von Bewegungen*. Leipzig: Engelmann.
- Linke, Paul F. 1912. *Die phänomenale Sphäre und das reale Bewusstsein: Eine Studie zur phänomenologischen Betrachtungsweise*. Halle/Saale: Niemeyer.
- Linke, Paul F. 1917. »Das Recht der Phänomenologie. Eine Auseinandersetzung mit Th. Elsenhans«. *Kantstudien* 21: 163–221.
- Linke, Paul F. 1917/18. »Beobachten und Schauen«. *Vierteljahresschrift für philosophische Pädagogik* 1: 44–53.
- Linke, Paul F. 1929. *Grundfragen der Wahrnehmungslehre: Untersuchungen über die Bedeutung der Gegenstandstheorie und Phänomenologie für die experimentelle Psychologie*. München: Reinhardt (2. Aufl.).
- Linke, Paul F. 1926. »The present status of logic and epistemology in Germany«. *The Monist* 36: 222–255.
- Linke, Paul F. 1928. »Zum Tode Max Schelers«. *Die Jenaer Studentenschaft* 2: 31–33.
- Linke, Paul F. 1930. »Gegenstandsphänomenologie«. *Philosophische Hefte* 2: 65–90.
- Linke, Paul F. 1936. *Verstehen, Erkennen und Geist. Zur Philosophie der psychologischen geisteswissenschaftlichen Betrachtungsweise*. Leipzig: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Linke, Paul F. 1946/47. »Gottlob Frege als Philosoph«. *Zeitschrift für philosophische Forschung* 1: 75–99.
- Linke, Paul F. 1953. »Die Philosophie Franz Brentanos«. *Zeitschrift für philosophische Forschung* 7: 89–98.
- Linke, Paul F. 1961. *Niedergangerscheinungen in der Philosophie der Gegenwart: Wege zu ihrer Überwindung*. München: Reinhardt.
- Linschoten, Johannes. 1961. *Auf dem Wege zu einer phänomenologischen Psychologie*. Berlin: De Gruyter.
- Lipps, Theodor. 1906. *Leitfaden der Psychologie* (2. Aufl.). Leipzig: Engelmann.
- Lipps, Theodor. 1907. *Psychologische Untersuchungen* (Band I). Leipzig: Engelmann.
- Messer, August. 1908. *Empfindung und Denken*. Leipzig: Quelle & Meyer.
- Neemann, Ursula. 1972. *Bernard Bolzanos Lehre von Anschauung und Begriff*. Paderborn: Schöningh.
- Parker, Rodney. 2018. »Theodor Elsenhans«. In *The Sources of Husserl's 'Ideas I'*, hrsg. v. Evan Clarke und Andrea Staiti, 13–16. De Gruyter.
- Scheler, Max. 1973. *Gesammelte Werke. Band 7*. Bern, München: Francke.
- Schuhmann, Karl. 2004. *Selected papers on phenomenology*. Dordrecht: Kluwer.
- Smid, Reinhold Nikolaus. 1982. »Münchener Phänomenologie: – Zur Frühgeschichte des Begriffs. In *Pfänder Studien*, hrsg. v. Herbert Spiegelberg und Eberhard Avé-Lallement, 109–154. Den Haag u.a.: Nijhoff.
- Stein, Edith. 2001. *Selbstbildnis in Briefen III. Briefe an Roman Ingarden*. Freiburg: Herder.
- Van Hezewijk, René und Henderikus J. Stam. 2008. »Idols of the psychologist: Johannes Linschoten and the demise of phenomenological psychology in the Netherlands«. *History of Psychology* 11: 185–207.
- Wendt, Alexander N. 2019. »Lösung oder Einfall? Über die verlorenen Spuren der Phänomenologie in der Denkpsychologie«. In *Philosophische Psychologie um 1900. Abhandlungen zur Philosophie*, hrsg. v. Thomas Kessel, 189–214. Stuttgart: Metzler.
- Wendt, Alexander N. 2022. *Die Erneuerung der phänomenologischen Psychologie*. Baden-Baden: Alber.

Die Autoren

Uwe Wolfradt, Prof. Dr. rer. nat., Dr. phil. habil, Dipl.-Psych., ist außerplanmäßiger Professor am Institut für Psychologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er wurde in Psychologie und Ethnologie promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Kulturpsychologie, der Werte- und Religionspsychologie und der theoretischen und historischen Psychologie.

Kontakt: Prof. Dr. Dr. Uwe Wolfradt, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Psychologie, Emil-Abderhalden-Str. 26-27, 06108 Halle (Saale), E-Mail: uwe.wolfradt@psych.uni-halle.de

Alexander Nicolai Wendt, Dr. phil., ist Habilitand am Psychologischen Institut der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und Promovend am Philosophischen Institut der Università degli Studi di Verona. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Denkpsychologie, der theoretischen Psychologie und der phänomenologischen Psychologie.

Kontakt: Dr. Alexander Nicolai Wendt, Psychologisches Institut der Universität Heidelberg, Hauptstraße 47-51, 69117 Heidelberg; E-Mail: alexander.wendt@psychologie.uni-heidelberg.de

Making the Invisible Visible

Does the Depth-Psychological Unconscious Pose a Problem to First-Person-Perspective Methods in Psychology¹

Bernhard Geißler

Journal für Psychologie, 31(1), 173–193

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-173>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Summary

Advocates of first-person-perspective-methods (FPPM) claim that any psychological concept must be grounded in a descriptive analysis (first-person-foundationalism). It is often assumed that the concept of the unconscious is incompatible with FPPM, and that its acceptance implies the rejection of first-person-foundationalism. This view is based on the following assumption: either FPPM are generally incapable of engaging with the unconscious, or FPPM are incapable of accounting for the systematic independence of the unconscious. It is the aim of this paper to show that this assumption is wrong. I argue that a) phenomenology has access to the unconscious, b) phenomenology can account for the systematic independence of the unconscious, and c) accepting the concept of the unconscious does imply the rejection of first-person-foundationalism.

Section one displays the general relation of FPPM and conceptualization in psychology. Section two addresses the depth-psychological impression and its theoretical interpretations. Section three concerns the differences of introspection and phenomenology. Section four shows that phenomenology can engage with the unconscious by means of *mutual realizations*. In section five, the reciprocal co-dependence in mutual realizations is used to formulate an FPPM-based criterion to distinguish the preconscious from the unconscious.

Keywords: phenomenology, phenomenological psychology, depth-psychology, psychotherapy, psychoanalysis, the unconscious, theory of psychoanalysis

Zusammenfassung

Wie man das Unsichtbare sichtbar macht

Stellt das tiefenpsychologische Unbewusste ein Problem

für die Erste-Person-Perspektive-Methoden in der Psychologie dar?

Vertreter:innen der Erste-Person-Perspektive-Methoden (EPPM) fordern die deskriptive Fundierung aller psychologischen Konzepte. Es wird jedoch häufig davon ausgegangen, dass

das Unbewusste inkompatibel mit dieser Forderung ist. Dieser Ansicht liegt die Annahme zugrunde, dass entweder EPPM generell keinen Zugang zum Unbewussten haben, oder nicht für dessen systematische Eigenständigkeit argumentieren können. In diesem Artikel soll gezeigt werden, dass a) die Phänomenologie Zugriff auf das Unbewusste hat, b) die Phänomenologie der systematischen Eigenständigkeit des Unbewussten Rechnung tragen kann, und c) dass das Unbewusste den fundamentalen Anspruch der EPPM nicht bedroht.

Im ersten Abschnitt wird der generelle Zusammenhang zwischen EPPM und der psychologischen Konzeptbildung dargestellt. Der zweite Abschnitt behandelt die tiefenpsychologische Erfahrung und deren theoretische Interpretationen. Der dritte Abschnitt beleuchtet die Unterschiede von Introspektion und Phänomenologie. Im vierten Abschnitt argumentiere ich, dass es der Phänomenologie möglich ist, das Unbewusste anhand der *gemeinsamen Realisierung* zu analysieren. Die reziproke, wechselseitige Abhängigkeit der gemeinsamen Realisierung wird im fünften Abschnitt als EPPM-basiertes Kriterium vorgeschlagen, um das Vorbewusste vom Unbewussten systematisch zu differenzieren.

Schlüsselwörter: Phänomenologie, Phänomenologische Psychologie, Tiefenpsychologie, Psychotherapie, Psychoanalyse, das Unbewusste, Theorie der Psychoanalyse

1 The Unconscious as a Problem for First-Person-Perspective Methods in Psychology

The status of first-person-perspective-methods (FPPM) in psychology is controversial. Debates range from issuing their relevance for third-person-perspective methods (TPPM) to questioning their general scientific validity. FPPM, on the one hand, focus on descriptively engaging with the actual experience, unveiling its invariant structures and what it is like to have this experience as a living, embodied subject. The results FPPM aim at are thus adequate descriptions of experiences that display their invariant build up with regards to its statics (i. e., how an experience is constituted at a certain moment in time), or genetics (i. e., how an experience develops over a certain period of time). TPPM, on the other hand, aim at providing sub-experiential, naturalistic explanations for psychological phenomena. The descriptive exploration of the experiential characteristics of the subject matter is thereby of little interest. Its primary focus is the reductive or non-reductive embedment of psychic life into networks of naturalistic laws – may that be in terms of biology, chemistry, physics, etc. With regards to the relation of FPPM and TPPM, three main positions can be found in the literature:

In this paper, the position that FPPM are fundamental to psychology is going to be referred to as *first-person-foundationalism*. In particular, first-person-foundationalism maintains that FPPM descriptions a) are scientifically relevant, and b) are fundamental

to *psychological theory-cluster concepts*. Theory-cluster concepts are bundles of various explanations and theories addressing the same psychological concept, aiming at understanding the latter in all its relevant aspects (see Bermúdez 2005, 16ff.). This position is often championed by theoreticians who hold FPPM in high regard. Historically, first-person-foundationalism stems from philosophical projects such as Franz Brentano's *descriptive psychology* (1996) and Edmund Husserl's *phenomenological psychology* (1997 and 1977). From the perspective of contemporary philosophy and theoretical psychology, Shaun Gallagher's work on cognitive sciences can be referenced as an example of first-person-foundationalism (Gallagher, 2010). Note that the role of FPPM in first-person-foundationalism must be differentiated from interpretative or hermeneutical applications of first-person-perspective methods in psychological research. It is concerned exclusively with providing fundamental conceptual issues by means of eidetic analysis.

Moderate naturalism claims that descriptions resulting from FPPM a) are scientifically relevant, and b) can be part of theory-cluster concepts. However, they are neither fundamental to, nor a necessary part of the latter. In the contemporary debate, moderate naturalism is usually championed by theoreticians who maintain that *folk psychology* or *common sense psychology* play a role in the generation of theory-cluster concepts, while simultaneously taking, for example, neurosciences to be psychologically fundamental.

Radical naturalism argues that FPPM descriptions a) are scientifically irrelevant or harmful, and b) are consequently not part of theory-cluster concepts. Radical naturalism is, for example, displayed in positions such as *eliminative materialism* or *reductive neurobiological accounts*. According to this position, first-person-experience as well as all notions, concepts, and explanations stemming from it must not play any role in scientific psychology.

Throughout the history of psychology, it was repeatedly stressed that forces beyond the sphere of consciousness might be of major relevance for understanding psychic life. One of the most famous advocates of this claim was Sigmund Freud. The founding father of psychoanalysis emphasized that psychology should primarily focus on investigating *the unconscious*, which he introduced as an alternative to the traditional psychological paradigms, namely materialism and the introspective analysis of consciousness. Although the Freudian theory of a psychodynamic unconscious was never seen uncritically in the scientific and philosophical community, the idea of genuine mental entities and processes beyond the scope of the first-person-perspective became a widespread concept in psychology. Regardless of how the idea of unconscious mentality is formulated in detail, it is often viewed as posing a serious problem for first-person-foundationalism. This interpretation is grounded in the following consideration: if it is true that a) human psychic life is (at least) partially unconscious, and b) the unconscious is inaccessible to first-person-experience, then first-person-foundationalism

consequently must be wrong. If the unconscious is an important psychological notion that FPPM-descriptions cannot account for in a substantial and adequate way, first-person-foundationalism can no longer maintain its claim of conceptual fundamentality.

2 The Psychodynamic Unconscious, the Depth-Psychological Impression, and Its Methodological Consequences

As already indicated, *the unconscious* is an equivocal notion. In psychology, a basic distinction is made between theories linked to cognitive psychology and psychodynamic approaches to the issue of unconscious mentality (Kihlstrom 2015): the former theories address issues such as subliminal elements, automatic sequences, and schematics of cognition.

They are often associated with the experimental setting of cognitive sciences and the metaphorical view that the human mind works similar to a computer that processes the information it receives from its surroundings. The psychodynamic notion of the unconscious, however, revolves around concepts such as *conflict* and *repression* and is often associated with the clinical or psychotherapeutic context. Contrasting with the cognitive accounts of unconscious mentality, psychodynamic theories emphasize the active nature of the unconscious. The psychodynamic notion of the unconscious exceeds the function of passive, unrecognized (or even unrecognizable) schemas and automatisms of processing information. Some of its contents, while being kept unconscious by various defense mechanisms, keep pushing towards consciousness. In doing so they create content in which they surface in symbolic form. The psychodynamic unconscious is not only passively involved in shaping psychic life, but also creates new aspects within the latter by means of those contents that are kept from becoming conscious. These descendants of the unconscious, manifested in dreams, slips, symbolic behavior, fantasies, or even hallucinations, often appear as random or unexplainable from a non-psychodynamic perspective.

As already implied, the unconscious plays an essential role for the psychoanalytic understanding of the psyche's inherent teleology: every psychic content begins as unconscious. If it passes censorship, which itself is an unconscious process, it then precedes into the preconscious or consciousness. Only if the content in question falls victim to the censor, it remains unconscious. Leaving all potential systematic issues of this theory aside, it nevertheless illustrates the complexity of the psychoanalytic notion of *latency*, i. e., the elements of the psyche that are not immediately given in actual consciousness. This consists of psychic content (e. g., a repressed fantasy), structural instances (e. g., censorship), and comprises two psychological systems, namely the un-

conscious and the preconscious. The term *unconscious* in psychoanalysis thus refers to a specific subset of general latency that differs from its counterpart, the preconscious. Preconscious contents can become conscious under the right circumstances, but can also remain latent for random reasons (e. g., the subject's attention is centered on something else). Unconscious contents remain unconscious following a rationale of protection and stabilization. The latter contents are consequently concealed from the subject's self-experience – even if the subject actively attempts to detect them introspectively. It is exactly this combination of *affective relevance* and *non-arbitrary internal inaccessibility* that lies at the heart of the psychodynamic notion of the unconscious.

In the remaining course of this paper, the term *unconscious* will exclusively refer to the psychodynamic concept. Its contents will be referred to as *motifs*. The term motif thereby designates a certain state of affairs that is the implicitly or explicitly intended result of any strive, wish, or volition. This uncommon wording aims at sidestepping the complex discussion on which experiential types or elements the unconscious comprises (volitions, emotions, affections, perceptions, etc.).

However, how does depth-psychology justify the unusual claim of unconscious motifs in the psychodynamic sense? The main argument, already articulated in the works of Freud, is that the concept of the unconscious is necessary in order to explain (and potentially cure) psychological phenomena that otherwise appear as random and unexplainable. The most impressive examples of such phenomena are associated with psychopathology. Professionals who work with people suffering from psychological health issues are often confronted with situations in which their client's conscious intentions and their corresponding behavior, fantasies, or thoughts appear to be dissonant or even diametrically opposed to each other. The following case example illustrates such a situation:²

A male client suffers from depression which he himself explains as the consequence of his incapability to find a woman who really loves him and who would be willing to start a family together. He describes that anytime a relationship appears to be sustainable and persistent, his partner reveals herself as being quarrelsome and controlling. Regardless of his honest attempts to save the relationship, it shatters step by step until a breakup is inevitable. After a couple of sessions, the therapist, based on depictions of how the last several breakups took place, understands that anytime a relation becomes more serious, the client starts showing severe interest in other women. This interest not only results in behavior which the therapist would describe as flirting and even dating but also causes disputes and emotional alienation towards his original partner. Despite the »obviousness« of the client's self-sabotage, the therapist feels the honest despair resulting from the client's unfulfilled desire for a durable relationship. Additionally, there are no indicators of dishonesty or untruthfulness with regards to what intentions and wishes the client states he

has been having. When confronted with the therapist's interpretation of the events, the client feels misunderstood or even viciously demeaned by the therapist.

As depicted in the case above, the theory of the psychodynamic unconscious can be established on the basis of a dissonance occurring between a client's credible depiction of a certain event E, their corresponding intentions and motifs, M1, and the therapist's understanding of E. In the therapist's view another set of intentions and motifs, M2, fulfills the following conditions:

- 1) M2 explains event E (*sufficiency condition*).
- 2) M2 explains event E more coherently and completely than M1. This means that M2 explains sequences of E that cannot be explained by means of M1 and which otherwise would appear as random, unintended, or even unwanted (*explanatory surplus condition*).
- 3) M2 provides an explanation for other events in the same client's life that otherwise would appear as random, unintended, or even unwanted (*repetition condition*).
- 4) Although M2 satisfies the conditions 1–3, the client, even when confronted with the therapist's interpretation, is incapable or even aversive to ascribing M2 to themselves. This lack of self-comprehension differs from »normal« cases of self-misunderstanding, which are resolvable by means of reflection or feedback. It strikes the therapist as a radical and fundamental self-alienation the client suffers from (*radical inaccessibility condition*). In the following, the experience underlying condition 4 is going to be referred to as the *phenomenon of radical inaccessibility*.

Based on the conditions 1–4, the therapist gets the impression that a systematic difference must exist between the motifs someone is aware of or can make themselves aware of, and other apparently relevant and active motifs that are radically concealed from self-experience. The impression that a systematic difference exists between various types of latent motifs will further be labeled as the *depth-psychological impression* (DPI). Although DPI is a relatively common experience for mental health professionals, its theoretical treatment as well as the resulting methodological consequences are rarely addressed explicitly. Amongst those who have been working on the issue of the depth-psychological resp. psychodynamic unconscious, two main camps can be distinguished:

2.1 The Ontological Interpretation of the DPI and Third-Person-Perspective-Methods

In most of the traditional schools of depth-psychology, DPI is interpreted in an *ontological* way. The apparent systematic difference of unconscious and preconscious motifs

that is conveyed by the phenomenon of radical inaccessibility is thereby conceptualized in terms of mental substances, psychic compartments, or properties of psychic content. In classical psychoanalysis, for example, the fundamental building blocks of the psyche are *mental states or ideas*. These mental states bear the topographically relevant properties of *being unconscious*, *being preconscious*, or *being conscious* and thereby are constitutive of the correlating psychic systems (Freud 1957, 172ff. and Gardner 1999, 148ff.). According to the ontological interpretation of DPI, questions regarding the nature of the unconscious cannot be answered by means of FPPM. This claim is grounded in the apparently trivial assumption that the limits of consciousness, which is only one of three psychic systems, must equal the limits of how experience can be described methodologically. Accordingly, any assessment of the nature of the unconscious relies on TPPM, such as *methodological naturalism* or *psychoanalytic hermeneutics*.

More specifically, two arguments can be made in order to stress the relatedness of the unconscious and TPPM:

I) *The argument of methodological incompatibility*

According to the ontological interpretation of the DPI, the unconscious as a psychic system differs from consciousness not in a gradual way, rather a categorical way. FPPM, though, are restricted to the sphere of conscious experience, and thus to the psychic system *consciousness*. Consequently, FPPM cannot contribute to assessing the nature of the unconscious beyond trivialities such as »the unconscious is not given in consciousness«.

II) *The argument of psychology's objectivity*

FPPM aim at engaging with the psyche from the angle of conscious and subjective experience. However, as a scientific discipline, psychology should address objective entities or processes rather than subjective experiences. By introducing the unconscious as systematically different from preconscious and conscious psychic life, and consequently as exclusively accessible by means of TPPM, psychology is provided with an objective matter of research beyond mere subjectivity. The objectivity of psychology thus depends on the concept of a rigorous unconscious. If psychology does not want to make recourse exclusively to physiological or behavioristic explanatory models, the unconscious is *the genuine psychological objectivity*.

Both of these arguments are rarely made explicit. Nevertheless, they are detectable throughout the whole history of depth-psychological literature, stretching from Freud's early writings (Freud 1953, 610ff.) to the works of contemporary theoreticians (Lo Dico 2018). The second argument, the argument of psychology's objectivity, will not be addressed any further in the remaining course of this paper. Addressing it leads to much broader philosophical issues, namely questions regarding the nature of objectivity and the characteristics of science. I, however, maintain the view that the first-person-per-

spective is a necessary element of all scientific and epistemic endeavors and consequently a) should be integrated rather than racketed from our understanding of objectivity, and b) must be methodically analyzed.

In the sections below, I will address the view perpetuated by the first of the above arguments: the so-called *incompatibility-thesis*, which holds that the concept of the unconscious and FPPM are simply incompatible. While the apparent methodic departure from FPPM that is caused by the concept of a systematically independent unconscious is unproblematic for moderate or radical naturalism, it seemingly poses a problem to first-person-foundationalism. As mentioned above, if the unconscious is systematically independent *and* exclusively accessible by means of TPPM, then first-person-foundationalism is wrong.

2.2 First-Person-Perspective Methods and the Gradual Interpretation of the DPI

Opposing to the incompatibility-thesis, theoreticians and psychologists, who champion the view that the first-person-perspective is fundamental to psychological conceptualization, reject the ontological interpretation of the DPI. It is often argued that the assumption of a systematically independent unconscious displays an unwarranted extrapolation of concepts that were originally drawn from consciousness. In other words: it is put into question if there is any reason or justification to expand the meaning of concepts and terms originally related to consciousness, such as perception, thought or emotion, to a psychic system that is exactly defined by its rigorous demarcation from the latter. Accordingly, advocates of this critique either dismiss the idea of the unconscious in general, or attempt to rethink it within the sphere of preconscious latency.

The first approach ignores the DPI, denies its theoretical relevance, or attempts to explain it in a non-psychological way. The notion of the *unconscious* is then treated as a mere metaphor for non-psychological entities such as neurobiological structures and dispositions (Searle 1992, 151ff.) or is dismissed from psychology in general (Brentano 1973, 79ff.). The second approach recognizes the DPI and predominantly focuses on investigating the latent layers of the constitution of experience. Depending on their particular theoretical background, theoreticians either formulate representational or non-representational theories of the unconscious. The former approach relates the unconscious to the *phantasmatic or imaginary layers of experience* (Brudzinska 2019 and 2006, Bernet 2003 and 1996), the latter approach to concepts such as *body-memory* (Fuchs 2012), the *drive- or instinct-related layers* of experience (Moran 2017), or *implicit content on a person's past-horizon* (Kozyreva 2018 and 2017).

Although these analyses are highly relevant with regards to understanding the latent, passive, and implicit stratum of experience in general, it is often critically remarked that they do not address the unconscious in the sense of psychodynamics, but rather that sphere of latency that is labeled as *the preconscious* by depth-psychologists. The unconscious thereby loses its systematic independence and is reduced to something that is merely gradually different from other latent motifs. Of course, understanding the general latency of experience is an important cornerstone of grasping the nature of the unconscious. Everyday life provides multiple examples of how latent motifs undoubtedly influence our thinking, feeling, or behavior and thereby often foster unintended, unpleasant, apparently incomprehensible, or even unwanted consequences. In the TV series *The Middle*, Sue and Sean grew up as neighbors. Although they always had a special relationship, they only slowly noticed their mutual affection. Sean repeatedly shows up at Sue's doorstep unannounced to ask her out but in doing so keeps insisting on the amicable nature of his invitations. Over the course of time, Sean's actions appear as increasingly irritating and annoying to Sue – a result he neither intended nor wanted. However, depth-psychologists would be reluctant to call Sean's latent motif an unconscious one. At a later stage of the show, Sean begins to reflect on his actions, recognizes his real feelings, and is then able to act in a more comprehensible and coherent way. Achieving this insight is easily achieved and is by no means accompanied by aversive emotions. The intensity with which the latent motif is concealed from Sean's self-experience is of a totally different quality than in the case of the client from the example above. Sean's case does not consist of the phenomenon of radical inaccessibility that is constitutive for the DPI that the concept of the unconscious is based on.

How is it possible, though, for an FPPM-approach to grasp the difference of preconscious and unconscious latency? It obviously is an option to resort to the TPPM-based psychological concept of defense mechanism to account for the latter's systematic independence. However, deploying this strategy provokes the question of whether we are justified in calling its results an FPPM-analysis of *the unconscious*? It rather appears to be an analysis of preconscious latency in which the phenomena triggering the DPI are subordinated to the former as mere contingent variations that do not require any independent descriptive assessment. In the attempt to defuse this criticism and to dodge the incompatibility-thesis and its unpleasant consequences for first-person-foundationalism, the following claim can be made: from the perspective of descriptively operating FPPM, there is no justification for the rigorous demarcation of preconscious and unconscious motifs.

This attempt, however, remains ignorant to the justificatory force of the DPI and to the oddity of experiencing highly relevant motifs that, metaphorically speaking, force themselves upon someone's life while simultaneously being absolutely concealed from

this person's self-experience. Considering these phenomena, it appears to be the other way around: in particular, from the perspective of a descriptive approach, it seems incomprehensible to deny these recurring and distinct experiences the significance they deserve. It eventually is the aim and purpose of FPPM to describe *experience as it is experienced*.

If FPPM aim at providing an adequate descriptive analysis of the unconscious, they not only have to account for how latency in general is involved in the constitution of experience, they also have to address the specific issues related to the DPI. Dealing with the DPI by means of FPPM appears to be particularly puzzling, since at the heart of the DPI is the phenomenon of radical inaccessibility. The latter, however, is the enthymematic foundation of the argument of methodological incompatibility. Instead of re-assessing the vast and enlightening works others already did on the latent sphere of experience (see the listed authors above), the remaining course of the paper will address the possibility of accounting for radically inaccessible motifs within the framework of FPPM. The aim of this exercise is to show that the incompatibility-thesis is a *proton pseudos* in thinking about the unconscious that is (either implicitly or explicitly) far too easily accepted even amongst those theoreticians who are fond of FPPM. I will demonstrate this possibility by showing that the unconscious is accessible to FPPM and thus further analyzable by means of the according method. Doing so presupposes that the umbrella-term *first-person-perspective-methods* comprises various independent methodological frameworks (Varela and Shear 1999). The first step of my demonstration will consist in explaining the differences of *introspection* and *phenomenology*, which are arguably the most common first-person-perspective-paradigms in the western hemisphere. In step two, I will argue that unconscious motifs are accessible to phenomenology but not to introspection.

3 Rebutting the Argument of Methodological Incompatibility I: Introspection and Phenomenology

Even in the informed circles of professional philosophy and theoretical psychology, the terms *introspection* and *phenomenology* are often used interchangeably. This is not only wrong but also surprising, given the vast paradigmatic differences of the correlating methods (Gallagher and Zahavi 2012). Due to these differences, the argument of methodological incompatibility does not concern phenomenology in the same way it concerns introspection.

As with the terms *first-person-perspective method*, *introspection*, and *phenomenology*, these are comprised of various independent approaches, which differ with regards to specific methodological aspects. Nevertheless, some key features can be found for both

that are constitutive for the respective paradigm. This section focuses solely on these key features.

Introspection, i. e., self-observation, may be one of the oldest gadgets in the philosophical toolbox. Whereas it was used implicitly throughout the history of philosophy, its methodological elaboration and refinement started with the works of Franz Brentano and Wilhelm Wundt, who attempted to establish introspection as a method in psychological research. Regardless of the specific variation, the following features are essential to the introspective paradigm (Schwitzgebel 2019):

First, introspection aims at generating knowledge of psychic events, states, or processes. Psychic states are thereby understood as isolated »intracranial« phenomena. The scope of introspection, i. e., the *sphere of psychic immanence*, includes the introspecting person's intentional directedness toward certain objects or intrapsychic representations of the latter, but not the objects themselves. Accordingly, introspection analyzes my *seeing* of the sheet of paper in front of me or the respective sheet's intrapsychic representation. The actual sheet, however, is beyond its reach. *Second*, introspection exclusively engages with the introspecting person's own consciousness. Phenomena such as *collective intentionality* or *mutual experience* are consequently understood as fully reducible to singular ecological experiences. *Third*, introspection exclusively addresses *psychic states that are currently ongoing or took place in the recent past*. This restriction serves the purpose of securing the description's validity.

The philosophical movement of *phenomenology* was founded at the beginning of the 20th century. Early phenomenologists, such as Edmund Husserl, Max Scheler, and Edith Stein soon started to contribute to the philosophical debate of their time and to the then young field of psychology. Edmund Husserl, the founding father of phenomenology, first coined the term *phenomenological psychology* and repeatedly expressed his irritation on why any informed person might assume phenomenology and introspection to be the same methodological paradigm (Husserl 1982, p. 38). What are their differences?

Phenomenology's most fundamental element is the combination of the *epoché* and the *phenomenological reduction*. The epoché is the attempt to suspend all theoretical, commonplace, and scientific knowledge and assumptions regarding the aim of the phenomenological inquiry (Husserl 1982, 60ff.). It is important to highlight that the epoché does not involve a skeptical attitude towards formerly acquired knowledge, and consequently differs from the methodological skepticism and doubt practiced in the Cartesian tradition. The epoché is an attitude of neutrality, seeking to bracket prior knowledge instead of calling it into question. The phenomenological reduction reduces experience according to the evident givenness of its contents and structures, unveiling its noetic and noematic aspects to the phenomenological analysis. Whereas the noetic aspect circumscribes experience under the emphasis of *experiencing* an object, the noematic aspect concerns the *object* as it is experienced. It is thus the case that phenom-

enology, contrasting with introspection, is not restricted to the sphere of the psychic immanence. The *phenomenological concept of immanence* includes the object of experience, for example, the sheet of paper from the example above, insofar as it is evidently given. Accordingly, the *validity of a phenomenological description* is not warranted by temporal proximity but by the *evidence or streak of evidence* with which the phenomenon in question or a series of phenomena presents itself. On the basis of these features, phenomenology's understanding of mutual and collective experience differs from the respective understanding of the introspective paradigm. The phenomenological paradigm endorses a robust notion of collective and mutual experience. The latter are thus not only analyzable as mere sums of ecological experiences, but as real shared experiences, including shared attitudes, objects, and even contents. This means that in addition to an FPPM-singular-mode (»I experience ...«), phenomenology also comprises an FPPM-plural-mode (»We experience ...«).

As a consequence of these vast differences, introspection and phenomenology maintain different notions of *methodological accessibility*: According to the introspective paradigm a phenomenon is methodologically accessible if it is given as my own, present or recently experienced psychic state. The phenomenological paradigm, however, maintains that a phenomenon's methodological accessibility exclusively depends on the evident character of its givenness.

Introspection's narrow conception of accessibility yields that it cannot fruitfully contribute to the task of determining the nature of the unconscious: the introspective paradigm simply has no experiential foundation on the basis of which it could engage with the unconscious. Not even those motifs that were able to reach consciousness in a cloaked or symbolic form (in form of symptoms, unintended behavior, the latent meaning of dreams or fantasies, etc.), i. e., *descendants of the unconscious*, provide a sustainable starting point for introspection. There is no timely or content-related connection resilient enough to warrant an introspective description of its unconscious origin. In a nutshell: due to introspection's paradigmatic restrictions and the resulting narrow conception of accessibility, the idea of an introspective description of the unconscious is a *contradictio in adjecto*.

Phenomenology on the other hand maintains a broad and complex notion of methodological accessibility: evident givenness occurs in various grades (spanning from the evidence of everyday experience to the evident character of necessary truths), and occurs even with regards to the different elements of even the most complex forms of shared experience.

Accordingly, the conditions of a descriptive assessment of the unconscious are different for phenomenology than they are for introspection: if an experience can be pointed out in which an unconscious motif is given evidently, phenomenology can resort to the latter as a starting point for engaging with the problem of the unconscious.

I argue that such evident experiences occur in situations that will further be referred to as *mutual realization*.

4 Rebutting the Argument of Methodological Incompatibility II: Mutual Realization as a Starting Point for a Phenomenology of the Unconscious

In the context of this article, the notion *realization* is used as a technical term. It designates situations in which a formerly latent motif is insightfully explicated, i. e., transferred into actual consciousness. *Insightful* in these regards means that a particular person is evidently experienced and acknowledged as the source of the motif arising into consciousness. Such ascriptions can occur with regards to one's own mind as well as with regards to intersubjective contexts, and thus, the minds of others.

Realizations regarding one's own mind are relatively common and occur regularly: imagine you read an exciting but complicated book addressing your favorite philosophical problem. You are completely immersed in a complex paragraph, trying to understand an argument presented in it. Absent-mindedly you walk into the kitchen, still thinking about what you just read. As you finally reach the kitchen, you promptly stop and wonder why you even went there. Suddenly you realize that you are thirsty and that you came to the kitchen for a glass of water. Although the wish for a drink motivated you latently, it successfully directed you towards a place at which your needs can be met. Now that you realized your motif of not being thirsty anymore, your thirst, urge, and wish for water has fully arrived in your actual consciousness. Simultaneously, this motif is experienced as yours and not somebody else's.

Prima facie, the concept of realizing another person's motifs might appear as irritating or ought. Nevertheless, realizations as such are not even rare but normally occur unnoticed: imagine you are a professional violin player who is part of a large orchestra. Your orchestra's literature is complicated and demands a great deal of focus. At the rehearsal, the conductor spontaneously decides to increase the emotional intensity of an intricate passage. She induces this modification by means of her body-language and the movement of her baton. While you are totally focused on playing your part correctly, you simply »go with the flow« and automatically adapt to the conductor's modifications. After the rehearsal, you realize that the idea of increasing the emotional intensity of this particular passage latently influenced your performance. Although it is you who realizes this motif, it is the conductor, who is experienced as the motifs' source.

Both examples given above issue the realization of motifs that, according to depth-psychology, are preconscious. Realizations of unconscious motifs are an essential element of depth-psychology and fundamental to important techniques such as the

analysis of transference and countertransference. However, these realizations are of a more complicated nature than the realization of preconscious motifs, for most of the time, unconscious motifs are not given with immediate evidence but only in the form of *inference-based assumptions*.

This applies to the therapist as well as to the client, who normally is the source of the unconscious motif in the therapeutic setting. The source of the unconscious motif will further be labeled as *the person concerned*. Regardless of how much material the inference of an unconscious motif is based on, it never exceeds the epistemic status of a bear, which presence I assume after I saw bear tracks near a destroyed apiary. Of course, albeit the destroyed beehive and the presumed bear tracks can have other explanations than an actual bear roaming the nearby surroundings (e.g., vandalism, a prank, etc.), their occurrence might suffice to guide rational behavior (e.g., checking the surroundings, preparing a bear spray, etc.) and even can teach us something about bears (e.g.: Sometimes bears seemingly inspect destroyed apiaries or destroy the latter themselves.). However, regardless of how many signs of the bear's presence one obtains, from an epistemic perspective, they cannot outweigh the justificatory power of an immediate encounter with the animal. What is the phenomenologist's bear-observation with regards to the unconscious? I argue that unconscious motifs are immediately and evidently given in *mutual realizations*. In such situations, an unconscious motif is expressed in the therapeutic relationship, acknowledged, and insightfully ascribed to the client by both the therapist and the person concerned. The continuation of the case-study that was already mentioned above illustrates a mutual realization:

»Over time, the therapist forms the hypothesis that the male client's unintended sabotaging of his love-life results from an unconscious fear of intimacy and the unconscious wish to avoid the loss of autonomy the client apparently associates with it. Although the therapist repeatedly offers this interpretation to the client, the latter strongly refuses it, emphasizing that he does not fear but seek intimacy. In another session, based on the content of a guided imagery, the therapist again offers his interpretation to the client. Thereupon the client gets angry: >I am fed up! I told you many times now that I am not avoiding intimacy. I want intimacy! I am starting to gain the impression that it is you who wants me to think that I am avoiding intimacy because you can't stand that you are misunderstanding the situation. I know perfectly well what I want, and I don't need you to question that all the time.< The therapist responds: >I am merely offering you my understanding of the situation. I am not trying to dictate any thoughts to you.< The client, still angered, replies: >Last week I spoke to another psychologist. She does not doubt my wish for intimacy. Maybe she already understands me better than you, although I have only seen her once.< The therapist is irritated because he did not know that his client is seeing another therapist. He needs a few moments to gather his thoughts. After a short period of silence, the client asks: >Don't

you want to say something?< The therapist replies: >It appears that, for a few moments, you succeeded in alienating us emotionally. As I understand it, you were seeing another therapist because you are afraid that my interpretations might restrict your autonomy to decide over your own thoughts and desires.< The client loses his anger and stares at the therapist in apparent surprise. He smiles and says: >Oh, I am really doing that ...<<

In the described situation, the client's previously unconscious motif to protect his autonomy by sabotaging intimacy becomes tangible for the client as well as for the therapist. Due to the reflective, allowing, and nonjudgmental therapeutic attitude, the therapist is capable to recognize and refuse the relationship pattern the client's unconscious motif normally induces (»It appears that, for a few moments, you succeeded in alienating us emotionally.«). On the one hand, by means of the therapist's confrontation, the client can experience his unconscious motif at work and further link it with certain events, such as the repeatedly occurring break-ups he is suffering from. The therapist on the other hand, also experiences the unconscious motif as immediately given. This evident givenness is based on the combination of a) experiencing the unconscious motifs' effects on the therapeutic relationship, and b) the client's insightful realization that it is *his* unconscious motif that induces these effects (»Oh, I am really doing that ...«).

The evident givenness of unconscious motifs in mutual realizations is a *reciprocal process*. On the one hand, *the Other*, i.e., the therapist in the sequence above, has an assumption with regards to the unconscious motifs of the person concerned. The Other's assumption is the result of their hermeneutical analysis of information they got of the latter's life, wishes, fantasies, dreams, etc. They experience the person concerned as credible in their rejection of the assumed latent motif, although any attempt to provide alternative explanations appears as incoherent, inauthentic, or fails completely. The Other thus experiences the person concerned as *credible in their self-alienation*, and themselves as in the possession of a *hypothetical solution* to this alienation in the form of their hermeneutical interpretation. On the other hand, the person concerned experiences important elements of their life as enigmatic, woebegone, or uncontrollable. They seek to overcome this worrying state but struggle to find a satisfying solution to their problems. The Other is experienced as a *credible interpreter*, who sincerely attempts to understand the person concerned. However, their interpretation causes irritation, anger, anxiety, or disconcertment. The person concerned cannot realize the suggested motif and experiences themselves as incapable of providing a satisfying alternative. The tension between the unrealizable (and often unwanted) interpretation and the lack of authentic and satisfying alternatives is guided by an irritating sense of alienation that is either directed towards oneself or towards the Other. This often results in a deadlock that does not provide any further insights.

In mutual realizations, however, the Other's interpretation explains a specific situation within the therapeutic setting. The Other recognizes that they were latently

influenced by the unconscious motif of the person concerned and confronts the latter with the situation. Although the respective interpretation still might cause aversive feelings in the person concerned, the role of the Other and thus the way they are experienced by the person concerned, drastically changes: the Other is no longer a mere interpreting spectator. They are practically involved with the interpreted situation and thus have the chance to act as an *authentic vis-à-vis* that reports their own part-taking, thoughts, and feelings in the respective situation, instead of giving a hypothetical interpretation from the outside. Moreover, the Other has the crucial function of *assisting* the person concerned in overcoming their aversive affections or emotions related to the repressed motif. Without this assistance, the threatening character of the latter might block the unconscious motif from reaching consciousness. It is only by means of this combination of *practically involved authenticity* and the Other's *capability to contain* aversive emotions, that the person concerned is capable of realizing their unconscious motif. Vice versa, the Other experiences the unconscious motif as evidently given by the insightful realization of the person concerned. In this evident givenness, the realized motif that latently influenced the situation appears as stemming from the person concerned.

The mutually realized motifs appear as the unconscious motifs themselves and not as symbolic representations resp. descendants of the latter. Although they are already realized and thus conscious, they are given with two clear horizons that point back into their prior unconscious form: the *systematic horizon* contextualizes the realized motif as emergent from the sphere of the unconscious, i. e., it points back towards the motif's prior status as an effective but radically concealed motif. The *personal horizon* of the mutually realized motif stretches back into the biography of the person concerned and associates the motif with various significant life events of the latter. The mutually realized motif is then no longer given as a singular phenomenon but as a reappearing theme in the life of the person concerned.

By means of these two horizons, the mutually realized motif is given as an unconscious motif in the psychodynamic, resp., depth-psychological sense: it is a highly relevant, recurring motif that nevertheless was radically concealed from the self-experience of the person concerned.

5 The Systematic Difference of Preconscious and Unconscious Motifs: The Phenomenological Reinterpretation of the Depth-Psychological Systematic

To link intersubjectivity to the intricacies of self-knowledge and the unconscious is by no means a completely new idea. Famously addressed in Sartre's *Being and Nothingness*

ingness (2021), this connection was repeatedly put forward not only in qualitative psychological research (Wertz 1986) but also in psychoanalysis' *intersubjective turn* and in important meta-psychoanalytical positions such as *phenomenological contextualism* (Stolorow and Atwood 2019). Interestingly enough, it was never used to account for the systematic independence of the unconscious via first-person-perspective methods. It is this section that aims to demonstrate this possibility.

Ontological accounts provide sharp systematic distinctions by means of sub-personal theories and criteria. The classical Freudian account differentiates three psychic systems, namely consciousness, the preconscious and the unconscious, based on introspective, economical, and dynamic properties (Freud 1915). The notion of economics hereby issues the organization of the bio-psychic energy, i.e., libido, upon which a certain psychic content is grounded. The category of dynamics addresses how certain motifs behave in relation or comparison to other psychic contents. Under these aspects, the Freudian definition of the unconscious is the following: the psychological system *the unconscious* consists of contents that a) are latent (introspective criterion), b) are exclusively grounded upon the *primary process* (economical criterion), c) are *unaffected by the principles of timely succession and contradiction* and behave towards other motifs and contents by means of *condensation* and *displacement* (dynamic criterion). *The preconscious* consists of contents that a) are *latent* (introspective criterion), b) are grounded in the *primary and secondary process* (economical criterion), and c) are *affected by the principles of timely succession and contradiction* and behave to other contents in a more *stable* manner (dynamic criterion). In more recent years, the classical Freudian approach was challenged by contemporary neuro-psychoanalysis, in which certain areas of the human brain or specific brain states are associated with the constitution of unconscious content (Solms 2017 and 2018). Both approaches share the same basic strategy: the sphere of introspective latency is further differentiated by means of TPPM related criteria in order to account for the systematic independence of the unconscious.

As mentioned earlier, it is not the aim of this paper to discuss the ontological interpretation of DPI in detail or to criticize this approach in general. It aims to demonstrate that phenomenology can account for the systematic independence, and moreover, that first-person-foundationalism is compatible with the depth-psychological unconscious. The key to succeed in this endeavor is the phenomenological analysis of mutual realizations in psychotherapeutic settings. An eidetic analysis of the latter showed that the evident givenness of unconscious motifs relies on the reciprocal setting of mutual realizations. This reciprocal co-dependence provides a clear criterion to differentiate the unconscious from the preconscious. Motifs belonging to the preconscious are realizable by the redirection of attention, the increase of self-awareness or, roughly speaking, by taking a braver attitude towards aversive affections that might come to light during this process. Although the process of realizing preconscious motifs can be initiated by the

feedback of others, the realization itself is not reliant on the intersubjective context as mutual realizations are. They can be achieved without the presence, practically involved authenticity, and assistance of the Other and will further be referred to as *solitary realizations*.

Based on the elaborations above, I suggest the following reformulation of the psychodynamic systematics: The psychic system *consciousness* consists of those experiences and experiential elements that are evidently given in immediate self-experience. This narrow notion of consciousness is part of the much broader phenomenological concept of consciousness that also comprises the sphere of general latency. *Latency* consists of all experiences and experiential elements that are not evidently given in immediate self-experience but have a meaningful relation to the sphere of actuality. The sphere of latency further differentiates into the systems *the preconscious* and *the unconscious*. The preconscious consists of all motifs that are transferable into the sphere of actuality by means of *solitary realization*. The unconscious, however, consists of all motifs that are transferable into the sphere of actuality exclusively by means of *mutual realization*.

These criteria provide a way to account for all three depth-psychological systems without being reliant on sub-personal theories. I successfully showed that first-person-foundationalism is compatible with the concept of the depth-psychological unconscious. I argued that phenomenology can engage with the unconscious without falling victim to the criticism of being restricted to the preconscious. My argumentation implies that any complete phenomenology of the unconscious comprises both, an analysis of general latency and of the unconscious motifs' peculiarities concerning self-experience and realization. According to my assessment the crucial phenomenon in the latter regard is the intersubjective character and reciprocal epistemic dependency given in mutual realizations. However, at this point some remarks are necessary to avoid misunderstandings, that could follow from my elaborations:

- 1) Stating that the realization of unconscious motifs relies on the presence of the Other does not imply that the unconscious motifs' effectiveness is also restricted to the intersubjective context. Even if sociality proved to be a crucial factor for the constitution of the unconscious, i. e., crucial for triggering defense mechanisms, the influence an unconscious motif has on the life of the person concerned does not depend on the actual presence of others. Experiential elements such as an imaginary Other or a horizon of sociality might suffice to uphold the unconscious specific character, i. e., the combination of being effective and important but also concealed from the person concerned.
- 2) Stating that the unconscious is distinguished from the preconscious by means of its intersubjective conditions of realization does not mean that the unconscious itself is a socially constructed entity. One could argue that this construction has the function of rendering random or incomprehensible life-events as meaningful, or that

it serves the purpose of establishing control over previously uncontrolled psychic life and social interactions. According to this view, the construction of the unconscious then had a similar regulative purpose to promises or laws. However, from a phenomenological perspective, there is a clear difference between regulative social constructions and the unconscious: entities such as laws or promises are installed by resolution or commitment. However, they can also be revoked by similar means. Regardless of how long a promise or a law has been in place, they are part of a social reality one could in principle reject to adjust to. The unconscious on the other hand cannot be revoked or opted against. It is part of the psychic reality of the person concerned and results from their specific life. An unconscious motif's influence emerges »from within« and is not reliant on commitment or external enforcement.

- 3) I do not claim that mutual realizations are a necessary condition for a successful therapeutic process. As mentioned above, the »correct« adaptation of behavior (caution, preparing a bear-spray, etc.) can be initiated by the combined occurrence of bear-tracks and a destroyed apiary and is not reliant on encountering the bear face to face. In a similar fashion, a therapeutic process can have salutary effects by more mediate means, such as mere cognitive insights into unconscious motifs or the regulating and salutary function of a sufficient therapeutic relationship.
- 4) Another important issue I did not engage within this paper is the question of why certain motifs are concealed in the unconscious. Any phenomenological assessment of this question must resort to the analysis of the mutual realization, if the latter is phenomenology's access point to a systematically independent unconscious. Only in doing so can one potentially account for the differences of aversion and reluctance regarding the realization of preconscious motifs and the nature of resistance that fosters the radical concealment of the unconscious.

Endnotes

- 1 The author would like to thank Kylie Suarez for the final English proofreading of the article.
- 2 Although the given case report is grounded in real situations of a psychotherapeutic process, it is displayed in a slightly modified manner. This modification serves two purposes: first, to protect the anonymity of the client involved. Second, to condense the factual process into a transportable and comprehensible narrative.

References

- Bermúdez, Luis José. 2005. *The Philosophy of Psychology: A Contemporary Introduction*. London: Routledge.
- Bernet, Rudolf. 1996. »The Unconscious between Representation and Drive: Freud, Husserl and Schopenhauer.« In *The Truthful and the Good. Essays in Honor of Robert Sokolowski*, edited by

- John J. Drummond and James G. Hart, 81–96. Cham, Heidelberg, New York, Dordrecht, London: Springer.
- Bernet, Rudolf. 2003. »Unconscious Consciousness in Husserl and Freud.« In *The New Husserl. A Critical Reader*, edited by Donna Welton, 199–219. Indianapolis: Indiana University.
- Brentano, Franz. 1973. *Psychology from an Empirical Standpoint*. Translated by Antons C. Rancurello, D. B. Terrell and Lind L. McAlister. New York, London: Routledge.
- Brentano, Franz. 1995. *Descriptive Psychology*. Translated and edited by Benito Müller. New York, London: Routledge.
- Brudzinska, Jagna. 2006. »Die phänomenologische Erfahrung und die Frage nach dem Unbewussten. Überlegungen im Anschluss an Husserl und Freud.« In *Interdisziplinäre Perspektiven der Phänomenologie*, edited by Dieter Lohmar and Dirk Fonfara, 54–71. Cham, Heidelberg, New York, Dordrecht, London: Springer.
- Brudzinska, Jagna. 2019. *Bi-Valenz der Erfahrung: Assoziation, Imaginäres und Trieb in der Genesis der Subjektivität bei Husserl und Freud*. Cham, Heidelberg, New York, Dordrecht, London: Springer.
- Freud, Sigmund. 1953. The Interpretation of Dreams: Part II. In *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud. Volume V*. Translated by James Strachey. London: The Hogarth Press.
- Freud, Sigmund. 1957. »The Unconscious.« In *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud. Volume XIV*. Translated by James Strachey, 159–216. London: The Hogarth Press.
- Fuchs, Thomas. 2012. »Body Memory and the Unconscious.« In *Founding Psychoanalysis Phenomenologically: Phenomenological Theory of Subjectivity and the Psychoanalytic Experience*, edited by Dieter Lohmar and Jagna Brudzinska, 69–82. Cham, Heidelberg, New York, Dordrecht, London: Springer.
- Gallagher, Shaun, and Dan Zahavi. 2008. *The Phenomenological Mind: An Introduction to Philosophy of Mind and Cognitive Science*. London, New York: Routledge.
- Gallagher, Shaun. 2010. »Phenomenology and Non-reductionist Cognitive Science.« In *Handbook of Phenomenology and Cognitive Science*, edited by Shaun Gallagher and Daniel Schmicking, 21–34. Berlin: Springer Science + Business Media.
- Gardner, Sebastian. 1999. »The Unconscious.« In *The Cambridge Companion to Freud*, edited by Jerome Neu 136–160. Cambridge: University Press.
- Husserl, Edmund. 1977. *Phenomenological Psychology: Lectures, Summer Semester 1925*. Translated by John Scanlon. The Hague: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1982. *Ideas Pertaining to a Pure Phenomenology and to a Phenomenological Philosophy*. The Hague: Martinus Nijhoff.
- Husserl, Edmund. 1997. *Psychological and Transcendental Phenomenology and the Confrontation with Heidegger (1927): The Encyclopedia Britannica Article, The Amsterdam Lectures, »Phenomenology and Anthropology«*. Cham, Heidelberg, New York, Dordrecht, London: Springer.
- Kihlstrom, John F. 2015. »Dynamic versus Cognitive Unconscious.« In *The Encyclopedia of Clinical Psychology*, edited by Robin L. Cautin and Scott O. Lilienfeld. Hoboken, New Jersey: Wiley-Blackwell.
- Kozyreva, Anastasia. 2017. *Phenomenology of Affective Subjectivity: Analysis on the Pre-reflective Unity of Subjective Experience*. Heidelberg: Universitätsbibliothek.
- Kozyreva, Anastasia. 2018. »Non-representational approaches to the unconscious in the phenomenology of Husserl and Merleau-Ponty.« *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 17: 199–224.
- Lo Dico, Guiseppa. 2018. »Freud's psychoanalysis, contemporary cognitive/social psychology, and the case against introspection.« *Theory & Psychology* 28 (4): 510–527.

- Moran, Dermot. 2017. »Husserl's Layered Concept of the Human Person.« In *Unconsciousness between Phenomenology and Psychoanalysis*, edited by Dorothee Legrand and Dylan Trigg. Cham, Heidelberg, New York, Dordrecht, London: Springer.
- Sartre, Jean-Paul. 2021. *Being and Nothingness*. Translated by Richmond, S. New York City: Atria.
- Schwitzgebel, Eric. 2019. »Introspection.« In *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Retrieved from <https://plato.stanford.edu/entries/introspection/>, 12.10.2022.
- Searle, John R. 1992. *The Rediscovery of the Mind*. Cambridge, Massachusetts: MIT.
- Solms, Mark. 2016. »The Unconscious« in psychoanalysis and neuroscience: An integrated approach to the cognitive unconscious.« In *The Unconscious: A Bridge between Psychoanalysis and the Cognitive Neuroscience*, edited by Martianne Leuzinger-Bohleber, Simon Arnold und Mark Solms. London: Routledge.
- Solms, Mark. 2017. »What is the Unconscious« and Where is it Located in the Brain? A Neuropsychanalytic Perspective.« *Ann N Y Acad. Sci.* 1406 (1): 90–97.
- Stolorow, Robert D., and George E. Atwood. 2019. *The Power of Phenomenology: Psychoanalytic and Philosophical Perspectives*. London: Routledge.
- Varela, Francisco, and Jonathan Shear. 1999. »The View from Within: First-person Approaches to the Study of Consciousness.« *Journal of Consciousness Studies* 6, Nr. 2–3.
- Wertz, Frederick J. 1986. »Perception in Taboo Situation. In *Qualitative Research in Psychology*.« In *Proceedings of the International Association for Qualitative Research in Social Science*, edited by Peter B. Ashworth, Amedeo Giorgi and Andre J. J. de Koning. Pittsburgh, PA: Duquesne University.

The Author

Bernhard Geißler, BA, MA, is university researcher and lecturer at the University of Graz (Institute for Philosophy) and working as a psychotherapist in his own practice. His main areas of work are phenomenology, depth psychology and theoretical psychology.

Contact: Bernhard Geißler, Universität Graz, Institut für Philosophie, Heinrichstraße 26, 8010 Graz, Österreich

Subjectivity as Critique

Methodological Collectivism in Phenomenology and Critical Psychology

Sofie Boldsen & Niklas A. Chimirri

Journal für Psychologie, 31(1), 194–220

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-194>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Summary

Recently, the notion of critical phenomenology has gained momentum in philosophical scholarship. Yet, in psychological research, phenomenology's critical resources remain underdeveloped. In this article, we investigate the critical potential of phenomenological psychology by exploring how phenomenology has been an overlooked source of inspiration for the development of critical psychology. We argue that the phenomenological emphasis on the interrelatedness of subjectivity, intersubjectivity, and lifeworld enables a little acknowledged critical reflection on the role of societal-historical development in shaping subjective experience. Retracing the notion of *Je-Meinigkeit* through Klaus Holzkamp's »phenomenological turn,« we find a basis for considering the dialogical processes of qualitative inquiry and recognizing phenomenology as a collective methodology. Finally, we develop these points in an empirical context by discussing two research projects that actualize the critical potential of phenomenology through collective research processes with young children and autistic persons respectively, each of whom remain marginalized in processes of knowledge production and societal development.

Keywords: phenomenological psychology, critical psychology, qualitative methods, critical phenomenology, autism, early childhood

Zusammenfassung

Subjektivität als Kritik

Kollektive Methodologie in Phänomenologie und Kritischer Psychologie

Der Begriff der Kritischen Phänomenologie wird in philosophischen Debatten derzeit verstärkt diskutiert. In der psychologischen Forschung verbleibt der kritische Impetus der Phänomenologie jedoch wenig beachtet. Der vorliegende Artikel untersucht daher kritische Potenziale der phänomenologischen Psychologie mithilfe der subjektwissenschaftlichen Kri-

tischen Psychologie, welche die Phänomenologie als wichtige Inspirationsquelle heranzieht. Insbesondere das Insistieren auf den inneren Zusammenhang von Subjektivität, Intersubjektivität und Lebenswelt ebnet unseres Erachtens den Weg für eine selten hervorgehobene, gemeinsame kritische Reflexion der gesellschaftlich-historischen Zusammenhänge, welche konstitutiv für subjektive Erfahrungen sind. Der Modus der Je-Meinigkeit, dem wir uns durch Klaus Holzkamps Studium phänomenologischer Philosophen annähern, unterstreicht, wie letztere eine notwendigerweise kollektive Methodologie zur Erforschung von Subjektivität im Dialog einfordern. Dies veranschaulichen wir empirisch anhand zweier sozialpsychologischer Forschungsprojekte, welche die kritischen Potenziale der Phänomenologie nutzen, um die Erforschung von gemeinsam gelebter Welt zusammen mit ansonsten in der Wissensproduktion und der gesellschaftlichen Entwicklung marginalisierten Gruppen zu ermöglichen: Kleinkinder und Autisten.

Schlüsselwörter: phänomenologische Psychologie, Kritische Psychologie, qualitative Methoden, kritische Phänomenologie, Autismus, Kleinkindforschung

Introduction

What is the critical potential of a phenomenological approach to psychology? How can it, for instance, question established systems of normality and work toward the creation of better life conditions of groups that only have marginal influence on societal-historical development? We pose these questions since in the psychological and social sciences, phenomenology has been disregarded as an emblem of uncritical thinking, a theory of the status quo indifferent to historical, social, and political issues of the times (Horkheimer 1972; Adorno 2013). According to critical practice psychologist Morten Nissen (2012), phenomenology falls prey to *methodological individualism* by dichotomizing the study of subjective experience from the societal, social, and ideological structures in which it is inextricably embedded, and importantly: from collective action and societal change.

In this article, we will investigate the critical potential of empirical phenomenological research and reflect on how critical thinking already lies at the heart of phenomenological methodology, as formulated by the late Husserl and Merleau-Ponty. Recently, the notion of »critical phenomenology« has gained momentum in philosophical scholarship (Weiss, Murphy and Salamon 2020; Zahavi and Loidolt 2022). However, in psychological research, phenomenology's critical resources remain underdeveloped. Ours is a first attempt at filling this gap by investigating a somewhat marginal aspect of phenomenology's reception history, namely how it has been an overlooked source of inspiration for the development of critical psychology in the German-Scan-

dinavian, subject-scientific tradition. We are aware of the differences between these traditions of thought, but we think that there is an untapped potential in engaging them in renewed conversation with each other. The founder of phenomenology, Edmund Husserl, was concerned with developing an ultimate theory of knowledge, a »first philosophy,« while the central figure of critical psychology, Klaus Holzkamp, sought to reformulate psychology as a societally relevant discipline based on dialectical-historical materialism. Thus, the two traditions may seem an odd couple. Yet, both have as their core a substantial critique of the widespread distinction between subject and object in philosophy and psychology respectively, and they share the fundamental insight that scientific inquiry must be conducted from the standpoint of the experiencing subject (Schraube 2013). As we shall argue, this recognition of subjectivity at the heart of scientific inquiry calls for a methodology with a scientifically and societally critical scope. We suggest that the critical psychological adoption of a phenomenological approach to scientific inquiry significantly deepened its critical resources, and that furthering the dialogue between the two traditions in the context of empirical research methodology may develop each's ability to address the social and societal issues of our times.

Each of our empirical work with a phenomenologically grounded psychology tells a different story, where phenomenology's ontological and epistemological premises invite for what we, in response to Nissen's above mentioned criticism, would term *methodological collectivism*: opening an exploration of subjectivities together with people whose experience and knowledge of the world is seldomly consulted in the structuring of society. One of us has collaborated with young children for over a decade to mediate their daily experiences and actions in relation to technology and living environments from a subject-scientific, critical-psychological point of departure. The other has drawn on the phenomenologies of Edmund Husserl and Maurice Merleau-Ponty to develop a better understanding of social problems in autism through the study of autistic experiences of social interaction, thus redefining how we understand the autism spectrum from the perspectives of autistic persons.

Both these socially more or less clearly defined groups, young children and autistic persons, have in common that their perspectives remain marginally consulted in the understanding of the issues they encounter in their everyday lives, much less made part in the social and political development of the society in which they live their lives. As it seems, their experiences and actions, perspectives and knowledge, make them appear less valuable as interlocutors and co-arrangers of collective practices: They are evidently considered less important to learn from and collaborate with when it comes to understanding and organizing social and societal life. This does not mean that they are never consulted, heard, or seen within the processes of arranging these structures. However, they are not systematically made part of setting the agenda of processes that affect the quality of their respective everyday lives, including their social and societal relation-

ships to others. What we came to identify as a common problematic connecting both our empirical fields of research, as well as our different entry points into phenomenological theorizing, is that our research participants, our co-producers of knowledge, are seldomly acknowledged as *co-equal centers of intentionality* in their daily interactions with others, despite their existentially invaluable contributions to social and societal life.¹

Both phenomenology and critical psychology offer methodologies that precisely acknowledge research participants as co-equal centers of intentionality, irrespective of their societal positioning. This and other commonalities between each tradition of thought, especially the methodological implications of their respective ontological and epistemological considerations, are by no means arbitrary: Holzkamp was not only inspired by Soviet cultural-historical psychology in his reformulation of a general psychological theory, but also by reading Merleau-Ponty, Husserl, in more detail the German phenomenological psychologist Carl Friedrich Graumann, and presumably (but never explicitly acknowledged) Martin Heidegger. We historically retrace some of these points of connection between both psychological paradigms, inspired mainly by a text written by Jürgen Hilbers in 2008, who proposes the concept of *Je-Meinigkeit*, *first-person givenness*, or *mineness* as a key feature of phenomenological approaches to subjectivity, as well as of Holzkamp's critical psychological project.

As we shall argue, the concept of *Je-Meinigkeit* accentuates the social and collective dimension of the first-person perspective. In contrast to common readings of phenomenological research as beginning and ending with subjective experience, *Je-Meinigkeit* emphasizes the particular, the historical, and the contextual nature of subjectivity. Thus, it adumbrates a renewed critical potential in psychological research and resists standard iterations of naïve and individualist tendencies in phenomenology. However, it must be further nuanced that *Je-Meinigkeit* is the ontological entry point to a study of how a collective >we< can methodologically create knowledge together, and thereby act toward societal change, and cannot be understood as »Selbstzweck,« as an end in itself.

We will suggest that the critical impetus in critical psychology profits in crucial ways from phenomenology's approach to subjectivity and experience, although the critique in critical psychology and the orientation toward subjectivity in phenomenology have often been juxtaposed. We also suggest that subject-scientific critical psychology may gain from explicitly highlighting how social processes of self-understanding must be able to systematically include the researcher's own *Je-Meinigkeit*. Conversely, the critical psychological emphasis on the collectivity of the subject can push phenomenological psychological research in realizing its own societal and critical promise. First, however, we will follow and describe the reception of phenomenology in Holzkamp's work in order to discuss the critical implications of phenomenology's methodological focus on experience and subjectivity.

From Psychologism to the Fundamental Situatedness of the Subject

In 1984, Holzkamp published a paper entitled »Kritische Psychologie und phänomenologische Psychologie. Der Weg der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft« (Holzkamp 1984) in which he acknowledges the contribution of phenomenology to the development of critical psychology. In this text, Holzkamp comments on Graumann's presentation at the 1984 Marburg Congress (Graumann 1984) discussing the (in)compatibility between phenomenological analysis and experimental methods in psychology. Holzkamp is concerned primarily with Graumann's description of phenomenology as a form of »structural analysis,« that is, the phenomenological articulation of the relatedness of the subject to the world through the analysis of the immediately given lifeworld. As Charles Tolman rightly points out, since Holzkamp's discussion centers so heavily on the work of Graumann, Holzkamp's points can only be extended to the broader movement of phenomenology insofar as Graumann's analyses are representative of the phenomenological project (Tolman 1994, 146).

As Hilbers (2008) emphasizes in his reading of this exchange, Holzkamp accepts the idea of the first-person experience as the ontological *sine qua non*. But he is concerned about how this philosophical insight could translate on an empirical level into everyday societal action. Tolman (1994) similarly points out that Holzkamp accepts and embraces phenomenology as a basic science within the framework of critical psychology but remains concerned with its ability to account for the historical and societal production of subjectivity. Holzkamp's interest in developing the phenomenological understanding of subjectivity in a more societal and historical direction is evident from a passage in Holzkamp's writings, in which he comments on Husserl's early phenomenological ideas, as expressed in *Logische Untersuchungen* (Husserl 1900-01/2001). Here, Holzkamp explicitly draws on Husserl's famous criticism of psychologism to arrive at a parallel criticism of »traditional psychology« as a world-less enterprise unable to recognize the societal and historical formation of the structures in which each individual subject is embedded. In his unfinished manuscript on the notion of »conduct of life,« Holzkamp writes:

»When one generalizes what has been said here about logical structures and applies it to societally produced structures, the decisive reason for the worldlessness of a psychological psychology (under the dictate of the standard design) becomes obvious: traditional psychology (in its mainstream) denies the difference between individual operations of thinking and the societal-historical formation of structures as well as their discrete form of existence; for this reason it cannot recognize the >world< as a socio-historically developed >structure< in its own right either« (Holzkamp 2013, 263; see also Schraube 2013).

Just like psychologism in logics and mathematics severs truth from the world, so does psychologism in the field of psychology strip subjectivity of the societal-historical structures that condition human life. As is well known, Holzkamp rejects the idea that nomothetic positivist psychology is or should be the basic science of psychology. But to understand why Holzkamp pairs Husserl's critique of psychologism with his own interest in exploring the co-constitution between subjectivity and society, we need to take a closer look at the understanding of phenomenology that Holzkamp draws into his own work.

Here, we return to Graumann's discussion of phenomenology as an analysis of the fundamental structures of the lifeworld. In response to misconceptions of phenomenology as subjectivistic and antiscientific, Graumann sets out to explicate the axiomatic thesis of intentionality as a fundamental relationality between subjectivity and world and discusses its methodological implications for the study of psychology. As the fundamental unit of analysis in phenomenology, Graumann highlights the intentional interrelatedness between person and environment and the fundamental task of phenomenology, correlatively, as a structural analysis of *situations* (Graumann 1988, 38). Such analysis presupposes *persons* as always related to an environment, and environments as the meaningful correlates of the persons, groups, or classes whose environments they are (Graumann 1988, 36). Thus, the person is regarded as situated in a strong sense, since the basic feature of consciousness is its intentional directedness toward and engagement in a concrete milieu. As Graumann emphasizes, the relation between person and world takes the form of reciprocity or bidirectionality:

»I started by calling the intentional person-environment relationship an interaction, thus deviating from traditional phenomenological phraseology. This expression calls for elaboration, because intentionality can only be assigned to human (and animal) consciousness and behaviour and not to the objects in our environment. Nevertheless, things act upon us in >pure contingency<: the stalled car stops us in our hurry to reach a destination, the knife cuts into my finger, a member of the family falls ill and dies. We are (intentionally) concerned in anger, pain and sorrow about what happens to us« (Graumann 1988, 37).

As Graumann emphasizes, this description deviates from the typical phenomenological psychological understanding of the constitutive function of consciousness. Graumann's emphasis on phenomenological analysis as a form of situational analysis acknowledges and brings out this constitutive performance of the world on an empirical and methodological level, thus reverberating with Husserl's mature phenomenology. Indeed, it was Husserl's idea that the transcendental subject is itself situated bodily, socially, and historically that led him to develop the concept of the lifeworld in his late writings (Husserl 1970). Graumann's phenomenological psychology follows

this basic intuition by delineating the *situation* as the basic unit of phenomenological analysis.

Building on the concept of lifeworld, Graumann outlines how a structural analysis of the person-world relationality must start with the *bodily nature* of the subject, the *materiality and spatiality* of the »intentional environment,« the *temporality* of experience, its entanglement in *history*, and the *sociality* and *communality* of subjective life (Graumann 1988, 39–40). As Graumann emphasizes, these structural features of the lifeworld are entwined in their function as concrete conditions of our experience and possibility for action in any concrete situation. Here, he paraphrases Merleau-Ponty's *Structure of Behavior* (Merleau-Ponty 1967, 176):

»What Merleau-Ponty (1967) in his phenomenological structural analysis of behaviour calls the >dialectics< of the >human order< is characterised through this interplay of the mutually determining structural elements, mainly, however, through the capacity, founded in the horizontal structure of situations, to >negate and transcend< all forms of social and cultural structures, which – once they have been created – tend to limit and, to confine us« (Graumann 1988 40–41).

For Graumann, it is essentially the horizontal structure of the experience of the lifeworld and corresponding openness of the intentional environment as a field of possibilities that constitute human freedom in relation to the »limiting and confining« social and cultural structures. These considerations of the relation between necessity and freedom did not sit well with Holzkamp, who, quoting Karl Marx, emphasized that »freedom as insight into necessity is not simply >given< but is rather a >task to be accomplished<« (Holzkamp 1984, 25, translation in Tolman 1994). According to Holzkamp, Graumann and the phenomenologists identified necessity as a structure of subjectivity in place of a proper theory of society and history.

Despite this discontent with Graumann's way of formulating the relation between experiential and societal structures, the dialogue between Graumann and Holzkamp on these matters enables a better understanding of why Holzkamp – as we discussed earlier – used Husserl's critique of psychologism to situate his own critique of >mainstream psychology< and approach to the societal and historical structures of subjectivity. Based on the discussions above, one plausible answer is that Husserl's criticism of psychologism does not merely target the psychologization of logics, truth, and epistemology, but already prepares for a critique of the psychologization of the lifeworld, a critique of subjectivism in a broader sense, and an anticipation of the role of society and history in phenomenological analysis. In fact, Husserl's critique of psychologism culminated in a critique of psychology itself based on its inherited and taken-for-granted naturalism in his seminal work *Crisis of The European Sciences and Transcendental Phenomenology*

(1970). Based on a teleological-historical reflection (Husserl 1970, 18) on the naïve inheritance of the >facts< of science, Husserl proposes a new mode of phenomenological thinking: one that sets the stage for phenomenological analysis as a critical historical practice.

Through analyses of geometry, physics, mathematics, psychology, and the human sciences, Husserl approaches a concept of the *lifeworld*, of the taken-for-granted character of the experienced world, as a historical, social, and societal structure (Husserl 1970, 115). Regarding our present purposes of fleshing out a renewed critical methodological potential in psychological research found in the intersection between phenomenology and subject-scientific critical psychology, we shall continue by exploring further the phenomenological notion of the lifeworld and its relation to the critical psychological rehabilitation of the standpoint of the subject through the concept of Je-Meinigkeit.

Je-Meinigkeit and the Intersubjective Character of the Self-World Relation

In his 2008 article on the relationship between phenomenology and (critical) psychology, foremost between Graumann's reading of Husserl and Holzkamp's reading of Graumann, Hilbers (2008, 139ff.) also underlines the reciprocal process of constitution implied in the concept of intentionality as pointing to the necessarily *intersubjective* character of the self-world relation. Yet, this intersubjectivity can be experienced very differently, as it is exclusively each one's own situated experiencing of this *conditio sine qua non* that the subject can relate to and act on. Experience is characterized by *Je-Meinigkeit*, meaning each-my subjective experiencing.

While Holzkamp did not explicitly acknowledge the Heideggerian origins of the concept of Je-Meinigkeit, it is useful to return to its inception in *Being and Time* (2001) for the purposes of introduction. Here, Je-Meinigkeit is a concept that largely replaces the previous use of the temporal character of Dasein, termed *Jeweiligkeit*, often translated to *awhileness*. A fundamental characteristic of Dasein is thus that it is in each case *this* Dasein existing at *this* particular time; it is a historically situated being. In relation to *Jeweiligkeit*, Je-Meinigkeit emphasizes the *mineness* of this temporally particular existence:

»That be-ing which is an issue for this entity in its very be-ing, is in each case mine. Thus Dasein is never to be taken ontologically as an instance or special case of a genus of entities as things that are extant and on hand... Because Dasein has in each case mineness [Jemeinigkeit], one must always use a personal pronoun when one addresses it: >I am<, >you are<< (Heidegger 2001, 67–68).

Theodore Kisiel relates this emphasis on the particularity and concreteness of each one's personal situated existence to Heidegger's concepts of »mineness« (Je-meinigkeit), »yours-ness« (Je-deinigkeit) and »ours-ness« (Je-unsrigkeit), is ultimately aimed at configuring the sphere of ownness as an event or process in which »the I, you, and we come together and in each instantiation become themselves« (Kisiel 2021).

Hilbers meanwhile argues that the particularity and context-sensitivity of Je-Meinigkeit is also pivotal to Holzkamp's work, in that it points to the fundamental sociality of the individual subject's perspective on the world. However, from this critical-psychological perspective, the intersubjective constitution of subjective experience is not a necessity but *a task to be accomplished by recognizing one another as co-equal centers of intentionality*, and origins of one another's agency (Schraube 2013). The prerequisite somewhat paradoxically lies in acknowledging other subjects as being ontologically just as first-person given as we experience each ourselves to be. Situating one's own perception, experience, and action in a first-person givenness, which is unavoidably each-mine and yet also of others, rendered possible by others, becomes key to (temporarily) transcend one's standpoint and perceive oneself as being someone who can potentially act in multiple ways. Hilbers adds the premise >je< or >each< when citing Holzkamp on this note:

»Experience relates to a reality independent of [each-]me to the extent that it is accessible to [each-]me from [each-]my standpoint and perspective. Reality being always more than what I have already perceived of it or acted on, [each-]my experience of world and self is structured as a horizon of possibilities open to all sides. As perceiver and agent, I am thereby always confronted with reality as expression of situational scopes of possibilities. Thus, intentionality is a relation of potentiality to the world and to [each-]myself, in which the dimensions and scale of [each-]my action alternatives are delimited by the situational scope of possibilities, but [each-]my >relating-to< this scope implies having action alternatives. It is in this sense that I am >free<« (Holzkamp 1984, 8; brackets added by Hilbers 2008, 142; own translation).

By adding the >je< or >each<, Hilbers underlines both the relativity and the collectivity of the first-person givenness. Je-Meinigkeit thus fundamentally acknowledges the other subject's mineness by decentering each-my own mineness. Yet, as mentioned, this acknowledgment of each other's mineness remains a task to be accomplished, in word and in deed, to open up for the necessarily situated freedom that Holzkamp argues for and seeks to collectively accomplish by means of a dialogical exchange of perspectives on commonly experienced, problematic conditions of reality. Thus, a collective methodology is proposed that conveys (and ideally makes it possible to embody) the relevance of the ontology and epistemology of Je-Meinigkeit.

Holzkamp has argued for the necessity of such an exchange already in his first monograph after his turn to critical psychology in the wake of the 1968 student protests and criticisms of psychology as control science (e. g., Schraube 2015), entitled *Sinnliche Erkenntnis: Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung* (Holzkamp 1973). While Ute Osterkamp and Ernst Schraube (2013) suggest the translation »Sensory Knowledge: Historical Origin and Societal Function of Perception,« the first part could be more poignantly translated as >sensuous knowledge.< In the spirit of Karl Marx' *Theses on Feuerbach*, this term couples knowledge creation less to the physiological understanding of the body's sensory and motoric apparatus (understood in a physicalistic sense), and rather to the diverse perceptual modalities of this experiential process. Irrespectively, Merleau-Ponty's *Phenomenology of Perception* (2012) was a central source of inspiration for Holzkamp's arguments, in particular for underlining the inevitable and immediate *corporeality* of knowledge creation, but also of its situated limitedness, in that it always remains partial and particular. Holzkamp (1973) writes: »The body that I experience and can dispose over as >my body< is basically immersed in an environment of bare corporeal materiality, which occludes itself to my perceptual enlightenment and access« (299; own translation). But not only the body remains partially ungraspable in its apparent immediacy: Any object of perception can only be more intentionally related-to from the perceiver's situated, materially limited position, or to be more precise: so it appears! To break with this more immediate reliance on appearance, and to experience intentionality and thus subjectivity beyond one's directly accessible, corporeal-material, and partial relatedness to the world, Holzkamp suggests each-my perceived meanings must be brought into a critical and self-critical dialogue with others' perceived meanings, to create knowledge of more general relevance. It is this process of coming to acknowledge each other's intentionality and agency by recognizing the historical and societal mediateness of each our being and experiencing that Holzkamp in the 1980s came to term >soziale Selbstverständigung< (Holzkamp 2013, translated as >social self-understanding< in the collection of Holzkamp texts edited by Schraube and Osterkamp 2013). Holzkamp describes this as a dialogic process about how (problematic) conditions are experienced and articulated in everyday life, based on a meta-subjective (ergo more collective) mode of understanding. The aim of this methodological approach is the development of a more inclusive conceptual language from within everyday life that allows for purposeful practical fellow action on the shared conditions, grounded in the fundamental insight that intersubjectivity is primordial. In this process,

»intersubjectivity itself is made into the object of structural reflections. [...] The decisive criterion is thereby the reflection upon the *reversibility of standpoints* within a scene of life conduct. [...] [T]here is no privileged centre of structuring; neither the >earth<, as in the

Ptolemaic universe, nor my own standpoint (even as >researcher<) within a scene of life conduct. [...] This would be the standpoint of *multiple reciprocity* of all standpoints involved in a specific scene: each person does not only have equivalent relations to the others within the scene of life conduct but, moreover, these relations are essentially qualified by the fact that they imply (within the intersubjective mode of relationship) the other's relations to me as equiprimordial. I, as a subject, experience you as a subject, who experiences me as a subject« (Holzkamp 2013, 235–236; italics in original).

In this context, adopting the discursive mode of Je-Meinigkeit in the methodology of >soziale Selbstverständigung< concretizes and situates first-person givenness in terms of each person's temporal and historical particularity: each subject's unique take on reality is indispensable to work toward an understanding of more general or collective value. In a sense, this is also what Husserl wanted to achieve with his famous concept of the lifeworld (Luft 2005). In our reading, the historical and communal structure of the lifeworld in Husserl's thinking invites a renewed critical potential in phenomenological psychology, one which was further developed by Holzkamp in his recognition of the implications of the concept of Je-Meinigkeit for social action. In the following, we will present some features of Husserl's concept of lifeworld as a platform for discussing on a methodological level the role of the first-person perspective in psychological research and its implications for societal critique and social action.

The Historical Structure of the Lifeworld

Husserl's complex and ambiguous notion of the lifeworld is presented in the context of a historical analysis of the progression of the European sciences and philosophy. However, what he is interested in is not »factual history« but what he terms »inner history« (Husserl 1970, 378), that is, a reflection on how meaning has become instituted, sedimented, and forgotten while reproduced through tradition. As such, Husserl's agenda is both a *historical critique* and a *critique of history*.

In his introduction to Husserl's concept of the lifeworld, David Carr emphasizes that Husserl has attempted to unite numerous and sometimes contradictory senses of the pre-scientific world from which modern science is an abstraction and an interpretation (Carr 1970). Initially, Husserl describes the lifeworld as the >world of sense experience,< the >intuitively given surrounding world,< and the >meaning fundament< of natural science. As Husserl argues, this intuitively given world of experience is the source of any idea of objectivity. Such understanding would seem to leave the life-world itself untouched by history as the ultimate and a priori ground of experience and meaning. However, Husserl soon introduces a different meaning of the lifeworld connected

to culture, tradition, and history, and, as such, the lifeworld would seem a somewhat particular and relative phenomenon. In this version of the life-world, the sedimentations of meaning through the history of science and philosophy »flow into« the life-world, »adding themselves as such to its own composition« (Husserl 1970, 113, 131). One way of interpreting this apparent contradiction in Husserl's concept of lifeworld is that the immediately given meaning often attributed to the lifeworld is already deeply infused with a historically and socially sedimented sense of the world (Dorfman 2009; Merleau-Ponty 2002). The »natural attitude,« the taken-for-granted-ness of our everyday surrounding world, is already layered with inherited meaning. In other words, our most basic experience and understanding of the world is already historical, social, and societal.

Despite the theoretical, philosophical, and methodological differences between phenomenology and critical psychology, the recognition that our most personal way of encountering and experiencing the everyday world is already social and historical is an important and overlooked common ground and potential for dialogue between the two traditions. Moreover, in *Krisis*, Husserl again and again speaks of the historical and phenomenological reflection as a form of critique. The methodological concepts of *Besinnung* (reflection) and *Rückbesinnung* (backwards reflection) are meant to explore, critically assess, and ultimately revise our practices through penetrating the »layers of sedimented meanings, values, norms, commitments, and goals [...] that condition our experience of the lifeworld as well as our own theoretical work« (Aldea 2022, 57). Granted, such philosophical endeavor could also be thought of as a form of armchair social science. In this context, Julia Jansen emphasizes that a critical phenomenology requires interdisciplinary collaboration with the human- and social sciences (Jansen 2022). This is exactly what we will propose. For a critical, socially, and societally engaged phenomenology to be set in motion, it requires alternative resources than what can be found in the classical phenomenological works. In the following, we will present two empirical psychological research projects (in particular, see Boldsen 2022a and Chimirri 2019a) that each realize such critical potential through concrete research strategies. We will focus on the critical potential of using subjective experience as the ontological and methodological starting point for a more collective psychological inquiry, and, following the basic intuitions of Holzkamp and Husserl, we will discuss how such a starting point enables societal critique and social action. To better include and clarify the researchers' own contributions to the research process and empirical analyses, we now switch to the discursive mode of *Je-Meinigkeit*. In this way, we aim to explicate and highlight the authors' particular roles in co-creating knowledge with the research participants, i. e., autistic persons and young children respectively; knowledge that is collectively relevant and extends beyond the researcher's own scientific interest.

Reconceptualizing Autistic Intersubjectivity: Phenomenology en Route to Epistemic Enablement

Autism is commonly understood as a neurodevelopmental disorder characterized by pervasive difficulties with social interaction and the presentation of rigid and repetitive patterns of behavior (American Psychiatric Association 2013; World Health Organization 2018). Much mainstream research explains these manifold features with reference to cognitive dysfunctions, such as theory of mind deficits (Baron-Cohen 2001; Tager-Flusberg 2007). This idea of social-cognitive dysfunction has unfortunately been connected with a broader tendency to epistemologically neglect and exclude autistic experiences from processes of knowledge production (see Milton 2015; McGeer 2005). In this brief narrative of a research project involving a psychological researcher and a group of autistic adolescents and young adults, I (Boldsen) will focus on the possibility of phenomenological methodology to counteract this tendency to bypass autistic voices in the development of knowledge of autism.

Following classical sources in phenomenological psychology (Giorgi 2009) and the micro-phenomenological interview technique (Petitmengin 2006), the aim of the study was to investigate the phenomenological structures characterizing social experience and connectedness in autism. In the context of autism research, I understand the phenomenological method to be, at its heart, a practice of reimagining the social world from an autistic perspective and according to an autistic norm of experiencing. Thus, I took as the basis of my methodology a critical practice of trying to understand autism from the perspective of a marginalized form of experience with the aim of developing a more general and collectively meaningful understanding of intersubjectivity. This understanding may diverge somewhat from typical descriptions of the aim of phenomenological research methods to describe »the essential or invariant meaning and structure of the experience« (Churchill and Wertz 2015, 283). In the following, I will thus stretch what many would associate strictly with phenomenological research by thinking actively about its societal and critical undercurrents and discuss the methodological preconditions for such an approach.

Reciprocation as a Phenomenological Tool: Tackling the Problem of Epistemic Injustice

As part of the study, I participated for eighteen months in two social youth groups aimed at facilitating friendships between autistic adolescents and young adults. I was introduced to the autism groups as a psychology researcher doing a project on autistic experiences of »being social,« hoping to learn something from autistic persons' own

perspectives on being autistic. In this way, I hoped to position myself as an »ally,« defined in the autism and disability rights community as »a person with privilege on a particular axis who makes a conscious choice to work against oppression on that axis« (Kassiane S. 2012). While the aim of the project initially was to elucidate the structures of autistic social experience through data collected through phenomenological interviews, the process of fieldwork in the autism groups revealed the importance of establishing relationality and connectedness with autistic persons to make such a phenomenological exploration possible. Due to stressful and sometimes traumatic experiences with treatment and testing, autistic persons in their adolescence and adult life often come to distrust psychologists and the possibility of evaluation and psychological assessment. In addition, face-to-face encounters are often experienced as overwhelming, stressful, and unsafe, and it can take time to gain a sense of comfort with others. A phenomenological interview is a demanding communicative task and an intense social encounter that requires the interviewer to lean into the other's way of expressing themselves and to flexibly meet the interviewee's communicative and interactive style (see Englander 2020 for a related discussion of the role of empathy in phenomenological interviewing). Thus, it is crucial for the phenomenological researcher to actively *connect* and *relate* to, and importantly, *reciprocate* with the research participants. In the study of autistic intersubjectivity, the goal of fieldwork in the autism groups was not to merely establish the rapport necessary for informants to open up or to ensure *access* to research participants (Schout, de Jong, and Zeelen 2010). Rather, interacting with the participants was a way for me to become familiar with the practices, traditions, and overall social style of the group in order to reciprocate and respect autistic forms of interaction both in and outside of formal interview situations. Some participants did not feel comfortable with eye contact, some took significantly longer response times and others expressed themselves atypically and followed different interactional dynamics – all of which needed to be accommodated in the communicative encounter (Boldsen 2022c).

Crucially, such accommodation and adjustment of data collection to suit autistic needs is not a matter of creating optimal conditions for exploring autistic experiences as >objects of study.< Rather, my attempt to immerse myself in and respect the particularity and validity of autistic social practices and styles was, in an important sense, part of the phenomenological research process as I tried to practice on a concrete level the ambition of de-centering and bracketing my own perspective to explore another's. In this sense, the phenomenological researcher takes the position of a participant observer (Englander 2020). This highlights the crucial interdependence between second-person engagement in autistic communities and the possibility of exploring subjective and intersubjective experience in autism, and further, that any phenomenological-psychological investigation of subjective experience always presupposes second-person engagement.

As a phenomenological researcher in a field such as autism studies, one often encounters the same caveat in different versions – namely, that it is difficult to conduct good qualitative research with autistic persons as they are arguably less able to reflect on and express their personal experiences and less aware of or have a lack of insight into their own condition. The consequence of such caveats is the widespread neglect and devaluation of autistic persons as knowers and epistemic agents capable of understanding their own experiences and perspectives (Catala, Faucher and Poirier 2021; Barunčić 2019; Chapman and Carel 2022). This form of injustice relating to a person's capacity as a knower has been defined by Miranda Fricker (2007) as *epistemic injustice*. Epistemic injustice takes two overall forms: *testimonial injustice*, where a speaker's credibility is devalued due to prejudice and bias toward a social group (e. g., gender, race, or disability), and *hermeneutical injustice*, where a speaker's interpretations are disadvantaged and deemed less intelligible due to a gap between the person's experience and a lack of collective interpretative framework for understanding and validating such experiences.

According to Chapman and Botha (2022), autistic persons are victims of epistemic injustices by being constructed as lacking epistemic authority and as unreliable interpreters of their own experiences. Particularly relevant here is the poignant gap between 1st and 3rd person accounts of the nature and character of autistic sociability, or lack thereof (Catala, Faucher and Poirier 2021; Boldsen 2022b). This discrepancy manifests through the stark contrast between the common discourse in autism that autistic persons are withdrawn from the social world and disinterested in social relationships and the desire to fit in with and relate socially and intimately to other persons expressed by many autistic persons. As one of my research participants described it,

»I also need physical contact. The worst thing is when people are scared to shake your hand and give you a hug because they think you won't like it, and it is so hard to ask for it. I need to feel another living person close to me – to feel that I am also alive« (Boldsen 2022a).

Perhaps the idea that autistic persons are inherently socially withdrawn, disinterested, or impaired stems from a poverty of research taking autistic approaches to social relatedness seriously. Here, phenomenological approaches to empirical research are significant resources through their ambition to reimagine the social world through the lens of autistic experiencing.

Describing the Structural Conditions of Autistic Intersubjectivity

In the following, I will briefly delve into some of the possibilities for understanding autistic intersubjectivity that emerged through the research process described above.

Graumann's idea of phenomenological psychology as a structural analysis of situations emphasized how structural features of the life-world form concrete conditions of subjective experience and action in the form of embodiment, materiality, spatiality, temporality, and the sociality of the subject-world relation. How to view autistic social experiences and practices within such a phenomenological framework? In the present study, the experiences described by the participants in the autism groups bore witness to the profound influence of sensory differences on the ability to interact fluently with others as well as the encounter with non-autistic social norms (Boldsen 2022b, 2022c). Following Graumann, a crucial part of a critical phenomenological methodology consists in the active tracing of how such conditions of experience are limiting and confining for autistic persons in their social and societal life. For example, how is the deep sense of disconnection from others often reported by autistic persons related to how we design societal spaces and the ingrained and historical and cultural sedimentation of social norms? One autistic young woman described how eye contact instituted a profound unsettlement in her:

»It's very overwhelming. [...] It feels like they can see more. Like, they see me, and I see them, and then I feel insecure about how they see me. Like, how they look back. [...] I'm looking at them, and I can see that they are observing me, and that makes me insecure because there is something that I feel like I'm not seeing or something that I do not really know how to, like, see. [...] It's like there is a link missing between my perspective and how others experience it. I'm missing a bridge between the two. There is just a gap. [...] There is a bridge between me and the other person, and I think they can cross that bridge, but I cannot do it because there is a gap that does not exist for them« (Boldsen 2022c, 7).

This sense of insecurity of the other's gaze and perspective has usually been explained with an impaired ability to empathize with and understand others' feelings and beliefs. However, what this woman describes is rather a deep-seated feeling of lack of reciprocity, relationality, and connectedness with others. Social experience in autism is strongly impacted by sensorimotor differences that tend to disrupt the sense of presence and closeness to others in social settings that are often sensorially overwhelming (e.g., background chatter, bright lights, or social touch such as handshakes or hugs). What the participants relayed to me was thus not an impaired ability to socialize as such but rather a profound sense of estrangement from others related to the insecurity of trying to meet the norms and demands of social situations while having to endure the sensory and psychological stress of trying to fit in (see Hull et al. 2017 for further discussion).

From a phenomenological perspective, the feeling of estrangement from the social world experienced by autistic persons becomes a structural feature of the autistic life-

world and a pervasive condition of experience that colors how the world and others can be sensed, felt, and interacted with. As such, a phenomenological analysis of autistic experiences does not only lead us back to the structures of autistic subjectivity but also to its normative, bodily, material, social, and historical conditions. And importantly, to how such conditions constrain autistic persons' action possibilities in a shared world.

Knowledge of Autism or Autistic Knowledge?

In my work with autistic youth, I learned that autistic social experiences not only refer to a certain form of experiencing that we can term autistic but also to the sometimes conflictual encounter between manifold ways of navigating the social world. Exploring the structures of experience, whether it be autistic or non-autistic varieties, relies on the central task of understanding and relating to each other despite differences in ways of experiencing and interacting with the world. This is an important part of how we have laid out the notion of *Je-Meinigkeit* and the fundamental sociality of the subject across the fields of critical psychology and phenomenology. On a practical level, recognizing the other as a co-equal center of intentionality implies a demand on the researcher to move closer to the participants' style of being and communicating to enable the other's possibility of action, interaction, and expression.

This feature of phenomenological methodology provides a crucial means to include marginalized and disabled voices and perspectives in the process of knowledge production and create a firmer basis for what Catala and colleagues (2021) have termed *epistemic enablement*. They suggest that autistic persons live in a world of »epistemic disaffordances« that prevent them from being considered meaningful epistemic agents. Such disaffordances take many forms. In everyday social encounters, autistic social and communicative practices are often misunderstood or disqualified, such as stimming, avoiding eye-contact, or delayed response times (Donnellan, Hill and Leary 2013). Both popular and scientific stereotypes and discourses surrounding autism negatively impact the credibility and perceived relevance of autistic persons' own experience and testimony (Yergeau and Huebner 2017). In this context, it is a task for the phenomenological researcher to consider epistemic enablement throughout the research process by accommodating autistic ways of communicating and interacting. A phenomenological study of autism ultimately aims to reimagine the world through the lens of autistic experiencing rather than taking autistic experience, consciousness, or subjectivity as an object of study. The aim is thus not only to improve our understanding of what autism is but also to illuminate sociality from an autistic perspective, thus enabling a more inclusive and nuanced view on the shared social situations and encounters where friction often occurs between autistic and non-autistic forms of interaction and experience.

With this understanding of phenomenological methodology, I concur with one of the central ethical issues of autism research posed by Hens, Robeyns, and Schaubroeck (2019), namely the tension between producing *knowledge of autism* and producing *autistic knowledge*, where the latter is understood as a precondition for the former. In other words, knowledge of autism should always include autistic knowledge and take autistic experiences and perspectives as its basis. Although phenomenological research methods have typically not been characterized as participatory approaches, I believe that there is much promise in developing phenomenological methodology in this direction. Phenomenological psychology inevitably involves considering the perspectives and insights of autistic persons as the most valuable source of knowledge on autism. In this context, a phenomenological approach can help counteract the epistemic injustices faced by autistic persons due to the disparity between first- and third-person accounts of autistic sociability, where autistic testimony is often ignored in favor of stereotyped beliefs that autistic persons are fundamentally asocial.

Toward Creating Socially More Just Knowledge Development across Ages

The United Nations Convention on the Rights of the Child (UNCRC; UN 1989) with its Articles 12 and 13 not only assures the child as a judicial entity the right to freely express their views, but also the right to be formally heard in any matter affecting them. However, and this is a central limitation, the views of the child are to be »given due weight in accordance with the age and maturity of the child« (Art. 12, UN 1989). The latter formulation opens up for endless debates among and across researchers, politicians, lawyers, child administrators, and all kinds of other pedagogical, educational, and psychological experts on how to best relate age to maturity to the proper weight children are to be granted in matters affecting their everyday life. By clinging to the UNCRC's deontological reasoning, the discourse continues to focus on abstract notions of >the child,< or rather on debates about which adult is to have the best interpretation of children's experiencing and action to most optimally determine when the child should be listened to and with what weight. Reading this discourse through the lens of Fricker's (2007) earlier introduced concept of *epistemic injustice*, the notion of >maturity< arguably already installs testimonial injustice, in that the less mature a child is deemed, the less credible its expressions are considered. Hermeneutical injustice may follow suit, in that parents and professionals are to then interpret children's >truly intended< meanings and needs. Coupled with the authoritative power of academic knowledge creation, such a logic can lead to what Teo (2010) has termed *epistemologically violent actions*: actions that are of detrimental effect to another's every-

day life given specific ways of interpreting empirical material on behalf of a whole group of people.

By instead following a subject-scientific, collective methodology of *mutual learning* through engaging in what has been termed *co-research* with children in order to find out what matters to them (Højholt and Kousholt 2019), it is possible to study what matters to *us* concretely, irrespective of age, in the situated daily life that *we* as fellow, intersubjectively entangled subjects, come to inhabit together. While such necessarily situated knowledge may not be able to result in any definite recommendations on how children will most effectively contribute to the society of the future, it can depart from the intersubjectively and more immediately sensed and perceived, to find out how always unique and yet similar experiences are mediated through the conditions of reality that all co-researching participants can more generally relate to and potentially change if deemed relevant together. To this end, the acknowledgment of *Je-Meinigkeit* is a pivotal entry point for the researcher, just as it may be for professionals working with children, just as it may be for anyone else, to collectively engage in processes of *>soziale Selbstverständigung<* through mutually learning from each other's diverging perspectives and knowledges on matters of general relevance.

Investigating the Relevance of Technology Together across Ages

On the basis of such a phenomenologically inspired, collective methodology across ages, the relevance of implementing digital and any other technology in an early childhood institutional setting cannot be meaningfully studied by exclusively studying the children's experiences and actions with technology. Their perspectives on their experiences and actions are part of a concretely situated relational ensemble, co-arranged by pedagogical educators, parents, the leadership, administrators, at times psychologists, and many more – including the early childhood researcher who is writing these lines (Chimirri). By focusing on the interplay of perspectives of those who manifestly do the institutional everyday life, of which the researcher became part of through longitudinal participation and innumerable conversations and fellow engagements, it is possible to help create conceptual knowledge on how daily life with technology is done in relation to what is deemed necessary and wishful by the different persons developing this practice – including (partly very young) children.

An example from a Danish kindergarten, described in detail in Chimirri (2019a), illustrates the *>soziale Selbstverständigung<* about each other's perspectives on how digital and analogue technology can be meaningfully drawn on in the pedagogical context of preparing, staging and performing a theatre piece co-authored by professionals

and preschool children, a project that lasted several months. The whole storyboard was co-constructed across kindergarten groups and early childhood educators, background music co-selected and incorporated into the story, photos of the neighborhood were taken by the children as background images for the stage projection, while at the same time props such as flags, critters, weaponry, costumes, etc., were designed and made by children, professionals and parents, with some of the artifacts getting later digitalized again (such as the cardboard dragon) to be used as animation in the background.

The entire process was executed in an enormously explorative manner, one could also say: in a very time-consuming, at times somewhat unstructured manner. But for the educators, it was not the main point to create the perfect stage performance, as it neither was for the children. The point was to invite for a social life that, without the imagined theatre piece as *common cause* (see Axel 2020), alongside its function of giving a proper farewell to the children before they head off to school, would have been difficult to experience together. It was the intersubjective, collective exploration of one's experiences and intended actions that counted. In that sense, this pedagogical project approximated what Højholt and Kousholt (2019) call *mutual learning with co-researchers*: The children became fellow researchers of the educators' initially set problem of how to stage a fun and inclusive stage play that bridges digital and analogue technology of various kinds, and co-developed creative processes and products, concepts and knowledges together with them that could render such an exploration meaningful to each one of them. Each contributor took each-their learning and knowledge with them, including the researching author.

To what extent children in such a setup ought to be coined >co-researchers,< given that what they did research on, how they engaged in it, and toward what outcome, was largely framed by the educators, is part of current debates in critical-psychological practice research (see Chimirri 2023, 2019b; Chimirri and Pedersen 2019). As I will argue below, to me this terminology only makes sense if making the researcher a co-equal researcher to the children's and other participants' investigative inquiries, in spite of potentially different epistemic interests. This includes systematically acknowledging the researcher's (critical) contribution to the other's learning.

What the Researcher's Technological Setup Can Contribute With

To render the early childhood researcher's role in these knowledge creation processes more visible, I will now shortly let you in on how my own knowledge of how technology can become a relevant part of everyday life for children and potentially anyone else was significantly expanded in a situation in which I did not at all search for this

knowledge. At another early childhood institution in Denmark than the one described above, I got interested in how one kindergarten boy, who largely tended to ignore me while I was participating in the pedagogical practice, was playing with a specially designed set of bricks that can be three-dimensionally connected to each other (called >PlusPlusser<). I cannot recall why I asked, but I inquired whether I may take a photo with my digital camera of his activity. He answered >yes, but wait,< and started re-assembling the bricks in his hand. Once he had finished forming a rectangle, he turned towards me, and said: >now that I also have a camera, you can.< And while I was lifting my camera up toward my face, he lifted his up to his face, covered one eye with his hand, so that I too got >photographed< while he got photographed. With this episode, our relation to one another changed. Not that we became best friends, but we acknowledged each other's presence and engagements differently, we shared a joint story rendered possible by each our technological means. In my interpretation, we established a different sociality, creating the grounds for future collaborative efforts that however did not continue for long, as I had to finish fieldwork shortly after due to the leadership getting exchanged. But who knows, we may meet again, and if we recognize each other, we may draw on the experiential learning that he plus his bricks can be a co-researcher to my social and material investigations, and that I plus my camera can be a co-researcher to his social and material investigations of what it means to be a researcher.

Why Phenomenological-Psychological Researchers Ought to Make Themselves Explicitly Available to the Other's Epistemic Interests

In more recent projects, I have attempted to make my inevitable social contribution to the relational phenomena I am studying a more explicit resource for my (potential) co-researchers' intended learning, be they children or adults, to further specify how we can do research together based on the acknowledgment of each other as co-equal centers of intentionality. If children invite me into their play, why not interact? If they ask for my knowledge, why not try to provide a meaningful answer, or be honest about not knowing or not being interested and ask back what the other thinks instead? Is the co-developing and sharing of knowledge not my institutionally supported contribution to developing sociality and society together? Why not also engage in this on the spot, while >in the field,< instead of sharing my analytical insights only a posteriori, and then, however, never with children, seldomly with educators and institutional leaders, most often exclusively with academic colleagues? What if I can contribute with something that not merely *I* deem relevant for others to know, but that is actively asked by those who I invite to be my co-researchers, from

each their subjective perspectives? Can I not at the same time become and be *their* co-researcher, helping them investigate what they deem relevant to investigate, so that we potentially can find knowledge matters of common interest that we would then co-investigate together? Such as: how we can identify the dead trees in a forest that we can then saw into, as one of the early childhood institutions invited the children to explore while I was present? Even though we never came to any conclusive answer to this question, as there were innumerable beetles, worms and other inhabitants also living in the apparently >dead< trees, it was the social knowledge development process that each one of us contributed differently to what was of joint relevance. We made it a collective exploration, a process of >soziale Selbstverständigung<, about what could be interesting to learn about in the forest setting we shared, now and in the future.

By a stroke of luck, I was recently invited by two early childhood educators to help them with evaluating their long-term forest project. I said that while I am not interested in evaluating their practice, I am however interested in learning about how and why they run their pedagogical project. At the same time, I can help them with developing a conceptual language for better communicating the value of their project. From this arose a wonderfully mutual knowledge exchange setup, based on participating in each other's pedagogical and research practices, me being in their forest, them facilitating a workshop, giving feedback on applications and chapters, and soon co-authoring a research article, us engaging in collective analyses of each our (potentially critical) contributions to society. Each of our >je mein< epistemic interests were maintained by developing them through mutual knowledge exchange and learning about our experiences and actions, as adults, with children, and together with potentially anyone else. It is in this sense that the phenomenological Je-Meinigkeit – an acknowledgment of each other as co-equal centers of intentionality, and of each other's invaluable subjective epistemic contribution to learning about something of more general relevance or value – in my understanding constitutes the foundation of the necessarily society-critical methodological collectivism of subject-scientific critical psychology.

Concluding Remarks

Finally, let us return to the question of the critical potential of the phenomenological methodology based on the concept of Je-Meinigkeit. Subject-scientific critical psychology offers two entry points into this debate: the concept of >soziale Selbstverständigung< and the concept of >co-researcher,< each of which invite for collective processes of >mutual learning< from each other's subjective experiencing and acting.

As we have argued, these concepts have an evident foundation in Holzkamp's reading of phenomenological sources and resonate with central theoretical points from Husserl's late phenomenology and Merleau-Ponty's phenomenology of the body. We began this article by taking up some of the common criticisms targeting phenomenological psychology, most notably the charge of methodological individualism and societal naïveté. We have argued that such critiques rest on a crucial misunderstanding of the phenomenological understanding of subjectivity and experience. By reading Husserl's phenomenology through Holzkamp and Graumann, we have argued that taking subjective experience as the ontological and epistemological starting point of psychological research enables societal critique and invites social and collective action. In the context of autism research and early childhood studies, we have exemplified how phenomenological methodology facilitates understandings of the experiences of such marginalized groups that critically reflect the normative and societal structures that disable and devalue their perspectives. An important part of this necessarily collective methodology is the ambition of creating epistemic relationality between the researcher and the researched on the grounds of acknowledging each other as co-equal centers of intentionality. This calls for further development of phenomenological psychology within a critical-participatory research paradigm that can reflexively deal with the inherently intersubjective character of both the phenomenological research process and its object of investigation: the subject and its lifeworld.

Endnote

- 1 With inspiration from Dan Zahavi's 2008 monograph on investigating the first-person perspective, critical psychologist Ernst Schraube proposed the concept of *coequal center of intentionality*. Schraube (2013) writes: »As I experience myself and the world from my perspective, and act in the world from my perspective and standpoint, then logically the other also experiences her/himself and the world from her/his perspective and acts from her/his perspective and standpoint in the world. This reflexive reciprocity of the subjects' first-person perspectives in human relations can be characterized as a *symmetrical reciprocity of the first-person perspective* or as *intersubjective symmetry* and is a fundamental distinguishing feature of human sociality. Human sociality builds on intersubjective symmetry and the reciprocal recognition of the other's first-person perspective. Social thought is therefore actually symmetrical thought and has to be based on an understanding of the other as *coequal* center of intentionality and origin of her/his agency and on an inclusion of the other's interests, perspectives and standpoint« (25; original emphases). We find this concept helpful for underlining that this form of ›equality‹ always presupposes the relationship between me and an other: we are necessarily together in acknowledging each other's intentionality. However, we hyphenate ›co-equal‹ to emphasize that, while this symmetry may be a given, it still requires the agentic epistemic acknowledgment of each other as co-equal to engage its critical potential.

References

- Adorno, Theodor W. 2013. *Against Epistemology: A Metacritique. Studies in Husserl and the Phenomenological Antinomies*. Polity Press.
- Aldea, Andrea S. 2022. »Husserlian Phenomenology as Radical-Immanent Critique – Or How Phenomenology Imagines Itself.« In *Phenomenology as Critique. Why Method Matters*, edited by Andrea S. Aldea, David Carr, and Sara Heinämaa, 56–80. New York: Routledge.
- American Psychiatric Association. 2013. *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*. American Psychiatric Publishing.
- Baron-Cohen, Simon. 2001. »Theory of mind and autism: A review.« In *International review of research in mental retardation: Autism*, edited by Laraine M. Glidden, 169–184. Academic Press.
- Boldsen, Sofie. 2022a. *Autistic Intersubjectivity. A phenomenological study of the experience and practice of social interaction in autism* [doctoral dissertation, Doctoral School of People and Technology, Roskilde University]. Department of People and Technology, Roskilde University.
- Boldsen, Sofie. 2022b. »Material encounters. A phenomenological account of social interaction in autism.« *Philosophy, Psychiatry & Psychology* 29 (3): 191–208.
- Boldsen, Sofie. 2022c. »Autism and the sensory disruption of social experience.« *Frontiers in Psychology* (Research Topic: Situating Phenomenological Psychopathology: Subjective Experience Within the World, edited by Elizabeth Pienkos, Jasper Feyaerts, Rosa Ritunnano, Jerome Englebort, and Louis Sass) 25 (13): 874268.
- Carr, David. 1970. »Husserl's Problematic Concept of the Life-World.« *American Philosophical Quarterly* 7 (4): 331–339.
- Catala, Amandine, Luc Faucher, and Pierre Poirier. 2021. »Autism, epistemic injustice, and epistemic disablement: a relational account of epistemic agency.« *Synthese* 199: 9013–9039.
- Chapman, Robert, and Havi Carel. 2022. »Neurodiversity, epistemic injustice, and the good human life.« *Journal of Social Philosophy* 53: 614–631.
- Chimirri, Niklas A. 2019a. »Generalizing together with children: The significance of children's concepts for mutual knowledge creation.« In *Subjectivity and knowledge: Generalization in the psychological study of everyday life*, edited by Charlotte Højholt, and Ernst Schraube, 115–139. Springer.
- Chimirri, Niklas A. 2019b. »Specifying the ethics of teleogenetic collaboration for research with children and other vital forces: A critical inquiry into dialectical praxis psychology via posthumanist theorizing.« *Human Arenas* 2 (4): 451–482.
- Chimirri, Niklas A. 2023 in press. »Toward sustainable, intergenerational, mutually caring communication with children.« In *Early childhood voices in the lives of children, families, and professionals*, edited by Linda Mahony, Andi Salamon, and Jenny Dwyer. Springer.
- Chimirri, Niklas A., and Sofie Pedersen. 2019. »Toward a transformative-activist co-exploration of the world? Emancipatory co-research in Psychology from the Standpoint of the Subject.« *Annual Review of Critical Psychology* 16: 605–633.
- Churchill, Scott D., and Frederick J. Wertz. 2015. »An introduction to phenomenological research in psychology: Historical, conceptual, and methodological foundations.« In *The Handbook of Humanistic Psychology: Theory, Research, and Practice*, edited by Kirk J. Schneider, J. Fraser Pierson, and James F. T. Bugental, 275–296. Sage.
- Donnellan, Anne M., David A. Hill, and Martha R. Leary. 2013. »Rethinking autism: implications of sensory and movement differences for understanding and support.« *Frontiers in Integrative Neuroscience* 6: 124.
- Dorfman, Eran. 2009. »History of the Lifeworld: From Husserl to Merleau-Ponty.« *Philosophy Today* 53 (3): 294–303.

- Englander, Magnus. 2020. »Phenomenological psychological interviewing.« *The Humanistic Psychologist* 48 (1): 54–73.
- Fricker, Miranda. 2007. *Epistemic Injustice: Power and the Ethics of Knowing*. Oxford University Press.
- Giorgi, Amedeo. 2009. *The descriptive phenomenological method in psychology: A modified Husserlian approach*. Duquesne University Press.
- Graumann, Carl F. 1984. »Phänomenologische Analytik und experimentelle Methodik in der Psychologie – das Problem der Vermittlung.« In *Subjektivität als Problem psychologischer Methodik*. 3. Internationaler Kongress Kritische Psychologie, edited by Karl-Heinz Braun and Klaus Holzkamp (Eds.), 38–59. Frankfurt am Main: Campus.
- Graumann, Carl F. 1988. »Phenomenological Analysis and Experimental Method in Psychology – The Problem of Their Compatibility.« *Journal for the Theory of Social Behaviour* 18: 33–50.
- Haug, Wolfgang Fritz. 1983. »Hält das ideologische Subjekt Einzug in die Kritische Psychologie?« *Forum Kritische Psychologie* 11: 24–55.
- Heidegger, Martin. 2001. *Being and Time*. Blackwell Publishers.
- Hens, Kristien, Ingrid Robeyns, and Katrien Schaubroeck. 2019. »The ethics of autism.« *Philosophy Compass* 14 (1): 1–11.
- Hilbers, Jürgen. 2008. »Phänomenologie und Psychologie – das Problem der Vermittlung.« *Forum Kritische Psychologie* 52: 131–145.
- Holzkamp, Klaus. 1973. *Sinnliche Erkenntnis: Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung*. Frankfurt am Main: Athenäum Fischer.
- Holzkamp, Klaus. 1983. *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt am Main: Campus.
- Holzkamp, Klaus. 1984. »Kritische Psychologie und phänomenologische Psychologie. Der Weg der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft.« *Forum Kritische Psychologie* 14: 5–55.
- Holzkamp, Klaus. 2013. »Psychology: Social Self-Understanding on the Reasons for Action in the Conduct of Everyday Life.« In *Psychology from the Standpoint of the Subject. Selected Writings of Klaus Holzkamp*, edited by Ernst Schraube, and Ute Osterkamp, 233–342. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Horkheimer, Max. 1972. »Traditional Theory and Critical Theory.« In *Critical Theory. Selected Essays*, Max Horkheimer, 188–252. Continuum.
- Hull, Laura, K.V. Petrides, Carrie Allison, Paula Smith, Simon Baron-Cohen, Meng-Chuan Lai, and William Mandy. 2017. »Putting on My Best Normal: Social Camouflaging in Adults with Autism Spectrum Conditions.« *Journal of Autism and Developmental Disorders* 47 (8): 2519–2534.
- Husserl, Edmund. 1970. *The Crisis of European Sciences and Transcendental Phenomenology an Introduction to Phenomenological Philosophy*. Northwestern University Press.
- Husserl, Edmund. 1982. *Ideas Pertaining to a Pure Phenomenology and to a Phenomenological Philosophy First Book: General Introduction to a Pure Phenomenology*. Kluwer Academic Publishers.
- Husserl, Edmund. 2001. *Logical Investigations: Prolegomena to pure logic*. New York: Routledge.
- Højholt, Charlotte, and Dorte Kousholt. 2019. »Developing knowledge through participation and collaboration: Research as mutual learning processes.« *Annual Review of Critical Psychology* 16: 575–604.
- Jansen, Julia. 2022. »Phenomenology and Critique: On »Mere« Description and Its Normative Dimensions. In *Phenomenology as Critique. Why Method Matters*, edited by Andrea S. Aldea, David Carr, and Sara Heinämaa, 44–56. Routledge.
- Kassiane, Sibley. 2012. »What is an Ally?« *ASAN: Autistic Self-Advocacy Network*, October 4.
- Kisiel, Theodore. 2021. »Mineness (Jemeinigkeit).« In *The Cambridge Heidegger Lexicon*, edited by Mark A. Wrathall, 491–492. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lekić Barunčić, Kristina. 2019. »Epistemic Injustice, Autism and the Neurodiversity Movement.« *Filozofska Istrazivanja* 39 (1): 171–188.

- Luft, Sebastian. 2005. »Husserl's Concept of the ›Transcendental Person‹: Another Look at the Husserl–Heidegger Relationship.« *Philosophy Faculty Research and Publications* 13.
- McGeer, Victoria. 2005. »Out of the mouths of autistics: Subjective report and its role in cognitive theorizing.« In *Cognition and the Brain: The Philosophy and Neuroscience Movement*, edited by Andrew Brook and Kathleen Akins. Cambridge University Press.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1967. *The Structure of Behaviour*. Beacon Press.
- Merleau-Ponty, Maurice. 2002. *Husserl at the Limits of Phenomenology*. Northwestern University Press.
- Milton, Damian. 2014. »Autistic expertise: A critical reflection on the production of knowledge in autism studies.« *Autism* 18 (7): 794–802.
- Nissen, Morten. 2012. *The Subjectivity of Participation. Articulating Social Work Practice with Youth in Copenhagen*. Palgrave Macmillan.
- Osterkamp, Ute, and Ernst Schraube. 2013. »Introduction: Klaus Holzkamp and the development of psychology from the standpoint of the subject.« In *Psychology from the standpoint of the subject. Selected writings of Klaus Holzkamp*, edited by Ernst Schraube and Ute Osterkamp, 1–15. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Petitmengin, Claire. 2006. »Describing one's subjective experience in the second person: An interview method for the science of consciousness.« *Phenom Cogn Sci* 5: 229–269.
- Schout, Gert, Gideon de Jong, and Jacques Zeelen. 2010. »Establishing contact and gaining trust: an exploratory study of care avoidance.« *J Adv Nurs*. 66 (2): 324–333.
- Schraube, Ernst. 2013. »First-person perspective and sociomaterial decentering: Studying technology from the standpoint of the subject.« *Subjectivity* 6 (1): 12–32.
- Schraube, Ernst. 2015. »Why theory matters: Analytical strategies of Critical Psychology.« *Estudos de Psicologia* 32 (3): 533–545.
- Tager-Flusberg, Helen. 2007. »Evaluating the Theory-of-Mind Hypothesis of Autism.« *Current Directions in Psychological Science* 16 (6): 311–315.
- Tolman, Charles W. 1994. *Psychology, Society, and Subjectivity: An Introduction to German Critical Psychology*. New York: Routledge.
- United Nations. 1989. *Convention on the Rights of the Child*. <https://www.ohchr.org/en/professionalinterest/pages/crc.aspx>
- Weiss, Gail, Ann V. Murphy, and Gayle Salamon, eds. 2020. *50 Concepts for a Critical Phenomenology*. Northwestern University Press.
- World Health Organization. 2018. *International statistical classification of diseases and related health problems* (11th Revision). World Health Organization.
- Yergeau, Melanie, and Bryce Huebner. 2017. Minding theory of mind. *Journal of Social Philosophy* 48 (3): 273–296.
- Zahavi, Dan. 1997. »Horizontal intentionality and transcendental intersubjectivity.« *Tijdschrift Voor Filosofie* 59 (2): 304–321.
- Zahavi, Dan. 2003. *Husserl's Phenomenology*. Stanford University Press.
- Zahavi, Dan, and Sophie Loidolt. 2022. »Critical phenomenology and psychiatry.« *Cont Philos Rev* 55: 55–75.
- Zahavi, Dan, and Josef Parnas. 2003. »Conceptual Problems in Infantile Autism Research: Why Cognitive Science Needs Phenomenology.« *Journal of Consciousness Studies* 10 (9–10): 53–71.

The Authors

Sofie Boldsen holds a PhD in psychology and an interdisciplinary master's degree in philosophy and psychology from Roskilde University, Denmark. Currently, she is a postdoctoral researcher at the

Sofie Boldsen & Niklas A. Chimirri

Center for Phenomenological Psychology and Aesthetics, University of Copenhagen. Her research focuses on phenomenological methodology in the fields of psychology and psychopathology with a particular emphasis on embodiment, perception, and intersubjectivity in autism.

Contact: sbo@psy.ku.dk

Niklas A. Chimirri is Associate Professor in Social Psychology of Everyday Life at Roskilde University, Denmark. Both his teaching and research explore the relevance of communication technology for children's and adults' conduct of everyday life, with a focus on technology's ethical implications for designing collaborative research across age-related thresholds and in dialogue with the more-than-human world. The aim is to develop a praxis-philosophical, socio-material psychology of everyday life that interrelates audience research, participatory design studies, the environmental humanities, and transgenerational childhood research.

Contact: chimirri@ruc.dk

Transaktionale Stimmungen und Prozesse der Individuation

Markus Wrbsuschek

Journal für Psychologie, 31(1), 221–238

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-221>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Zusammenfassung

Der Beitrag entwirft in Auseinandersetzung mit aktuellen Debatten in der Stimmungsforschung eine transaktionale und prozesstheoretisch fundierte Perspektive auf Stimmungen als Übergangsphänomene. Zunächst werden einige der prominenten Ansätze in der psychologischen und phänomenologischen Erkundung von Stimmungen und verwandten Phänomenen kritisch diskutiert. Anschließend greift der Beitrag auf Gilbert Simondons Theorie der Individuation zurück und nutzt das dort entwickelte Begriffswerkzeug zu einer Neubetrachtung von Stimmungen. In der kontrastiven Gegenüberstellung von Stimmungsprozessen und Ressentiment wird das Spezifische von stimmungshaften Übergängen abschließend konkretisiert.

Schlüsselwörter: Stimmung, Affekt, Simondon, Prozesstheorie, Ressentiment

Summary

Transactional Moods and Processes of Individuation

Against the backdrop of contemporary debates in the field of mood research I develop a transactional and process theoretically informed perspective on mood as transitional phenomenon. I open with a critical discussion of prominent positions in the psychological and phenomenological investigation of moods and related phenomena. Then, I employ Gilbert Simondon's theory of individuation to develop a conceptual framework that allows me to flesh out a new perspective on moods. By contrasting mood processes with resentment I aim to concretise the specifics of >mooded< transitions.

Keywords: mood, affect, Simondon, process theory, resentment

Einleitung

Stimmungen nehmen im Bereich der affektiven Phänomene eine merkwürdige Sonderstellung ein. In der Alltagssprache finden sich verschiedene Verwendungsweisen, es wird von der nervösen Stimmung vor einer Prüfung ebenso gesprochen wie von der gelösten Abendstimmung, es gibt die euphorische Stimmung ebenso wie die – gleichfalls nebulöse – plötzliche *Verstimmung*. Erweitert man das semantische Spektrum, so grenzt das Phänomen der Stimmung an verwandte Begriffe wie den der Atmosphäre (zu denken wäre an die Atmosphäre einer Landschaft, oder einer heiter-beschwingten Abendveranstaltung), aber auch den des Launischen. Einerseits zeigt die Nähe zu den Atmosphären an, dass Stimmungen diffus und im je aktuellen Erfahrungsfeld der Fühlenden nicht lokalisierbar sind, zugleich aber den Gesamtumfang der gegenwärtigen Selbst- und Weltverhältnisse der Fühlenden durchdringen. Andererseits wird in der Verwandtschaft mit den Launen deutlich, dass Stimmungen mitnichten als gleichförmig uns einschließende Gefühlsräume verstanden werden können. Das Umschlagen der Stimmung und, allgemeiner, ihre oft irritierende Unstetigkeit gehört ebenso zum Phänomen und zwingt dazu, Stimmungen in ihrer Zeitlichkeit und Dynamik näher zu beleuchten. Dabei grenzen sich Stimmungen vom jähen Einbrechen anlassbezogener Gefühlswallungen (einem Zornausbruch etwa) mit ihrem abrupten An- und Abschwellen ab. Sie durchziehen diffus episodische Phasen des Lebens, indem sie dem Erlebnisstrom eine je spezifische Tönung verleihen, oder erzeugen einen eben merklichen Misston, der das Fortschreiten der Projekte des Alltags außer Tritt bringt.

Stimmungen sind in vielen Fällen durchdringende und gleichzeitig diffuse Hintergrundphänomene, die die Gesamtheit der Erfahrung betreffen und dem Alltag eine episodische Rhythmik aufprägen. Stimmungen bringen aber auch das Fragen in Gang und sind somit eng mit dem Bemühen um Sinnggebung verknüpft. Die reizbare Stimmung veranlasst, nach Gründen für die Irritation zu suchen, in der entrückten Abendstimmung scheinen Fühlende gänzlich aus dem habituellen Rhythmus des Tages zu fallen, um dem Mäandern der eigenen Gedanken und Gefühlsregungen nachzuschweifen. Hier, wie auch in dem diffusen Charakter der Stimmungen, wird deutlich, dass Stimmungen Zwischenphänomene sind, die sich in den Nischen unseres geordneten Lebens einnisten und den gewohnten Gang der Dinge gleichermaßen *einstimmen* wie auch *verstimmen* können. Auffällig ist dabei, dass Stimmungen gerade dann, wenn Fühlende meinen, endlich den Finger auf die Ursache gelegt zu haben, plötzlich entgleiten, der Affekt sich löst oder in eine scheinbar andere Richtung verflüchtigt. Bereits in dieser, noch vorwissenschaftlichen Charakterisierung deutet sich an, dass das Anderswerden und das Suchende der Stimmung näher ist als das Beharrende und Erfüllende.

Von diesem letzten Gedanken ausgehend möchte ich im vorliegenden Beitrag einen Vorschlag ausarbeiten, wie Stimmungen als transaktionale Phänomene, das heißt als

Übergangsphänomene, aus einer prozesstheoretischen Perspektive verstanden werden können. Ich greife dabei auf die Arbeiten von Gilbert Simondon (1992, 2009, 2020) zum Individuationsprozess zurück, in welchen ein begrifflicher Rahmen ausgearbeitet wurde, der mir zum Verständnis von Stimmungen geeignet erscheint. Anknüpfungspunkt meiner Überlegungen ist zunächst der Befund, dass seitens der Psychologie und ihr verwandter Disziplinen eine Vielzahl unterschiedlicher Konzeptualisierungs- und Definitionsversuche angeboten wurde (Luomala und Laaksonen 2000), diese aber bereits hinsichtlich der grundlegenden Frage, was denn eigentlich als konstitutive Merkmale des Phänomens Stimmung zu gelten habe, teils weit auseinanderliegen. Vor diesem Hintergrund und mit Bezug auf die hier eingangs präsentierte Einkreisung des Phänomens schlage ich vor, folgende Problemkreise als zentral für eine Konzeption von Stimmung zu setzen:

- (1) Intentionale Gerichtetheit: In diesem Problemkreis verdichten sich Charakterisierungen wie »diffus«, »nicht lokalisierbar« und »umfassend«, aber auch der Gedanke, dass Stimmungen stärker dem Fragen und Suchen als dem Finden erfüllender Klarheit zuneigen.
- (2) Grundaffekt, Zwischen- oder Übergangsphänomen: Eng verknüpft mit der Frage des intentionalen Bezugs von Stimmung stellt sich die Frage, welche Funktion Stimmung für die Gesamtheit lebensweltlicher Selbst- und Weltverhältnisse Fühlender aufweist. Hier geht es um die Klärung von Formulierungen wie »affektive Tönung/Färbung«, »Ein- und Verstimmung«, insbesondere aber um die Frage, wie mit dem polarisierenden »Umschlagen« von Stimmungen umzugehen sei.

Ich werde am Ende der Auseinandersetzung mit den Ambivalenzen des Stimmungsbegriffs vorschlagen, Stimmungen als transaktionale Affektphänomene zu fassen, für die gerade das dynamische Umschlagen bzw. Ineinander-Übergehen von Affektqualitäten konstitutiv ist. Dieser Aspekt scheint mir in der bisherigen Beschäftigung mit dem Phänomen noch nicht ausreichend gewürdigt worden zu sein. Mein Beitrag gliedert sich in folgende Abschnitte: Zunächst zeige ich in der Auseinandersetzung mit einigen prominenten Ansätzen der Stimmungsforschung, worin die konzeptuellen Probleme konkret bestehen und welche Lösungsansätze dafür präsentiert wurden. In der Auseinandersetzung damit illustriere ich, inwiefern dabei der spezifische Prozesscharakter von Stimmungen ausgeblendet wurde. Im darauf folgenden Abschnitt stelle ich in Anknüpfung an Gilbert Simondon ein begriffliches Rahmenkonzept vor, das mir geeignet erscheint, transaktionale Stimmungen als Übergangs- und Prozessphänomene zu fassen. Die daraus abgeleitete, transaktionale und prozesstheoretisch fundierte Perspektive auf Stimmung möchte ich abschließend anhand der Kontrastierung mit dem in den letzten Jahren zu neuer Prominenz gelangten Konzept des Ressentiments (Demertzis 2020, Weißgerber 2019, Wr̄bouschek et al. 2020) konkretisieren.

1 Ambivalenzen des Stimmungsbegriffs

In der psychologischen Emotionsforschung wird Stimmung, zumeist in Abgrenzung von prototypischen Emotionen, als objektunspezifischer Gefühlszustand bestimmt, der in der Regel für längere Zeit anhält und den Erfahrungen und Erlebnissen des Alltags eine spezifische Färbung oder auch Gefühlstönung verleiht (vgl. Frijda 1993; Luomala und Laaksonen 2000). Empirische Studien zeigen, dass Stimmungen mit einer Reihe von kognitiven, motivationalen und Verhaltenstendenzen korrelieren (Parkinson et al. 1996), sodass davon auszugehen ist, dass Stimmungen wichtige psychische Funktionen erfüllen. In theoretischer Perspektive finden sich in der psychologischen Fachliteratur zwar zahlreiche – zum Teil widersprüchliche – Definitionsversuche (Luomala und Laaksonen 2000), umfassende konzeptuelle Auseinandersetzungen fehlen allerdings weitgehend (Ausnahmen stellen etwa die Arbeiten von Parkinson et al. 1996 bzw. Thayer 1990 dar). Häufig werden Stimmungen primär negativ, durch die Abgrenzung von prototypischen Emotionen, bestimmt, ohne dass das Spezifische des Stimmungsphänomens voll erfasst wird. Das spiegelt sich auch in empirischen Operationalisierungsversuchen wider, die Stimmung zumeist mittels Selbstzuordnungen in Eigenschaftslisten oder über Selbsteinschätzungen anhand der Dimensionen Valenz und Arousal zu erfassen versuchen (Watson und Vaidya 2003).

In der Entgegensetzung zu Emotionen als objektgerichteten Gefühlsbewertungen (Scherer et al. 2001) erscheinen Stimmungen zunächst durch den Mangel an Objektgerichtetheit charakterisiert. Wie eingangs diskutiert, lassen sich Stimmungen nicht in spezifischen Gegenstandskonstellationen lokalisieren, was Proband:innen zum Ausdruck bringen, wenn sie davon sprechen, es gehe ihnen in der Stimmung um »alles«, oder aber »nichts Besonderes«. Eine Reihe von Autor:innen zieht daraus – in Weiterführung des klassischen James-Lange-Ansatzes (James 1884) – den Schluss, dass Stimmungen tatsächlich nicht-intentional seien (Clore et al. 1994, Oatley und Johnson-Laird 1987). In konstruktivistischen Ansätzen wird das subjektive Empfinden als Erlebniskorrelat des physiologisch-chemischen Zustands des Organismus im Sinn eines core affect interpretiert, der über höherstufige kognitive Vermittlungsprozesse schließlich Teil komplexer emotionaler Urteile wird (Russell 2003, Russell und Barrett 1999). Das in der einleitenden Charakterisierung angesprochene, durchaus auf den Gesamtzusammenhang gegenwärtig präsenster Selbst- und Weltverhältnisse zielende Fragen und Suchen wird dabei ebenso wenig berücksichtigt wie deskriptiv-phänomenologische Hinweise, dass Stimmungserlebnisse von einem robusten Gefühl der Gerichtetheit – wenn auch ohne klaren Inhalt – begleitet würden (Mitchell 2019).

Anders als nicht-intentionale Stimmungskonzepte gehen dispositionale Stimmungstheorien davon aus, dass Stimmungen als solche zumindest indirekt intentional seien, insofern sie die Bereitschaft, spezifische Klassen von Emotionsreaktionen zu zeigen,

selektiv erhöhten. Eine vergnügte Stimmung würde beispielsweise dazu führen, auf situative Eindrücke eher mit Emotionen wie Freude, Begeisterung oder Zufriedenheit zu reagieren. Versionen dieses Ansatzes wurden etwa von Griffiths (1997), Lormand (1985) und Siemer (2009) vertreten. Dispositionale Theorien können den unspezifischen Charakter von Stimmungen erklären und deuten die deskriptive Charakterisierung von Stimmungen als »umfassende« oder »alles durchdringende« Affektphänomene auf Basis des Unterschieds zwischen singulären Objekten und Objektklassen mit unscharfen Grenzen. In der Diskussion darüber, ob Stimmungen als Dispositionen verstanden werden können, spielt das spezifische phänomenale Profil von Stimmungen als ganzheitlich durchdringende Tönung der Erfahrungswelt eine entscheidende Rolle. Kritiker:innen des Dispositionsansatzes (etwa Mitchell 2019) weisen darauf hin, dass Stimmungen eben nicht nur indirekt – das heißt vermittelt über die Manifestation stimmungskongruenter Emotionen – auf die Welt gerichtet seien, sondern vielmehr ein eigenständiges phänomenales Profil aufwiesen (Mitchell 2019, 120–121). Mitchell kommt deshalb zu dem Schluss, dass Stimmungen eine eigenständige Form der Intentionalität aufweisen müssen, die er als globale Gerichtetheit auf die Welt *als Ganze* (Mitchell 2019, 121ff.) bestimmt. Ihm zufolge vermitteln Stimmungen ein unmittelbares, noch nicht in spezifische Urteile und Wertungen gegliedertes Gesamtgefühl des aktuellen Weltbezugs der Fühlenden. In einem aktuellen Artikel machen Grzankowski und Textor (2022) geltend, dass eine dispositionale Interpretation von Stimmungen nicht notwendigerweise in Widerspruch mit dem Vorliegen eines eigenständigen Erlebnisprofils geraten müsse. Allerdings bleibt offen, wie mit Fällen umzugehen sei, in denen Stimmungen erlebt werden, ohne dass diese sich je in gerichteten Emotionen manifestieren würden.

Bereits diese Diskussion zeigt, dass die Art und Weise, wie Stimmungen erlebt werden, eine zentrale Rolle in der Debatte spielt. Zugleich werden aber die spezifischen Konturen und Schattierungen der phänomenalen Erfahrung von Stimmungen nicht umfassend gewürdigt. Stimmungen werden zumeist als relativ gleichförmige Zustände aufgefasst, die eben als Grundfärbung oder -tönung den Erlebnishintergrund des Alltags bilden. Einige Autor:innen (Elpidorou und Freeman 2015, Freeman 2014, Freeman und Elpidorou 2015, Fuchs 2013, Ratcliffe 2005) greifen hier auf Heideggers Analyse der Befindlichkeit als ontologischer Grundlage des In-der-Welt-Seins (Heidegger 1993) zurück. In Heideggers Perspektive wird zwischen dem intentionalen Erfassen von ontisch Gegebenem und der ontologisch vorgängigen, affektiven Konstitution des Erfahrungsfelds unterschieden. Stimmungen sind dann, wie Kenaan es ausdrückt, »nicht Episoden in unserem Erfahrungsfeld, sondern Grundformen dieses Feldes« (Kenaan 2017, 1471, Übersetzung MW). Hier findet sich eine andere Fassung der einleitend eingeführten Idee eines Grundaffekts. Im Gegensatz zu einem physiologisch bedingten *core affect* geht es Heidegger um ein prinzipiell sinnhaftes Erschließen der Welt, aller-

dings so, dass dabei nicht je spezifische Objekte oder Ereignisse in ihrem Sinn begriffen werden, sondern dass die Welt als Gesamthorizont des In-der-Welt-Seins erschlossen wird. Die Unterscheidung zwischen der ontologisch vorgängigen Gestimmtheit und der alltäglichen Erfahrung von Stimmung lädt allerdings zu einer einseitigen Fokussierung des gleichförmigen Charakters von Stimmung ein, wohingegen das Wechselhafte und Dynamische der Stimmungen (im Plural) zum bloßen Oberflächenphänomen relegiert wird. Kenaan weist auf diesen Umstand explizit hin, wenn er schreibt:

»Heidegger ist sich [...] des Wechsels der Stimmungen voll bewusst [...]. Und doch interessiert ihn dieser Wechsel nicht an und für sich, sondern wird für sein Projekt nur insofern relevant, als er auf die permanente Grundstruktur hinweist, die ihn letztlich interessiert« (Kenaan 2017, 1473, Übersetzung MW).

Neuere Ansätze folgen Heidegger in dieser Hinsicht weitgehend (Freeman 2014, Elpidorou und Freeman 2015, Freeman und Elpidorou 2015). Gleichzeitig weisen einige Autor:innen (Kenaan 2017, Parkinson et al. 1996, Wrbuschek und Slunecko 2021) darauf hin, dass Stimmungen als transaktionale Phänomene gerade in ihrer Zeitlichkeit und dynamischen Veränderlichkeit zu würdigen wären. Dass Stimmungen mit Übergangsprozessen in Verbindung stehen könnten, wurde bereits von Goldie (2002) und Mitchell (2021) angedeutet, die Stimmungen in Prozessen der Diffusion bzw. Kristallisation von Affektzuständen im Sinn sogenannter *affective shifts* verorten. Dabei unterscheiden sie zwischen situativ an spezifische Objekte gebundenen Emotionen und Stimmungen als generalisierten Affektzuständen, die andauern, nachdem sich die Bindung an ein Objekt bzw. eine Situation löst. Darin zeichnet sich ein Verständnis von Stimmung als Übergangsphänomen bzw. als *seeking state* (Bench und Lench 2019) ab, das ich im nächsten Abschnitt dieses Beitrags weiter ausarbeiten möchte.

Zuvor möchte ich auf die Abgrenzung zwischen Stimmungen und Atmosphären eingehen, die für den hier entwickelten Gedankengang insofern von Bedeutung ist, als Atmosphären in neueren phänomenologischen Ansätzen, ebenso wie Stimmungen, als Zwischenphänomene (Böhme 2020) bestimmt werden. Schmitz zählt Gefühle als »räumlich ergossene Atmosphären« (Schmitz 2014, 30) zu den Halbdingen (ebd. 39). Betont wird damit, dass atmosphärische Gefühle jenseits einer dichotomen Subjekt-Objekt-Differenz anzusiedeln seien. Schmitz greift auf Metaphern aus dem meteorologischen (Wetter) und geographischen (Landschaft) Bereich zurück, um zu verdeutlichen, dass das Charakteristische der Atmosphären darin besteht, dass sie aus der leiblichen Präsenz flächenloser Räume entspringen und sich damit nicht dem psychischen Innenleben eines erlebenden Subjekts zuschlagen ließen. Wie auch Heidegger geht es Schmitz darum, relationale Gefühle als der Subjekt-Objekt-Differenzierung vorgängige Formen der Bezogenheit zu fassen. Insofern geht es bei der Räumlichkeit

von Atmosphären nicht um Relationen zwischen lokalisierbaren Orten (Schmitz 2014, 38f.), sondern um leiblich gefühlte Orientierungen und Richtungsbewegungen. Der Gefühlsraum ist nach Schmitz in drei Schichten aufgebaut. Neben der Stimmung als noch richtungslosem Grundgefühl nennt er die reinen Erregungen, »deren Atmosphäre von Richtungen durchzogen, aber nicht auf ein Thema zentriert« (Schmitz 2014, 22) sei. Die dritte Schicht bilden schließlich die »thematisch zentrierten Gefühle« (ebd.), die sich durch intentionale Gerichtetheit auf Objekte charakterisieren lassen. In der Charakterisierung als richtungsloses Grundgefühl kommt Schmitz der Gestimmtheit bei Heidegger, die ebenfalls jenseits des alltäglichen Oszillierens und polaren Umschlagens von Stimmungen anzusiedeln ist, nahe. In beiden Ansätzen zeigt sich, dass zwar die phänomenale Wandelbarkeit und das prozesshafte Transformationspotenzial der Stimmungen zunächst erkannt wird, dann aber theoretisch in den Hintergrund tritt. Beide Ansätze sind somit nicht darauf ausgerichtet, Stimmungen als Übergangsphänomene *sui generis* zu fassen, sondern betonen vielmehr ihre Rolle als gleichförmig tragender Grundaffekt. Entgegen dieser Zuspitzung möchte ich im Folgenden Stimmungen als Phänomene bestimmen, für die die transformative Bewegung zwischen zwei Zuständen konstitutiv ist. Anstatt von einem räumlichen Ergießen zu sprechen, werde ich im folgenden Abschnitt Stimmungen als Zwischenphänomene im Sinn eines prozesshaften Übergangs ausweisen.

2 Transaktionale Stimmung und Prozesse der Individuation

Nachdem die Auseinandersetzung mit einigen prominenten Positionen im Feld der Stimmungstheorien gezeigt hat, dass vor allem die prozesshaften und auf Veränderlichkeit und oszillatorische Umschläge gerichteten Aspekte der Stimmung bislang wenig berücksichtigt wurden, möchte ich in diesem Abschnitt eine Perspektive vorschlagen, die Stimmungen gerade von ihrer dynamischen Seite her betrachtet. Dabei greife ich auf Gilbert Simondons Arbeiten zu Individuation und Prozessen der Ontogenese zurück. Simondons Arbeiten werden seit einigen Jahren in internationalen Debatten neu gelesen und diskutiert (Combes 2013, de Boever et al. 2012, Keating 2019). Nachdem die Arbeiten von Simondon bisher nicht vollständig in deutscher Sprache vorliegen und auch die erste umfassende englische Übersetzung seines Hauptwerks *Individuation in light of notions of form and information* (Simondon 2020) erst vor wenigen Jahren erschienen ist, stelle ich zunächst einige der zentralen Konzepte und Begriffe aus Simondons Arbeiten vor und zeige anschließend, wie diese helfen können, eine prozesstheoretische Perspektive auf Stimmungen zu entwerfen. Das daraus abgeleitete, transaktionale Konzept konkretisiere ich abschließend anhand einer Gegenüberstellung mit der Prozessgenese des Ressentiments.

2.1 Prozesse der Individuation

Simondons Projekt zielt darauf ab, Prozesse der Individuation des Lebendigen zu erfassen, ohne dabei das kontingente Resultat des Prozesses bereits vorauszusetzen (Substanzialismus) oder auf ein dem Individuationsprozess äußerliches und damit selbst invariantes Konstitutionsprinzip zu beziehen (Hylemorphismus). Simondon geht dabei zunächst davon aus, dass individuierten Formen – im Bereich der Psychologie und Sozialwissenschaften sei hier etwa an psychische Funktionen, Handlungsschemata oder soziale Praxisformen zu denken – lediglich relative Realität zugestanden werden könne. Anstatt also die (fortdauernde) Existenz einer gegebenen Existenzform des Individuellen vorauszusetzen und rückwärts gerichtet nach den notwendigen Konstitutionsbedingungen dieser Form zu fragen, fordert er ein, Individuiertes vom Prozess der Individuation her zu denken:

»Das Individuum würde dann als relative Realität gefasst, eine bestimmte Phase des Seins, die eine ihr vorgängige, prä-individuelle Realität voraussetzt und die auch nach Individuation nicht gänzlich selbständig existiert, da Individuation nicht mit einem Schlag die Potenziale prä-individueller Realität erschöpft [...]« (Simondon 2020, 3, Übersetzung MW).

Ein Schlüsselbegriff für Simondon ist hier der des *Prä-Individuellen* bzw. der *prä-individuellen Realität*. Damit bezeichnet Simondon eine inhärent ambivalente und konflikthafte Dimension des Seins, die ontologisch der Konstitution individueller Formen vorausgeht und Sein im Modus der Potenzialität bezeichnet. Die Schwierigkeit dieses Begriffs liegt darin, dass Simondon vermeiden möchte, Prä-Individualität als eigenständige Existenzweise zu verstehen und in ihr bereits Formprinzipien angelegt zu sehen, aus denen der Prozess der Individuation deduktiv ableitbar wäre. Anstatt von einer »Realität« wäre daher vielleicht auch von einer Dimension des prozesshaft gedachten Seins (bzw. Werdens) zu sprechen, die stets die gegebene psychosoziale Organisationsform überdeterminiert und zu weiteren Individuationsprozessen treibt. Daher hebt Simondon auch hervor, dass prä-individuelle Potenziale im Individuationsprozess nie ein für alle Mal erschöpft werden. Prozesse der Individuation resultieren zwar in der Entfaltung struktureller Organisationsformen, die die (teilweise) Auflösung prä-individueller Spannungen ermöglichen. Phasen der relativen Stabilität und Kohärenz einer psychophysiologischen bzw. sozialen Konfiguration werden aber von krisenhaften Problematisierungen und Phasenübergängen abgelöst und können somit lediglich als metastabile Zustände verstanden werden.

Simondons Konzepte des Prä-Individuellen und der Individuation ermöglichen ein Denken in Prozessen und spannungsgeladenen, offenen Übergängen (Garcia und Aran-

dia 2022). Für die Psychologie bedeutet das, an die Stelle eines Denkens in psychischen Funktionen als Ausdruck eines psychischen Apparats einen »Psychismus ohne Psyche« bzw. »einen Prozess, eine Operation, eine strukturierende Bewegung« (Scott 2014, 68, Übersetzung MW) zu setzen. Die »Psyche ist weder pure Innerlichkeit noch pure Äußerlichkeit, sondern fortschreitende Differenzierung und Integration« (Simondon 2020, 272; Übersetzung MW). Simondon geht in seiner Untersuchung spezifisch menschlicher Selbst- und Weltverhältnisse von einer Situation aus, die der Spaltung eines erkennenden, fühlend-denkend-handelnd auf die Welt Bezug nehmenden Subjekts und einer äußeren bzw. inneren Objektwelt vorausgeht. Wenn hier also von Potenzialen und Phasenübergängen die Rede ist, muss berücksichtigt werden, dass Simondon nicht lediglich adaptive Anpassungen einer psycho-kognitiven Organisation an eine prä-definierte Umwelt im Auge hat. Vielmehr umgreift die prä-individuelle Dimension subjektive Aktionspotenziale, ebenso wie Affordanzen, die einer klassischen Perspektive zufolge in der Außenwelt lokalisiert würden. Ähnlich wie im Konzept des *participatory sense-making* in enaktivistischen Ansätzen (Derecenne 2021, Garcia 2022, Garcia und Arandia 2020) geht Simondon von einer relationalen, noch nicht differenzierten Realität aus, die er als *transindividuell* bezeichnet. Die Ausdifferenzierung spezifischer Individuum-Umwelt-Relationen und damit verbundener, polarer Organisationsstrukturen ist somit selbst bereits Ergebnis von Individuationsprozessen. In diesen werden, zunächst noch nicht klar entlang prä-definierter Subjekt-Objekt- bzw. Innen-Außen-Demarkationen gegliederte, Potenziale funktional zueinander in Beziehung gesetzt. Das setzt voraus, nicht nur die Potenziale selbst in Relation zueinander zu überführen, sondern zunächst nach einer möglichen Konsistenzebene zu suchen, auf der solche Relationen sich stabilisieren können. Simondon verwendet den Begriff der *Transduktion* zur Bezeichnung einer progressiven Operation, durch die eine Korrespondenz von auf vorheriger Konstitutionsstufe inkompatiblen Elementen etabliert wird.

Simondon ist bestrebt, Individuation jenseits substanztialisierender Zuschreibungen und den Rückgriff auf – dem Individuationsgeschehen vorgeordnete – Formprinzipien zu denken. Daher bedarf es einer weitergehenden Reflexion darüber, welche Konstitutionsmodi den transduktiven Übergang von einer Phase des Seins zur nächsten vorantreiben und gleichzeitig die Kohärenz und Konsistenz des Individuationsprozesses sicherstellen können. In diesem Zusammenhang spielt der Begriff des *Affektiv-Emotiven* bei Simondon eine entscheidende Rolle. Er bezeichnet Affektivität und Emotivität als »die transduktive Realität des Psychischen par excellence« (Simondon 2020, 272) und sieht darin jene Modi, die die Herausbildung von polaren Organisationsformen ohne Rückgriff auf zuvor gegebene Schematismen des Innen – Außen, Subjekt – Objekt oder vergleichbare zu beschreiben erlauben. Individuationsprozesse setzen zunächst an – die jeweils gegebene Organisationsstufe des Psychosozialen überdeterminierenden – prä-individuellen Potenzialen an, die als noch ungegliederte Intensitäten bzw. Spannungs-

zustände verspürt werden. Die affektiv-emotive Funktion »ordnet eine Multiplizität disparater prä-individueller Kräfte und Tendenzen« (Garcia 2022, 161) und übersetzt zunächst diffuse Affizierungen in polare, emotive Orientierungen einer Subjekt-Umwelt-Relation. Am einen Ende des affektiv-emotiven Bogens findet sich Affekt in seiner flüchtigsten Form als oszillierende, flüchtige Erfahrung von Intensitäten. Hier hat Affekt »keine aktive Konsistenz und lässt sich von einem anderen Affekt durchdringen und vertreiben; [...] es gibt keine Schließung des Affekts; der Affekt kehrt zurück, stellt sich wieder ein, widersteht aber nicht [...]« (Simondon 2020, 290; Übersetzung MW). Affektivität ist hier gleichzeitig allgegenwärtig und durchdringend, sie ist Grundlage für die Herausbildung einer Orientierung gegenüber der Umwelt, während sie selbst zugleich ambig bleibt. Die affektiv-emotive Funktion durchdringt schließlich den gesamten Individuationsprozess und reicht somit von flüchtigen Affizierungen bis ans emotive Ende, wo Affektivität in der integrativen, motivational-emotionalen Funktion zum Ausdruck kommt. Auch wenn Simondon selbst eine solche Klassifizierung von unterschiedlichen Phasen in der affektiven Konstitution von Individualität vermeidet, legt die Art seiner Darstellung nahe, unterschiedliche Erfahrungsweisen des Affektiv-Emotiven als graduelle Modulationen des fortschreitenden Individuationsprozesses zu verstehen. Unterschiedliche Formen des Affektiven können damit als Erfahrungsweisen noch nicht strukturierter Relationen des individuierenden Individuums zu seinem assoziierten Milieu verstanden werden (vgl. Garcia 2022, 162). In diesem Sinn sollte man »nicht von affektiven Zuständen sprechen, sondern von affektiven Austauschen, Austauschen zwischen dem Prä-Individuellen und dem Individuierten im Subjekt. Affektive Emotivität ist eine Bewegung zwischen dem natürlichen Unbestimmten und dem Hier und Jetzt der tatsächlichen Existenz« (Simondon 2020, 278). Das bedeutet letztlich, dass gegenstandsgerichtete emotiv-motivationale Ausdrucksformen lediglich eine Grenzbedingung des affektiven Spektrums darstellen. In diesem Sinn schlägt Garcia (2022) in ihrer Dissertationsschrift vor, Simondons Affekttheorie mit enaktivistischen Ansätzen in der Psychopathologie zu verbinden und Variationen der affektiven Erfahrung mit Phasen von Individuationsprozessen verknüpft zu sehen. Im folgenden Abschnitt möchte ich diesen Ansatz aufgreifen und eine prozesstheoretische Perspektive auf Stimmungen vorschlagen.

2.2 Von der affektiv-emotionalen Relation zur Stimmung

Simondon selbst hat wie bereits dargestellt keine ausgearbeitete Theorie unterschiedlicher Modulationen des Affektiv-Emotiven vorgelegt. Dies mag damit zusammenhängen, dass er die affektiv-emotiven Prozesse eben nicht auf abgrenzbare psychische Funktionen reduziert wissen will und eine reduktionistische Interpretation von affektiv-emotiven

Austauschen im Sinn eines Übergangs zwischen psychischen Entitäten oder Funktionen zu vermeiden sucht. Dennoch stellt sich die Frage, wie das erlebende Subjekt am Individuationsgeschehen teilhat. In dieser Richtung gibt Simondon immerhin einen ersten Hinweis, indem er *Emotionen* explizit als einen vereinheitlichenden Modus der Affektivität diskutiert, der sich am nach außen gerichteten Pol der Subjekt-Umwelt-Relation kristallisiert und zum expressiven Handeln drängt (Simondon 2020, 279–281):

Emotion ist eine Entdeckung der Einheit des lebendigen Seins [...]. Es sollte nicht gesagt werden, dass Affektion aus der angesichts eines Objekts gefühlten Emotion fließt, da Emotion integrativ und reicher ist als Affektion; Affektion ist wie Emotion in slow-motion, das heißt Emotion, die in ihrer Einheit und in der Kapazität, Meister der eigenen Entwicklung zu werden, noch nicht konstituiert ist. [...] Emotion entfaltet sich, während Affektivität lediglich gefühlt wird als Zugehörigkeit des aktuellen und anhaltenden Zustands zu einer der Modalitäten des Werdens des lebendigen Seins [...] (Simondon 2020, 289, Übersetzung MW).

Objektgerichtete Emotionen weisen ein relativ höheres Integrationsniveau des Affektiv-Emotiven auf, während Affektivität sich umfassender auf den fortschreitenden Individuationsprozess als solchen bezieht und in der flüchtigen, noch nicht integrierten Form des Affektiv-Emotiven gründet. Affektivität ist in diesem Sinn »Vorbedingung jeder Form intentionaler Erfahrung« (Garcia 2022, 162). Während Affektivität als Klammerbegriff das transduktive Wirken affektiver Orientierungsbewegungen über den gesamten Individuationsprozess umfasst und Emotionen die integrierende Funktion des Affektiven in bereits konstituierten erfahrungsweltlichen Relationen bezeichnen, schlage ich vor, Stimmungen spezifisch als *verspürte Präsenz prä-individueller Spannungsverhältnisse in transduktiven Übergängen* zwischen psychosozialen Organisationsphasen zu begreifen. Was in Stimmungen somit erfahrbar wird, ist das jeweilige Spannungsverhältnis zwischen der aktuell realisierten Individuum-Umwelt-Relation und der Gesamtladung diese überdeterminierender Individuationspotenziale. Worum es der Stimmung geht, ist also weder etwas konkret Gegenständliches in der Umwelt noch ein leiblich oder wie immer fundiertes Grundgefühl des Selbst, sondern die jeweils konkretisierte, dynamisch veränderliche Relation zwischen dem aktuellen Organisationszustand des Subjekt-Welt-Verhältnisses und prä-individuellen Potenzialen, die innerhalb dieser Konfiguration nicht lokalisierbar sind und diesen überdeterminieren. Insofern sind Stimmungen Übergangsphänomene, die auf Potenziale der transduktiven Übersetzung zielen und den aktuellen Funktionszustand gleichermaßen in einem umfassenderen Prozesszusammenhang fundieren und in seiner Beharrungstendenz destabilisieren.

Aus dieser Perspektive können die im vorherigen Abschnitt diskutierten Charakteristika der Stimmung wie folgt theoretisch bestimmt werden:

- (1) Intentionale Gerichtetheit: Stimmung zielt auf Grade der Kongruenz/Inkongruenz zwischen prä-individuellen Potenzialen und konstituierter psychosozialer Realität. Zwischenphänomene sind Stimmungen in intentionaler Hinsicht also, insofern sie auf Differenzen zwischen dem je konkretisierten Selbst-Welt-Verhältnis und diesem eingeschriebenen prä-individuellen Transformationspotenzialen gerichtet sind. Sie sind in diesem Sinn weder spezifisch objektintentional (auf der Grundlage eines eben konstituierten Erfahrungsfelds) noch global welterschließend im Sinn eines Grundgefühls des aktuellen Selbst-Welt-Verhältnisses. Ihre spezifische, diffuse und globale Gerichtetheit zielt vielmehr auf, dem aktuellen Zustand immanente, dynamische Spannungszustände und Individuationspotenziale. Die eingangs beschriebene Funktion von Stimmungen als »seeking states« (Bench und Lench 2019) trifft diesen Aspekt insofern, als die erfahrungsmäßige Präsenz transduktiver Potenziale dazu zwingt, nach Möglichkeiten der Integration bislang inkompatibler Strebungen zu suchen und ein neues Integrationsniveau zu eröffnen.
- (2) Stimmung als Übergangsphänomen: Insofern Stimmung auf Spannungsverhältnisse und dynamische Potenziale im Sinne polarer Gegensätze zwischen Kompatibilität/Inkompatibilität gerichtet ist, wird das Oszillatorische, Pervasive und Diskontinuierliche des Stimmungserlebens erklärbar. Es entspricht dem prozesshaften Suchen nach polaren Orientierungsmomenten in einem noch nicht klar konturierten Erfahrungsfeld. Damit konsistent ist auch Fuchs' (2013, 617–619) Charakterisierung von Stimmungen als polar organisierte Affektzustände. Anders als Fuchs (2013) und Garcia (2022, 165–166), die ihm in diesem Punkt folgt, verstehe ich Stimmungen allerdings nicht als primär im Subjekt fundierte Affektzustände, insofern mit Simondon die prä-individuellen Überdeterminierungen des aktuellen Selbst-Welt-Verhältnisses quer zu aktuell gegebenen Demarkationen und Funktionsdifferenzierungen stehen. Wesentlicher scheint mir in diesem Zusammenhang, dass das Zwischen der Stimmungen im Sinn eines Phasenübergangs zwischen Organisationsstufen des Psychosozialen prozesshaft verstanden wird. In dieser Hinsicht lassen sich Stimmungen auch abgrenzen von einem atmosphärischen Erfassen räumlicher Relationen sensu Schmitz (2014).

2.3 Ver-Stimmung vs. Ressentiment

Ich möchte die hier vorgeschlagene Perspektive abschließend konkretisieren, indem ich sie einer anderen, prozesshaft sich entfaltenden Affektkonstellation gegenüberstelle. Auf diese Weise hoffe ich, die Spezifik von Stimmung etwas klarer herausarbeiten zu können. In sozialpsychologischen und gesellschaftstheoretischen Debatten der letzten Jahre nimmt die Auseinandersetzung mit ressentimentgeladenen Anti-Haltungen

eine prominente Rolle ein (Capelos und Demertzis 2022, Demertzis 2020, Salmela und Capelos 2021). Mit Weißgerber bezeichnet Ressentiment einen »diffus gespürten Zustand, ungerecht behandelt worden zu sein beziehungsweise ungerecht behandelt zu werden, ohne dass eine unmittelbare Möglichkeit der Rache oder Wiedergutmachung gegeben ist« (Weißgerber 2019, 227). Scheler spricht in diesem Zusammenhang von einer schleichenden »Selbstvergiftung« (Scheler 2013, 48–49), die sich aus der initialen Erfahrung eines nicht sühnbaren Leids entspinnt. Er macht damit bereits deutlich, dass Ressentiment prozesshaft zu denken sei und nicht auf kontinuierlich fortbestehende Racheimpulse reduziert werden kann. In aktuellen Annäherungen an das Ressentimentkonzept wird unter anderem von einer Disposition (Demertzis 2020, Weißgerber 2019), einem psychischen Abwehrmechanismus (Salmela und Capelos 2021) oder »moralisch-welterschließenden Haltungen« (Wrbouschek et al. 2020, 13) gesprochen. Gemeinsam ist den Ansätzen, Ressentiment nicht als homogenen Zustand der feindseligen Abwehr anderer zu betrachten, sondern als einen über längere Zeiträume durch das repetitive Erinnern eines erlittenen Leids getriebenen Prozess der zunehmenden Verkrustung, durch den schließlich eine neu entfaltete, affektive Grundhaltung herausgebildet wird. Bisweilen wird dabei von einer Ablagerung, Verkrustung oder Sedimentbildung gesprochen. Wesentlich ist dabei, dass Ressentiment nicht durch die spezifische Entgegensetzung zu spezifischen Feindkonstruktionen (etwa rassistischen oder sexistischen Otherings), sondern durch die affektive Dynamik im Sinn einer Übersetzung von realen oder imaginären Leiderfahrungen in neue Weisen des affektiven Erschließens der Welt charakterisiert wird. Weißgerber weist Ressentiment mit Rückgriff auf Deleuze als Affekt-Sentiment aus (Weißgerber 2019, 239–240). Bei Deleuze charakterisiert das Affekt-Sentiment (im Original: Affekt-Gefühl), »rein transitiv, und nicht indikativ oder repräsentativ« zu sein, es wird »in einer gelebten Dauer, die den Unterschied zwischen zwei Zuständen einschließt, empfunden« (Deleuze 1988, 66). Weißgerber führt daran anknüpfend weiter aus:

»Die Transitivitytät der Dauer eines Affekt-Sentiments enthält somit den Widerfahrnischarakter eines Moments, der vorüberzieht, wobei er sich selbst überschreitend in einem anderen Zustand mündet. Affekt-Sentimente sind Gefühtes, ohne Gefühl zu sein; nicht weniger als Gefühl, sondern gerade ein Mehr – ein Exzess« (Weißgerber 2019, 240).

Hier wird deutlich, dass Ressentiment, auch wenn es sich letztlich in seiner verkrusteten Form als Haltung oder starre Disposition präsentiert, zunächst ein Übergangsphänomen ist, das eine tiefgreifende Transformation des Selbst-Welt-Verhältnisses der Akteur:innen bewirkt. In dieser Hinsicht scheint das Ressentiment dem hier entwickelten Stimmungsbegriff verwandt. Weißgerber geht davon aus, dass die Affekt-Sentimente des Ressentiments einen »Exzess« bezeichnen, der über die ursprüngliche Konflikt-

konstellation hinausweist und zu einer fundamentalen Zustandsänderung drängt. In ähnlicher Weise habe ich im vorherigen Abschnitt vorgeschlagen, Stimmung in Beziehung zu überdeterminierenden, prä-individuellen Potenzialen einer gegebenen Phase der psychosozialen Organisation zu setzen. In beiden Fällen geht es um das gleichzeitige Bewahren des (rückwärtsgewandten) Bezugs zu einer als prinzipiell konflikthaft konzipierten prä-individuellen Situation und das dynamische Moment eines Überschreitens der Situation, die letztendlich in der Herausbildung einer neuen Integrationsform widerstrebender Impulse mündet. Neben dieser strukturellen Ähnlichkeit lassen sich zwischen Stimmung und Ressentiment weitere Ähnlichkeiten aufweisen. Weißgerber spricht davon, dass Ressentiment, ähnlich wie Stimmungen, »diffus« (Weißgerber 2019, 227) gespürt werde. Bereits bei Scheler findet sich der Hinweis, dass Ressentiment nicht durch die intentionale Gerichtetheit auf spezifische Objekte zu fassen sei. Vielmehr charakterisiere das Ressentiment, dass es in der Organisation des Erfahrungsfelds produktiv würde, im Sinn eines aktiven Aufsuchens von Situationen und Objekten, an denen das Bedürfnis nach gehässiger Abwertung Befriedigung finden könnte (Scheler 2013, 52). Auch beim Ressentiment scheint es sich demgemäß um einen *seeking state* (Bench und Lench 2019) zu handeln, der – ähnlich wie Stimmungen – auf eine Neukonfiguration grundlegender Erfahrungsweisen der Welt gerichtet ist.

Angesichts der zahlreichen Parallelen zwischen den beiden Konzepten stellt sich die Frage, wie sich Stimmung als grundlegend transduktiver Operationsmodus in Individuationsprozessen vom Ressentiment unterscheiden lässt. Naheliegender wäre es hier, Ressentiment lediglich als eine spezifische empirische Ausprägung von Stimmungen zu denken. Ich möchte aber anhand einiger Abgrenzungen eine andere Interpretation vorschlagen. Zwar folge ich Weißgerber in seiner Einschätzung, dass auch das Ressentiment ein hohes Individuationspotenzial aufweise (Weißgerber 2019, 227), allerdings handelt es sich dabei um einen entdifferenzierenden, prä-individuelle Spannungen gerade nicht in ihrer Persistenz und das jeweilige Organisationsniveau des Selbst-Welt-Verhältnisses überdeterminierenden Dimension aufhebenden Modus der Individuation. Anstatt eine Integration zuvor inkompatibler Potenziale anzustreben, wird der prä-individuelle Konflikt im Ressentiment entlang polarisierender Täter-Opfer- und Freund-Feind-Demarkationen »gelöst«. Stimmungen kennzeichnet im Gegensatz zu Ressentimentprozessen gerade das In-Schwebe-Halten der prä-individuellen Spannung, der Umstand, dass etwas von dem affektiven Exzess jede Phase des Individuationsprozesses überdauert und als oszillierender, ungreifbarer, aber gleichzeitig pervasiver Grundrhythmus präsent bleibt. Das Irritierende und gleichzeitig den gesamten Lebensvollzug Durchdringende der Stimmungen äußert sich zwar ebenfalls in polaren Umschlägen, wie Fuchs (2013) betont. Solche Polaritäten stellen in der Stimmung aber Durchgangsstadien einer fortschreitenden Orientierungsbewegung dar. Insofern ist das Stillstellen des Affektpotenzials in dichotomen Antagonismen gerade nicht ein Indiz stimmungs-

hafter Grundaffektivität, sondern weist auf einen starren Schematismus hin, der die Komplexität prä-individueller Spannungslagen mittels Vereindeutigung und moralisch-symbolischer Selbstaufwertung (Salmela und Capelos 2021) einzufrieden sucht. Ressentimentprozesse können somit als entdifferenzierende Engführung transduktiver Affektdynamiken verstanden werden. Gerade in der Entgegensetzung zwischen dem oszillierenden, diffusen und offenen Modus der Stimmung und dem (negativ) polarisierenden, zur Sedimentierung tendierenden Modus des Ressentiments lässt sich zeigen, worin das Spezifische der Stimmung in Prozessen der Individuation zu finden ist.

Ausblick

Ich habe abschließend versucht, die an Simondon anknüpfenden theoretischen Überlegungen zu einer prozesstheoretischen Perspektive auf das Stimmungsphänomen anhand der Gegenüberstellung zwischen Stimmung und der spezifischen Affektdynamik des Ressentiments zu konkretisieren. In dieser Gegenüberstellung zeigt sich noch einmal, dass Stimmung als Übergangsphänomen in Individuationsprozessen zugleich als pervasiver Grundaffekt und diffus oszillierender *seeking state* fungiert. Dabei hält Stimmung eine Resonanz zwischen dem je aktualisierten psychosozialen Phasenzustand des Subjekts und dem, was als prä-individuelle Potenzialität, das heißt als Exzess nicht individuierter Individuationspotenziale, darin aufgehoben ist. In dieser Spannung lässt sich einerseits ein Grundgefühl ausmachen, das das je aktualisierte Selbst-Welt-Verhältnis für Potenziale öffnet, die im Sinn von Fluchtlinien zukünftiger Entwicklung erfasst werden. Andererseits erfährt das Subjekt die Destabilisierung des aktuellen Integrationsniveaus der psychosozialen Orientierungsstrukturen als Irritation. Gerade diese Ambivalenz, die im Alltag als diffuses Oszillieren – oft in Situationen des kontemplativen Zurücktretens, manchmal aber auch als unvermitteltes Anfliegen – erlebt wird, weist auf die für Stimmungen spezifische Spannungsdynamik im Übergang hin.

Im vorliegenden Beitrag habe ich versucht, diese Perspektive theoretisch aus einer Auseinandersetzung mit einigen prominenten Positionen im Feld der Stimmungsforschung zu entwickeln. In Hinblick auf mögliche Anwendungen finden sich einige Parallelen etwa zu Garcias (2022) Vermittlung zwischen Simondons Individuationstheorie und enaktivistischen Ansätzen in der Psychopathologie. Garcia unternimmt dabei, mit etwas anderer Akzentsetzung, den Versuch, Simondons abstrakte, metapsychologische Perspektive in einen Analyserahmen für die Erkundung unterschiedlicher Affektpathologien zu übersetzen. Auch wenn Garcia hinsichtlich der Einschätzung von Stimmungen zu einem etwas anderen Ergebnis gelangt als dem hier vorgestellten, scheint mir der Versuch einer prozesstheoretischen Formulierung affektpathologischer Konzepte äußerst vielversprechend.

Eher in Richtung einer sozialpsychologischen Perspektive auf gesellschaftlich relevante Affektdynamiken geht die gegen Ende des Beitrags angedeutete genealogische Betrachtung von (kollektiven) Affektkonstellationen. Im Vergleich zwischen Stimmungsprozessen und Ressentimentgenese ist eine Perspektive angelegt, die es erlaubt, die psychische und kollektiv-soziale Genese geteilter Affekthaltungen zu rekonstruieren und zugleich über etwaige Affektverkrustungen – Weißgerbers hartnäckiger »Zahnbelag« (Weißgerber 2019, 230) – hinausweisende Potenziale zur transduktiven Behandlung solcher Sedimentationsformen des Affektiven aufzuzeigen. Diesbezüglich wäre erforderlich, die konzeptuellen Überschneidungen, aber auch mögliche Divergenzen zwischen dem hier entwickelten Konzept und Ansätzen der aktuellen Affekttheorie weiterführend auszuloten. Zu denken sei hier insbesondere an aktuelle Forschungsarbeiten zu kollektiven Affekten (van Scheve und Salmela 2014) und der Funktionsweise von Affekten in sozialstrukturellen und institutionellen Zusammenhängen (Schütze 2020, Slaby und van Scheve 2019). Nicht zuletzt bietet hier auch das Werk von Gilbert Simondon weitere Anschlussmöglichkeiten, insofern die zentrale Schnittstelle zwischen psychischen und kollektiven Individuationsprozessen im vorliegenden Beitrag aus Gründen der argumentativen Sparsamkeit nur unzureichend eingeholt werden konnte. Insgesamt hoffe ich, mit der hier entworfenen Perspektive nicht nur zur weiteren Beschäftigung mit dem Phänomen der Stimmung aus phänomenologischer und sozialpsychologischer Perspektive beigetragen zu haben, sondern auch einen Anstoß zur Auseinandersetzung mit Verbindungslinien und Querbezügen zu verwandten Konzepten und Forschungsrichtungen gegeben zu haben.

Literatur

- Bench, Shane W. und Heather C. Lench. 2019. »Boredom as a Seeking State: Boredom Prompts the Pursuit of Novel (Even Negative) Experiences«. *Emotion* 19 (2): 242–254. <https://doi.org/10.1037/emo0000433>
- Böhme, Gernot. 2020. »Atmosphäre (sensu Gernot Böhme)«. In *Online Encyclopedia Philosophy of Nature. Online Lexikon Naturphilosophie*, hrsg. v. Thomas Kirchhoff. <https://doi.org/10.11588/oePN.2020.0.77506>
- Capelos, Tereza und Nicolas Demertzis. 2022. »Sour grapes: resentment as the affective response of grievance politics«. *Innovation: The European Journal of Social Science Research* 35 (1): 107–129. <https://doi.org/10.1080/13511610.2021.2023005>
- Clore, Gerald L., Norbert Schwarz und Michael Conway. 1994. »Affective causes and consequences of social information processing«. In *Handbook of social cognition*, hrsg. v. Robert S. Wyer und Thomas K. Srull, 323–417. Erlbaum.
- Combes, Muriel. 2013. *Gilbert Simondon and the philosophy of the transindividual*. MIT Press.
- De Boever, Arne, Alex Murray, Jon Roffe und Ashley Woodward, Hrsg. 2012. *Gilbert Simondon: being and technology*. Edinburgh University Press.
- Deleuze, Gilles. 1988. *Spinoza. Praktische Philosophie*. Merve.

- Demertzis, Nicolas. 2020. *The Political Sociology of Emotions. Essays on Trauma and Ressentiment*. Routledge.
- Dereclenne, Emilien. 2021. »Simondon and enaction: the articulation of life, subjectivity, and technics«. *Adaptive behavior* 29 (5): 449–458.
- Elpidorou, Andreas und Lauren Freeman. 2015. »Affectivity in Heidegger I: Moods and emotions in being and time«. *Philosophy Compass* 10 (10): 661–671.
- Freeman, Lauren. 2014. »Toward a phenomenology of mood«. *The southern journal of philosophy* 52 (4): 445–576.
- Freeman, Lauren und Andreas Elpidorou. 2015. »Affectivity in Heidegger II: Temporality, boredom, and beyond«. *Philosophy Compass* 10 (10): 672–684.
- Frijda, Nico H. 1993. »Moods, emotion episodes, and emotions«. In *Handbook of emotions*, hrsg. v. Michael Lewis und Jeannette Haviland, 381–403. The Guilford Press.
- Fuchs, Thomas. 2013. »The Phenomenology of Affectivity«. In *The Oxford handbook of philosophy and psychiatry*, hrsg. v. Bill K. W. M. Fulford, Martin Davies, Richard G. T. Gipps, George Graham, John Z. Sadler, Giovanni Stanghellini und Tim Thornton, 312–631. Oxford University Press.
- Garavito, Maria C. 2018. »On individuation and constitutive activity: a view from the philosophy of Gilbert Simondon and the phenomenology«. *Revista de Psicología Universidad de Antioquia* 10 (1): 143–169.
- García, Enara. 2022. *Participatory sense-making in psychotherapy*. Dissertation: Euskal Herriko Unibertsitatea.
- García, Enara und Iñigo R. Arandia. 2022. »Enactive and Simondonian reflections on mental disorders«. *Frontiers in Psychology* 13: 938105. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2022.938105>
- Goldie, Peter. 2002. *The emotions. A philosophical exploration*. Oxford University Press.
- Griffiths, Paul E. 1997. *What emotions really are. The problem of psychological categories*. The University of Chicago Press.
- Grzankowski, Alex und Mark Textor. 2022. »Moods: from diffusiveness to dispositionality«. *Inquiry*. <https://doi.org/10.1080/0020174X.2022.2126146>
- Heidegger, Martin. 1993. *Sein und Zeit*. Max Niemayer Verlag.
- James, William. 1884. What is an emotion? *Mind* 9 (34): 188–205.
- Keating, Thomas P. 2019. »Pre-individual affects: Gilbert Simondon and the individuation of relation«. *Cultural geographies* 26 (2): 211–226.
- Kenaan, Hagi. 2017. »Changing moods«. *Philosophia* 45: 1469–1479.
- Lormand, Eric. 1985. »Toward a theory of moods«. *Philosophical Studies* 47: 385–407.
- Luomala, Harri und Martti Laaksonen. 2000. »Contributions from mood research«. *Psychology & Marketing* 17 (3): 195–233.
- Mitchell, Jonathan. 2019. »The intentionality and intelligibility of moods«. *European Journal of Philosophy* 27 (1): 118–135.
- Mitchell, Jonathan. 2021. »Affective shifts: mood, emotion, and well-being«. *Synthese* 199: 11793–11820.
- Oatley, Keith und Phil N. Johnson-Laird. 1987. »Towards a cognitive theory of emotions«. *Cognition & Emotion* 1: 29–50.
- Parkinson, Brian, Peter Totterdell, Rob B. Briner und Shirley Reynolds. 1996. *Changing moods: The psychology of mood and mood regulation*. Longman.
- Ratcliffe, Marshall. 2005. »The feeling of being«. *Journal of Consciousness Studies* 12 (8–10): 43–60.
- Russell, James A. 2003. »Core affect and the psychological construction of emotion«. *Emotion Review* 110 (1): 145–172.
- Russell, James A. und Lisa F. Barrett. 1999. »Core affect, prototypical emotional episodes, and other things called emotion: Dissecting the elephant«. *Journal of Personality and Social Psychology* 76 (5): 805–819.

- Salmela, Mikko und Tereza Capelos. 2021. »Ressentiment: A Complex Emotion or an Emotional Mechanism of Psychic Defences?«. *Politics and Governance* 9 (3): 191–203. <https://doi.org/10.17645/pag.v9i3.4251>
- Scheler, Max. 2013. *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen*. Klostermann.
- Scherer, Klaus R., Angela Schorr und Tom Johnstone. 2001. *Appraisal Processes in Emotion: Theory, Methods, Research*. Oxford University Press.
- Schmitz, Hermann. 2014. *Atmosphären*. Verlag Karl Alber.
- Schütze, Paul. 2020. From affective arrangements to affective milieus. *Frontiers in psychology* 11: 611827.
- Scott, David. 2014. *Gilbert Simondon's psychic and collective individuation. A critical introduction and guide*. Edinburgh University Press.
- Siemer, Brian. 2009. »Mood experience: implications of a dispositional theory of moods«. *Emotion review* 1 (3): 256–263.
- Simondon, Gilbert. 1992. »The genesis of the individual«. *Incorporations* 6: 296–319.
- Simondon, Gilbert. 2009. »The position and the problem of ontogenesis«. *Parrhesia* 7: 4–16.
- Simondon, Gilbert. 2020. *Individuation in light of notions of form and information*. University of Minnesota Press.
- Slaby, Jan und Christian van Scheve, Hrsg. 2019. *Affective Societies. Key concepts*. Routledge.
- Thayer, Robert E. 1990. *The Biopsychology of Mood and Arousal*. Oxford University Press, Incorporated.
- van Scheve, Christian und Mikko Salmela, Hrsg. 2014. *Collective Emotions*. Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199659180.001.0001>
- Watson, David und Jatin Vaidya. 2003. »Mood measurement: current status and future directions«. In *Handbook of psychology, Vol. 2: Research methods in psychology*, hrsg. von John A. Schinka, Wayne F. Velicer und Irving B. Weiner, 351–375. John Wiley & Sons.
- Weißberger, Christian E. 2019. »Die neue Lust am Ressentiment. Grundzüge eines affekttheoretischen Ressentiment-Begriffs«. In *Affekt-Macht-Netz. Auf dem Weg zu einer Sozialtheorie der Digitalen Gesellschaft*, hrsg. v. Rainer Mühlhoff und Jan Slaby, 225–244. transcript Verlag.
- Wrbuschek, Markus, Natalie Rodax, Katharina Hametner, Sara Paloni und Nora Ruck. 2020. »Hal-tung bewahren! Ressentiment als verkörpertes, implizit-moralisches Urteil«. *Journal für Psychologie* 28 (2): 12–33. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-2-12>
- Wrbuschek, Markus und Thomas Sluneko. 2021. »Moods in transition: Theorizing the affective-dynamic constitution of situatedness«. *New Ideas in Psychology* 62: 100857.

Der Autor

Markus Wrbuschek ist Psychologe und lehrt an der Fakultät für Psychologie der SFU Wien qualitative Methoden und Sozialpsychologie. Sein Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der Emotionspsychologie und Methodologie qualitativer Sozialforschung.

Kontakt: Markus Wrbuschek, Fakultät für Psychologie an der SigmundFreudPrivatuniversität Wien; Freudplatz 1 (Büro 5006); 1020 Wien, Österreich; E-Mail: markus.wrbuschek@sfu.ac.at

Micro-Phenomenology as Experientially Based Access to Consciousness

Phenomenal Experiences, Methodological Issues and Challenges

Christian Tewes

Journal für Psychologie, 31(1), 239–263

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1-239>

CC BY-NC-ND 4.0

www.journal-fuer-psychologie.de

Summary

Even though conscious experiences are explored in contemporary psychology with different methodological approaches significant questions remain: Can we explore first-person experiences with reliable methods? Why and in which circumstances should we trust first person reports? And how can we ensure that the process of verbalising mental experiences is not only a construction process but a methodological transformation, which enables intersubjective access to them. It is the aim of this paper to analyse how micro-phenomenology, understood as a simultaneously phenomenological and also empirical applied research method, tries to answer the questions and challenges mentioned above. To accomplish this, I focus in the first section on how first- and second-person access to conscious experiences is ensured and justified within the micro-phenomenological interview research procedure. In the second section, I concentrate on the question of whether micro-phenomenology has access to phenomenal experiences *themselves* given that they are mediated by interviews and complex processes of categorization and evaluation. In the final step, I analyse whether the explanatory scope of micro-phenomenology can be enhanced by integrating mixed method approaches to study mental phenomena qualitatively and quantitatively.

Keywords: first-person experiences, retentional memory, mixed methods, triangulation, categorisation, correspondence claim

Zusammenfassung

Mikrophänomenologie als erfahrungsbasierter Zugang zum Bewusstsein

Phänomenale Erfahrungen, methodologische Fragen und Herausforderungen

Auch wenn bewusste Erfahrungen in der zeitgenössischen Psychologie mit verschiedenen Methoden untersucht werden, bleibt eine bedeutende Frage bestehen: Können erstpersonale

Erfahrungen mit gerechtfertigten und reliablen Methoden erforscht werden? Warum sollte man solchen erstpersonalen Berichten überhaupt vertrauen? Und ist nicht das artikulierte Resultat solcher Erfahrungen das Produkt eines bloßen Konstruktionsprozesses und nicht nur einer methodischen Transformation? Es ist das Ziel dieses Aufsatzes zu untersuchen, wie die Mikro-Phänomenologie diese Fragen und Herausforderungen zu beantworten sucht. Um dies zu erreichen, konzentriere ich mich im ersten Abschnitt darauf, wie der Erst- und Zweitpersonale Zugang zu Bewusstseinerfahrungen im mikro-phänomenologischen Interview gerechtfertigt wird. Der nächste Abschnitt handelt dann besonders von der Frage, ob in der Mikro-Phänomenologie ein Zugang zu Bewusstseinerfahrungen *selber* und nicht nur zu einem artikulierten und kategorisierten sprachlichen Artefakt erreicht wird. Abschließend wird untersucht, ob die explanatorische Reichweite der Mikro-Phänomenologie durch eine Integration sogenannter gemischter Methoden (mixed method approaches) verbessert werden kann.

Schlüsselwörter: erstpersonale Erfahrung, retentionale Erinnerung, gemischte Methoden, Triangulation, Kategorisierung, Korrespondenz

Introduction

Ever since an understanding of the inherent intertwining of consciousness and mental phenomena led to the emergence of cognitive science (Baars 2003), several issues have been raised concerning their scientific investigation. Firstly, can we explore first-person experiences with a justified and reliable method? Why and in which circumstances should we trust first-person reports (Jack and Roepstorff 2003)? And how can one ensure that the process of verbalizing mental experiences is not only a constructive process but a methodological transformation which allows intersubjective access to *subjective experiences* of other minds? Secondly, there is the insight of the phenomenological tradition formulated by Edmund Husserl and Maurice Merleau-Ponty that all knowledge – including knowledge of the natural sciences – is only given to us from our conscious perspective and experiences of the world (Husserl 1980, 86, Merleau-Ponty 2005, IX). In a similar vein, Claire Petitmengin and Michel Bitbol point out in their recent account of micro-phenomenology that first-person experiences and reports are not only indispensable for psychology but also for the experimental data of the natural sciences such as quantum physics as well. Thus, first-person experiences are for the proponents of micro-phenomenology the starting point and »...ultimate warrant of the whole system of knowledge (Bitbol and Petitmengin 2013b, 175).« But the decisive question for them is, however, how one can gain access to more subtle and implicit experiences that transcend this knowledge, and focus on the process of perception, thinking evaluation etc. themselves.

There is currently a renaissance of introspective methods that combine phenomenology, new empirical research and theory building to answer these and similar questions (Weger, Wagemann and Tewes 2019). Micro-phenomenology is among these new approaches and relates important insights of the traditional phenomenology and psychopathology, of Husserl, Heidegger, Merleau-Ponty, Binswanger etc., to current research on psychological and psychopathological phenomena (see Depraz 2020a). It has been a matter of constant debate whether phenomenology also relies on introspection or is strictly separated from this research tradition (Zahavi 2007, Gutland 2018). It is not the aim of this paper to settle that issue. Rather, its aim is to analyze how micro-phenomenology as a simultaneously phenomenological and empirical applied research method tries, in its theory, method, and practice to answer and incorporate the questions and challenges indicated above. To accomplish this, I focus in the first section on how first- and second-person access to conscious experiences is ensured and justified within the micro-phenomenological interview research procedure. In the second section, I concentrate on the question of whether micro-phenomenology actually has access to phenomenal experiences *themselves* from the first-person point of view, given that they are mediated by interviews and complex processes of categorization and evaluation. In the final step, I analyze whether the explanatory scope of micro-phenomenology can be enhanced by integrating mixed method approaches to studying mental phenomena. In this context, I define the >explanatory scope< of an exploratory procedure in micro-phenomenology, which rests on a descriptive research method, in terms of how it ensures the traceability, reliability, and generalizability of its methods and findings. This can include both qualitative and quantitative research tools.

I First- and Second Person-Access to Conscious Phenomena in Micro-Phenomenology

When it comes to the exploration of conscious phenomena in psychology, it is still a matter of debate how reliable access to these phenomena is to be achieved via a justified research procedure. Even if one is convinced that introspection is (a) an important source for the understanding of human mental and conscious life, one can hold (b), as Eric Schwitzgebel does, a sceptical view toward a deeper understanding of psychic phenomenal from the first-person perspective (Schwitzgebel 2008, 246). Schwitzgebel himself points to a »classical« challenge to the process of self-observation:

My thoughts, my images, my itches, may pain—all bound away as I think about them, or remain only self-conscious, interrupted versions of themselves. Nor can I hold them still,

even as artificial specimens—as I reflect on one aspect of the experience, it alters and grows (Schwitzgebel 2008, 267).

It comes as no surprise that these and similar problems with the experience of self-observation are deeply connected with the history of introspection. In his historical overview of the introspective movement, Kurt Danzinger reconstructs Wilhelm Wundt's distinction between »self-observation« and »inner perception« (Danzinger 1980, 2444–245). The former is something whose existence only hardcore eliminative materialists would deny (Churchland 1981). That I enjoy or dislike strawberry ice cream or feel pain or an itch in my left foot and thereby perceive such events from my first-person point of view is something that even the sceptic in the sense above will concede. Nevertheless, it does not follow from this concession that conscious events such as emotions or thoughts are appropriate objects of scientific observation (Danzinger 1980, 245). Every classical objection to introspection is lurking at this point.

Thus, Edmund Husserl was already confronted (a) with Schwitzgebel's assertion that the process of reflection in self-observation distorts or interrupts the conscious events one is focusing on. This in turn has the effect that one cannot unequivocally determine (b) the type of mental events (»specimens« in Schwitzgebel's terms) to which the experienced conscious phenomena might belong. Another argument against introspection concerns (c) the intertwining of subject and object or, to be more precise, the entanglement of the scientific observer and participant. Daniel Dennett regards violation of the »independence or non-identity claim« between the observer and participant in scientific experiments as devastating for what he calls »lone wolf phenomenology« or »autophenomenology« (Dennett 2003; 23). According to Dennett, one must treat phenomenological or introspective self-reports as fictional stories, unless we have independent scientific confirmation of the articulated experiences (Dennett 1991, 78 ff.). Even if we do not agree with Dennett's degradation of our conscious experiences to fictions, these considerations point to an important question: What are (d) the scientific objects in introspective research? Are we concerned here with inquiries into *conscious experiences as such* or only fleeting memories thereof? Or can the data of introspective research only be (e) observable interviews, reports, videos etc., as some argue (Piccinini 2009)? In the sections that follow I analyze how micro-phenomenology tries to settle these issues within its own research agenda.

1.1 The Elicitation Method as an Introspective Interview Technique

Several researchers have replied to Schwitzgebel's scepticism about a rigorous science of consciousness from the first-person perspective, that introspection is indispensable not

only for the foundation of cognitive psychology but also for any fine-grained behavioral and functional specification of mental phenomena. In the same vein, it is important to notice that most psychological categories have their roots in first-person reports and folk-psychological ascriptions and that the exploration of, for instance, many neurological patterns depend on tasks, which require first-person experience-based reactions or even explicit reports (Bitbol and Petitmengin 2013, Kotchoubey et al. 2016).

Micro-phenomenology aims at providing a practical research methodology which allows, pace Schwitzgebel and Dennett, a controlled access and evaluation of the rich lived experiences of subjects. The ground-breaking development of the elicitation method in micro-phenomenology goes back to the work of Pierre Vermersch (see Vermersch 2009).

How exactly Husserl's »classical« transcendental foundation of phenomenology is related to micro-phenomenology is a complex research topic, the detailed issues of which are beyond the inquiry of this paper (for such detailed discussion see Depraz 2020b). Nevertheless, it is important to notice that there is an ongoing phenomenologically based philosophical discourse in micro-phenomenology, which constantly reflects on the foundation of science, truth, knowledge, and psychology. In this regard, micro-phenomenology does not assume, in a naturalistic way, that causal processes precede and constitute consciousness. The representationalist theory of knowledge and mind is abandoned in micro-phenomenology (Bitbol and Petitmengin 2013a), thereby leaving the natural attitude of science that assumes a specific ontology of mind and world without further explorations.

Vermersch himself links his account of introspection in important respects to concepts and methods that Husserl had developed in his phenomenological writings and thereby demonstrates the continuity of his own work with the phenomenological approach to consciousness. Why do Schwitzgebel and others have the impression that in the mode of »naïve introspection« one is not aware of distinctive mental phenomena (Schwitzgebel 2008)? Following Husserl, Vermersch's answer to such questions is that in everyday life we are only *pre-reflectively* aware of our psychological states and processes. What we need to do to gain *explicit* knowledge of our mental states requires us to change our pre-reflectively awareness into a mode of *reflexive* consciousness (Vermersch 2009, 13).

But how can one ensure, as questioned in objection (a), that this transformation does not distort or blur our pre-reflective experiences? At this point a further important feature of Husserlian phenomenology comes into play, namely his concept of inner time consciousness. Let me explain this in more detail. For closing the time gap between conscious experiences and their verbalization, micro-phenomenologists do not rely on methods or tools such as the so-called beeper method (Hurlburt and Akhter 2010, 277) or protocol analysis (Erikson 2003). Such tools are rejected by micro-phenomenologists for methodological reasons. As Claire Petitmengin (2006, 238) points out, drawing up-

on descriptions by William James (1890, 244), mental processes such as memorizing an event or solving a mathematical problem are so complex and unfold so rapidly that it is impossible to observe them – at least in sufficient detail – at the moment they are occurring. Rather, it is necessary to re-enact individual mental processes again and again so that hitherto unnoticed aspects and properties can emerge and be grasped by the participant.

This does not mean, however, that we have no experiential access to these mental processes. We are pre-reflectively aware of these activities and qualities of content, otherwise we could not re-enact them. For that reason, I interpret Petitmengin's modal claim then in the special way she uses the concept of »observation«. If I observe my mental state or mental process when I am reflectively aware of the them, I grasp certain properties of, for instance, an emotion and neglect others. Thus, given that we interpret observation here as a *reflective mode* of consciousness, then it is from a practical viewpoint impossible to grasp every aspect of a mathematical structure all at once. Nevertheless, it is certainly possible to intensify and increase these reflexive capacities. Furthermore, it is, I suggest, not impossible (does not entail a logical contradiction) to imagine a superhuman mind that reflects on every property of a mental state or mental process all at once. Petitmengin modal claim rests not on a metaphysical impossibility but a practical one by implicitly referring to the constitution of the human mind.

Retentive Memory as the Focus of Attention

To deal with the »temporal gap problem« in introspection, micro-phenomenology uses an interview method that seeks to elicit a single pre-reflectively lived experience from untrained interviewees. Before discussing some important details of this interview technique, we must deal with the following challenge: if the elicitation and verbalization of experiences rely on memories (re-enacting a single mental process) and not on the experiences themselves, then the trustworthiness of the findings seems to be weakened, given the unreliability of our fleeting memories and our reconstructions thereof.

The declarative memory, however, should not be confused with the re-enactment of a conscious experience. Vermersch and Petitmengin relate the inner evocation of an experience to Husserl's concept of »retention«. It can be described as a kind of short-term memory in a special sense. When we listen to a melody we not only hear the present sound; what has been played just before is still present in our consciousness, even though it is »fading« or »sinking« (Husserl 1985, 77–82). Since the retention is still present in the lived experience it is directly perceived in consciousness and does not re-present a past event (Vermersch 2009, 22). As Vermersch puts it:

[R]etentions *do not disappear*, and can be awakened, either involuntarily by an associative shock, or deliberately by an >awakening intention«. The hypothesis of passive memo-

ry [retention] and its awakening opens up the possibility of obtaining an extraordinary quantity of details in recollections, particularly when the person is skillfully interviewed (Vermersch 2009, 33 [my italics, C. T.]).

Retention or passive memory is certainly not, as Vermersch formulates, a »hypothesis« in the ordinary sense but something that we can frequently experience as evident. What is crucial for micro-phenomenology, however, is the conviction that we have access to such retentions even after a considerable time and can re-enact them in consciousness. If so, we do not re-present mental events or processes by means of an awakening intention and attentional stabilization, but by a process of »presentification« (Petemengin 2006, 238) whereby the interviewee takes up an intensified contact with the lived experience, discovering and specifying hitherto unnoticed aspects of a concrete single event or process (Vermersch 2009, 24).

That an act of intentional awakening can elicit and evoke former experiences presupposes that the focused event in its retentional structure still exists at least in a potential form. Moreover, given Husserl's thesis, passive memories are thereby directly connected to the temporal »now« of present time-consciousness. In the literature this characteristic is often explored today as a constitutive part of the »body memory«. The latter is defined as continuously relating the past to the present in its different embodied dimensions, for instance, skill-based behavior (Fuchs 2021, 13). Such an alternative conception of memory clarifies how micro-phenomenology can deal with the time-gap problem in a more general way. How this challenge can be met at the concrete methodological level will be shown below.

Rules and Procedures for the Micro-Phenomenological Interview

It would be wrong, however, to assume that micro-phenomenology posits infallible access to introspectively evoked experiences. Wilson and Nisbett's famous studies on introspective research led them to conclude that people have no reliable introspective access to their mental states (Wilson and Nisbett 1977). They showed, for instance, that participants very often confabulate about the causes of or reasons for their decision-making or that they change their evaluation of a topic in an experimental setting without noticing. Taking these findings into consideration, careful methodological provisions must be built into introspective experiments to forestall such distorting effects. Practitioners of micro-phenomenology have developed a procedure and set of methodological steps for preventing these and similar side effects.

As already mentioned, one role of the interviewer is to stabilize the fleeting attention of the interviewee and to help her to focus once more on a singular experience. Furthermore, the interviewer aims to establish the actual pre-reflective aspects of the

experience and not the interviewee's beliefs or judgements concerning them (Petitmengin 2009, 239). As Petitmengin puts it:

[The interview] process consists – each time that the subject drifts away from a description to make comments or judgements about this experience, or has become lost in even more distant considerations – of asking a question that brings him back, firmly but not brutally *to the experience itself* (Petitmengin 2006, 240 [my italics, C. T.]).

This passage is insightful not only because it underlines how the interviewer is trained to intervene when there are indications that the interviewee is starting to formulate general assumptions, hypotheses or beliefs about her experience. In this sense, the interviewer induces a *phenomenological reduction* within the framework of the entire interview procedure (Bitbol, Petitmengin and Bitbo 2013, 271). Such a procedure entails that theories, beliefs and prior knowledge are strictly abandoned as to gain a broader access to the field of lived experience. It also shows how the second-person perspective of the interviewer contributes to gathering first-person experiential data, which can then be shared and evaluated at different stages of the analysis from an intersubjective perspective. Furthermore, the interviewer must also apply the phenomenological reduction to himself to exclude any bias and hypothetical considerations that might influence his questioning technique in the interview.

Thus, from its very beginning, the interview procedure unfolds in a *triangulation process*. I will specify further triangulation procedures of the interview and mixed method approaches in the following sections. As already indicated, though, a first form of triangulation during the interview is established between the interviewer, the interviewee, and a singular experience in the process of its articulation. This is not a mutual *representation* of an object in the intersubjective realm, as Davidson has defined the triangulated reference to external objects (Davidson 1991). Rather, the intentional awakening already indicates that the explored mental phenomenon depends in its appearance and verbalization on the constant interaction between interviewer and interviewee. Let us now turn to the concrete structure of this triangulation process in more detail.

II The Triangulation Process of the Experience During the Interview

As the quotation already makes clear, it is the task of the interviewer to focus and re-focus the subject on the experience. There are further guidelines for accomplishing this, for instance, frequent reformulation of what the interviewee has said so far or encouraging her to use demonstratives like »that color« so as to stabilize elements of experience in the fleeting stream of consciousness (Petitmengin 2006, 240). Moreover, the inter-

viewer helps to re-direct awareness by asking *how* the experience is appearing from the interviewee's first-person perspective. To give an example, one can ask whether, »that color« appears blurred or clear, or how that color-experience unfolds, does it have a static or more dynamic character and in what ways it is related to the interviewee's perspective, etc. This procedure should also help the subject to loosen her absorption in the intentional content and to become reflectively aware of the underlying intentional acts (in Husserl's sense), which are involved in the constitution of the mental phenomena. In the literature these mental acts are also dubbed »micro-gestures«. The latter can consist, for instance, in the shift of attention to a more receptive openness towards an affective experience or a more active focusing and exploration of mental content (Wagemann 2022).

Pace Piccinini and others, the description of these selected aspects of micro-phenomenological method suggests that in the triangulation process the interviewer is focused not only on the publicly uttered symbolic expressions but on the evoked singular experience of the interviewee as well. This is underlined by the fact that embodied expressions such as gestures, eye movements or the intonation of the voice play an important role in the micro-phenomenological interview. According to an embodied phenomenological conception of social interaction and perception, mental events – for example, fear – can, in their strongly embodied form, be perceived directly from the second-person perspective; these can be communicated not only by facial expressions but the entire body posture as well (Krueger 2018).

Petitmengin, et al. view embodied gestures as »open windows« onto inner gestures (micro-gestures); these in turn co-constitute the meaning of the singular experience (Petitmengin, Remillieux, and Valenzuela-Moguillansky 2019, 698). For this reason, one can be reflectively aware of the felt experience of another person who is only pre-reflectively aware of being absorbed in this state or process. Interviewers can use these social-perceptual cues to assist an exploration of the synchronic and diachronic dimension of inner experiences:

Observations of these various types of gesture enables the interviewer to help his interlocutor to become aware of the kinesthetic and felt dimension of his experience and to deepen its description. For example, a deictic gesture towards the chest can draw the interviewee's attention to the felt sensations, with the help of a question such as »What is happening for you in the middle of your chest?« (Petitmengin 2006, 247).

Beside the function of pointing to a felt body sensation, gestures are also part of the broader embodied expression of an emotion. Taking all these aspects together, it becomes clear that the interviewer is not only eliciting and interpreting the utterances of the interviewed subject. Though the interviewer has no direct access to the original

singular experience in its intuitive richness as it appears to the interviewee from the first-person perspective, nevertheless the interviewee can be intentionally directed both to the *experience and its articulation* from the second-person perspective even when the intuitive conditions of fulfilment of this intention are indirect. If this is true, then it is wrong to suppose, as Piccinini and Dennett do, that only publicly uttered reports about experiences (and not the experiences themselves) are the legitimate objects of scientific research on consciousness.

Inner Experiences and Their Articulation as Objects of Inquiry

Let me unpack the claim above in more detail. During the interview procedure the interviewer keeps (or should keep) in mind the difference between the singular experience and its articulation by the interviewee. Otherwise, it would not make sense to check the validity of her descriptions. To accomplish this, she is intentionally directed in the dialogue towards the experience, which unfolds by means of embodied expressions (gestures, facial movements, body postures, verbal intonation) and symbolically articulated words or sentences. Symbolic descriptions uttered by the interviewee enable the interviewer to refer indirectly (without an intuitive fulfilment of this reference) to the experience by means of its conceptual structure. In contrast, the interviewee is *directly* and reflectively related to the evoked conscious processes. Nevertheless, the interviewer is, beside the symbolic reference, also directly connected to certain *expressive dimensions* of the experience. As we have seen, both dimensions allow the interviewer to evaluate the quality of the utterances to avoid the side effects of introspective research mentioned above. This makes clear that the scientific object of exploration in the triangulation process is the singular experience itself and how one can reach an adequately fine-grained description of its different layers (strata).

In a recent paper on micro-phenomenology, Gerhard Benetka and Thomas Slunecko deny that the object of scientific inquiry is the experience itself. They argue that the theme and content of the interview consists of how the articulation »modifies« the experience and how it gets »enriched« by the re-articulation which the interviewer initiates (Benetka and Slunecko 2021, 36). But why should the modification and enrichment process of the articulated experience support the view that the elicited experience as such is not among the objects of inquiry? It is certainly true that the articulation process *modifies* and *enriches* the pre-reflectively lived experience by conceptualizing and symbolizing it. Yet if we understand concepts in an embodied pluralistic way, as Alva Noë suggests, they enable us to perceive the surroundings or to be aware of emotions and social situations and should not be reduced to mere functions in judgments (Noë 2015, 2015). If this is correct, one can understand the entire

interview procedure as a conceptual specification process of inner experiences, which highlights certain attributes, qualities, characteristics and relations of the interviewee's experience and not others. To sum up: if the articulation of the experience is successful, the modification and enrichment process unfolds the deep structure (layers or strata) of mental phenomenon and does not demarcate an unbridgeable boundary between symbolic language and inner experience. If this is the case, *both* the experience and how it is articulated remains the object of investigation during the interview, even if one acknowledges that the two are closely intertwined.

For critics such as Benetka and Slunecko, micro-phenomenologists mistakenly assume an unambiguous (exact or isomorphic) interrelationship between an experience and its articulation, an assumption that they argue is empirically untenable (Benetka and Slunecko 2021, 36). In the light of the above, however, we can see that micro-phenomenologists make no such assumption. There is no unambiguous interrelationship between evoked mental experiences and their articulations. On contrary, it is a necessary ingredient of micro-phenomenological research to be aware that symbolic utterances do not always conform to an experience and need to be re-evaluated again and again. In this way the accuracy of the resulting reports can be an explicit part of the interview itself. The following meta-question, which Petitmengin and Bitbol raise at the end of some of their interviews, makes this clear:

- a Do you have the feeling that the report you have given until now conforms to the experience you were describing?
- a' Do you have the feeling that the report you have given until now is complete?
- b How do you know that your report does (does not) conform to the experience?
- b' How do you know that your report is (is not) now complete? (Bitbol and Petitmengin 2013, 273).

These questions – concerning the felt accuracy of the interview – demonstrate that proponents of micro-phenomenology do not expect there to be a neat one-to-one correspondence between inner mental experiences and their articulations. Indeed, Bitbol and Petitmengin deny that the »authenticity check« (validation of the interview) involves any relation of *correspondence* at all. Why is this so?

In responding to sceptical criticisms of introspective research methods, micro-phenomenologists have developed a conception of »performative coherence«, which breaks with the »classical« realistic correspondence theory of truth. If one understands the latter in the context of a naturalistic stance, which defines truth conditions for a mind-independent reality, then the evaluation of introspective research is admittedly doomed to failure. For this reason, micro-phenomenologists suggest an alternative, a performative coherence theory, for evaluating introspective reports. This comprises, for instance, (a) forms of self-assessment as outlined in the questions above, (b) evaluation

of embodied cues and symbolic articulations by the interviewer, (c) a further form of triangulation in the evaluation- and categorization process of the interview (the structural analysis), and a triangulation by means of mixed method approaches such as the mutual validation between introspective reports and behavioral measures (including neuroscientific research) (Bitbol and Petitmenging 2013). We will come back to (b) and (c) in the remaining sections of this paper.

It is certainly correct that micro-phenomenologists reject the idea that one can establish truth-conditions for checking the reliability of introspective reports in an external »mind independent« way. Daniel Dennett suggests such a procedure in his »heterophenomenological« account of conscious phenomena. His main idea, roughly speaking, is that one should treat introspective reports of mental phenomena as fictional entities unless brain science can confirm their existence via experiments (Dennett 1991). Such appeals to neurophysiology as »hard science« are not new. External stimuli, for instance, perceptual clues, behavioral patterns or neural ensembles are taken as objective and *subject-independent* indicators of conscious experience.

However, such approaches are not appropriate for the exploration of the conscious mind, because they are viciously circular. We must always begin with conscious experience before we can relate it to external stimuli or to specific brain states. Nor are the suggested external procedures subject-independent; they actually require a complex intersubjective assessment procedure, which involves the conscious processes of many different people in the framing, performance and evaluation of the experiment and its findings. For these reasons the experiencing subject is indispensable for the existence and evaluation of the reliability of her mental reports.

Nevertheless, I suggest that the *wholesale* exclusion of the correspondence theory from micro-phenomenological research is too hasty. The interview procedure aims in a dialogical manner to detect and unfold retentions of a single mental experience. This, as has already been seen, is not an infallible process. Yet it is a foundational idea of micro-phenomenological research that the resulting articulations expressed in the interview method can do justice, at least *more or less*, to the re-evoked experience. Otherwise, one could not differentiate between a mere confabulation and an experience-based articulation of conscious phenomena. When we give up this distinction, Dennett would be right after all that introspective inquiries end up creating »heterophenomenological worlds«, fictional stories, whose narratives and characters are not part of reality.

These considerations make clear that one should at least strive for correspondence *within an introspective research procedure*, between experiences, their conceptual comprehension and their symbolical articulation. A sought-for correspondence, if successful, is then the result of the triangulation and performative coherence process delineated above. In phenomenological research on conscious phenomena undertaken from the first- and second-person perspective, the interviewer and the interviewee are

both oriented via in the triangulation process towards an unfolding experience with its multifaceted dimensions. Simultaneously, they are each working with different roles upon the experience and symbolic articulation in the interview to help bring forth a rich and authentic symbolic description of these dimensions in a quasi-oscillatory process.

That the independent external observer has, in many cases, no *direct evidence* of whether statements or self-reports made in this triangulation process are reliable, does not contradict this claim. We are not able to see elementary particles such as protons and neutrons directly (only their effects), but they are nevertheless existing entities, as quantum physics has shown. By analogy, all the criteria of coherence from (a) to (c) are mutually supporting *indicators* of whether an interviewee's statement conforms (corresponds) to an experience or not.

Experimental Research on the Reliability of Micro-Phenomenology

So far, I have outlined and discussed how the micro-phenomenological interview procedure tries to avoid at a theoretical level the problem of confabulation in introspective research. However, it has been recently pointed out by Terje Sparby et al. that the question of whether micro-phenomenology delivers the findings about introspection which it claims, has rarely been empirically tested (Sparby et al. 2022). There are, as Sparby himself pointed out, some important exceptions.¹ For example, Petitmengin et al. conducted a study in 2013 which reproduced an experiment by Johansson et al. that should refute Nisbett and Wilson's claim, mentioned above, that we have no insights into the reasons behind our decision-making processes. In the original experiment the Swedish research team led by Johansson presented pictures of 15 pairs of women to 120 participants and asked them to say which one of each pair they found most attractive. In some trials, the experimenters showed the participants the sequence of 15 pairs and immediately re-presented six of the pairs, asking the participants to state, within a fixed timeframe, the reasons (verbal reports) for their decisions (Johansson, Sikström and Olssen 2005, 117). Unbeknownst to them, in the sequence of six pairs, three pairs (always in the same numerical order for every participant) had been manipulated: a double card ploy was used to switch the chosen card with the picture rated less attractive. Surprisingly enough, only 13% of the manipulated cards were detected as wrong (see for more details, Johansson, Sikström and Olssen 2005, 117). These findings seem, prima facie, to confirm Nisbett and Wilson's conclusion that introspective reports are untrustworthy.

Petitmengin now repeated Johansson's experiment with a crucial modification: among the manipulated cards, two were re-presented *immediately after* the choice and the participants were asked to state their reasons for their choices, as in the previous

study (these are called the »NEL« reports). With the remaining items the procedure deviates in such a way that the report was postponed and constituted on the base of an elicitation interview (in short »EL« reports) (Petitmengin et al. 2013, 656). In this case, the interviewer gives the covered picture back to the participant and the »representation stage« of the manipulated card is postponed until the elicitation report (35–45 minutes) is finished. The overall findings of the study are impressive. With the use of the Chi square test and Cramer V2 test the global statistical analysis showed that the detection rate in the »NEL« trials is only 33% whereas in the case of EL trials, it increases up to 80%. This demonstrates that the elicitation method significantly enhances the mental capacity for detecting changes between the retentional evocation of an experience and a current perception.

There are, however, potential objections or challenges to the entire methodology of the experiment. One concerns a possible implicit influence of the interviewer on the interviewee (interviewer bias), since the experimenter and the interviewer are the same person (Froese 2013, 674). But as Tom Froese himself points out, there are no insurmountable obstacles to coping with these or similar objections by improving the experimental setup. I will come back to this point. But what is particularly worth highlighting about the experiment here is that it is a prototype of a *mixed method* approach where a micro-phenomenological intervention (the »EL« trials) plays a decisive role. A mixed method approach is defined not simply as the use of qualitative and quantitative methods in a single inquiry. Following the suggestion by Abbas Tashakkori and John W. Creswell, what is crucial is *how* the methods are integrated in a research project or study, how »the investigator collects and analyses data, integrates the findings, and draws inferences using both qualitative and quantitative approaches« (Tashakkori and Creswell 2003, 4).

In the above-mentioned experiment, Petitmengin et al. use the qualitative elicitation method not simply for gaining new categories or insights into the dynamics of conscious experience. Rather, they use it for enhancing the participants' retentional capacities to detect the manipulation. The statistical evaluation allows them to measure *quantitatively* and *comparatively* how successful this intervention was (detections in NEL trials compared to EL trials). Moreover, further statistical analysis could not only calculate the global statistical impact of the NEL/EL conditions on the outcome but how details of the detection types (direct detection, delayed detection etc.) varied relative to each other (by use of contingency tables) (Petitmengin et al. 2013, 660–661).

Looking at such details of the experiment reveals how the integration of qualitative and quantitative methods is accomplished in Petitmengin's study. The qualitative micro-phenomenological intervention explores the conscious access to details of the decision-making process with the aim of enhancing the reliability of introspective reports. Whether the elicitation method can yield such positive findings is then tested and

validated quantitatively. Specifically, the statistical analysis of the *relation between the details* of the detection type (detection rate of NEL trials compared to EL trials) shows how the micro-phenomenological intervention enhances the explanatory scope of this introspective research procedure to detect the manipulation. In this case, the triangulation is not accomplished within the qualitative micro-phenomenological research procedure alone. Instead, the triangulation in this experimental setting is achieved by using phenomenological interventions and quantitative data to test how the elicitation method *enhances* access to earlier mental activities. The explanatory scope of this mixed method approach is then widened in that introspective intervention yields a *significant statistical improvement* of the detection rate, based on an exploratory micro-phenomenological interview. Such an improvement is then an indicator of the generalizability of the exploratively won findings.

As we will see in the next section, there are further tools how to strengthen the explanatory scope of a qualitative research design, which also applies to the micro-phenomenological research procedure. Phenomenology rests on a descriptive research method but also searches for categorical or eidetic laws, which govern and thereby explain the general structure of our experiences (Summa 2022).

To sum up the points made above, the research setting is framed at the theoretical level by means of a previous experiment, which seems to have demonstrated the unreliability of introspection on decision making processes. Moreover, the new version of the experiment, is guided by the micro-phenomenological hypothesis that one can improve first-person access to consciousness experiences with the elicitation method. To borrow a term from Shaun Gallagher (Gallagher 2003), one can »front-load« phenomenological insights into the research question and research design of an experiment.² Concerning our example, the research design is, as explained, a follow-up experiment by Johansson and colleagues but with an insertion of micro-phenomenological interviews to test whether this will enhance the »retentional detection capacities« of the participants.

Sparby et al. have raised sceptical points about whether this experimental setting is an appropriate way to test the reliability of introspective research:

»It is questionable, however, whether test involving manipulations adequately address the issue of reliability of reports as there is no way of accessing the inner decision-making as it originally was. As has been suggested, reliability should rather be tied to authenticity and coherence« (Sparby et al. 2022, 2).

I think that this interpretation of the experiment is unconvincing, for various reasons. Firstly, as I have already pointed out, the exclusion of *every* correspondence claim (including a reformulated one) from micro-phenomenological research is problematic, if one wants to explain the possible match or mismatch of a report or parts thereof with

the experience. Thus, why is access to the original decision-making process denied right from the start given the research procedure of the elicitation method? Secondly, how can one explain the difference between the outcomes of NEL trials and EL trials if not in terms of a more transparent access to one's own decision processes? Thirdly, the authors seem to suggest in a later part of their paper that it is desirable to test the supposed increased »granularity or richness of experiences« in further micro-phenomenological research. If so, it is again unclear how this could be accomplished without any *comparative, i. e. corresponding references* between experiences. The improvement of the explanatory scope in the way defined above is therefore strongly intertwined with the claim that one should not jettison every correspondence claim in micro-phenomenological research. But how could one further extend the plausibility of this claim in micro-phenomenological research?

As I have pointed out, Froese has criticized the concrete research design of Petit-mengin's et al.'s follow-up study on the ground that the experimenter and interviewer are the same person. This limits the reliability of the experimental results since one cannot exclude that the interviewer unintentionally leads the participants to realize the manipulation. Furthermore, the research design of the study cannot measure possible learning effects since after the first successful detection of the manipulation the experiment did not proceed to prevent a ›suspicious effect‹ of the participants, which made it more likely to detect the manipulation at later stage of the experiment (Johansson, Sikström and Olssen 2005).

But to test such learning effects is decisive for *expanding* the explanatory scope of micro-phenomenology. Why is this so? One central idea of micro-phenomenology, as we have seen, is the conviction that we are only pre-reflectively aware of manifold experiences that we can re-enact and report by means of the elicitation procedure. Moreover, one would expect that a systematical training with the elicitation method, to re-focus and intensify the attention to retentional memory, increases the ability of participants to specify hitherto unnoticed properties and patterns. Froese et al. have proposed the double-blind research design (DBI), which might overcome the limitations of Petit-mengin's follow-up study highlighted above. Froese et al. relate their suggestion to the well-known studies of brief visual displays i. e., of an array of letters or other items, which are shown to the participants for a short period of time (Sperling 1960). Subjects report that they could see all the letters, but they are only able to report 4 up to 5 of them immediately after the display. Additionally, Sperling found out that a slight change in the duration of exposure did not change the ability to report this limited number of letters (Sperling 1960, 6). As Ned block point out, it is an attractive picture to explain this result is due to the limited capacity of the working memory (Block 2007, 487). Another explanation is, of course, that the phenomenal impression of having seen all letters is simply an illusion of the introspecting subjects. Notice that the first option in

its different variants (subjects might have been pre-reflectively or reflectively aware of then letters without this resulting in explicitly memorable items) implies once again the correspondence claim. Let me explain this in more detail.

As I take it, what Froese and colleagues are suggesting by relating the DBI paradigm to visual crowding experiments here, is a test procedure, which is suitable at an empirical level to test whether my correspondence claim for micro-phenomenology is correct. Within the DBI paradigm neither the interviewer nor the interviewee can, for instance, report, the complete details of the number or objects displayed. Thus, the idea is to reproduce Sperling's or a similar experiment in the context of visual crowding and to combine it with a micro-phenomenological intervention. But this time the interviewer does not know in advance what the correct items will be. The decisive conviction behind this suggested procedure is that a skillful interviewer should be capable of enabling the interviewee to detect more items with the help of the elicitation method (Froese, van Praag and Seth 2011, 58). Further, that one could also test whether micro-phenomenological training leads to an increased learning effect after several attempts. On the one hand, if this procedure is successful, it would provide strong empirical evidence that the correspondence claim is correct. The reason is that the re-enacted items would be related to and *match* the former experienced objects and it is hard to see what else could then explain, if successful, the supposed higher detection rates after the interviews since the interviewer was unaware about the correct items before the experiment. On the other hand, the conceptual points in favor of correspondence claim outlined above lend support to Froese's view in the first place that further test procedures for the validity of micro-phenomenology are required.

There remains, however, the question of what one should expect from mixed method approaches in the micro-phenomenological realm at a more general level. Could such experiments equally help to foster the validity of introspective research – as Varela and Shear once pointed out, »...a mutual constraint, reciprocal influence and determination« between the first- and third-person perspective (Varela and Shear 1999, 3)? And what are the prospects for integrating micro-phenomenology more closely into the cognitive sciences? We will come back to these questions, after sketching the methodological evaluation process of the interviews and how their categorical findings have been used in further mixed method studies.

III Evaluating Micro-Phenomenological Interviews and Applying them to Mixed Method Studies

Even at the stage of transcribing an interview, one is engaged in analysis and evaluation. This is so because one can already check the intensity and granularity of the articulated

experience. Once the interview is transcribed and numbered, the next stage consists of identifying the kind of information which the interview involved (Vermersch 2009). Thus, data in the text which concern general questions or expressed beliefs or theoretical convictions are discarded from further analysis as »satellite information« since they are not based on the re-evoked experience itself (Valenzuela-Moguillansky and Vásquez-Rosati 2019, 126). In micro-phenomenology, as in other qualitative research procedures, the patterns and relationships among emerging categories and resulting networks are built up by inductive data analysis. The analysis proceeds from the bottom up – as is usually the case in grounded theory as well – by organizing and categorizing the information into more abstract units (Creswell 2009). In micro-phenomenology, the identification of diachronic and synchronic units is the core aim of the evaluation procedure (Petitmengin 2006, 259).

Concerning the diachronic analysis, it is necessary to rearrange the diachronic sequences of the original transcript into the actual experienced process by categorizing the temporal evolution of the re-evoked events and/or processes. In the first step this is accomplished by matching the different utterances – such as sensations, bodily movements, or emotions – to specific moments. Having done so, the next step of analysis allows the identification of temporal units, which are composed of (depending on the granularity of the descriptions) different *phases*, *sub-phases* etc. (Valenzuela-Moguillansky and Vásquez-Rosati, 128).

Re-organizing the transcribed order of the sequenced reports into the temporal order of the evoked experience also demonstrates that the evaluation process of the interviews is focused on the original experience of the subject. Discarding or neglecting »satellite information« in the process of sequencing and categorization shows again that what is at stake in micro-phenomenological research is the experience itself in its articulated form and not merely a socially mediated symbolic construct. Nevertheless, the development of diachronic and synchronic units has the decisive function of specifying the *invariant structure* of the fleeting experience and allowing an intersubjective understanding of the experience in question (Tewes 2019, 157). Synchronic units can be identified by different procedures. One can start with a procedure similar to that used in the diachronic analysis, or use the latter to extract the generic units and their interrelationship. This is accomplished in a recursive manner (iteration of interrogation) that helps to identify the criteria for grouping utterances and specifying unities (Valenzuela-Moguillansky and Vásquez-Rosati 2019, 132). Such an analysis allows then a categorical explanation of fleeting experienced based on a descriptive methodology.

But how is it possible to grasp a categorical unit? According to the phenomenological approach, the specification of a category or unit in the network consists of finding the indispensable structure/properties within the varieties and richness of the phenomenal content that is articulated in the reports. In the micro-phenomenologi-

cal research procedure, the different types of experience are identified and coded by a team of trained interviewers. The *universal character* of the categories is therefore already extracted in a dynamical intersubjectively shared research procedure that also supports its public comprehensiveness, evaluation, and reliability. The qualitative analysis procedure of the interview is accomplished in a further triangulation that checks the performative consistency of the analysis and the findings. The criteria of consistency include, for instance, how the resulting structures (networks and levels of units) can be used to guide further research in follow-up interviews (Valenzuela-Moguillansky and Vásquez-Rosati 2019, 125). It involves detecting iterations of the same type or units of experiences, which is simply a test procedure for the »replicability« (detectability) of the type of experience(s). One should not confuse the last point with the claim that micro-phenomenological research is to be evaluated like experiments in the natural sciences. That would be a category mistake. But despite all the difference between micro-phenomenological research and natural-scientific experiments, it is obvious that the reproducibility and refinement of micro-phenomenological findings in follow-up elicitation interviews may enhance the explanatory scope of the entire scientific approach.

Fostering the Strength of Categorical Systems (Semantic Networks) through Intercoder Reliability (ICR)

As already mentioned, the categorization of the data in micro-phenomenology is accomplished by developing the codes for categories and units in a bottom-up way and by cross-checking with other coders. Such a procedure should ensure the reliability, consistency, and transparency of the emerging categories or semantic networks. There is, however, a well-established method in qualitative research to measure the accuracy of this process and its outcomes. Intercoder Reliability (ICR) is defined as a numerical measure of the agreement between different coders: »...how the same data should be coded« (O'Connor and Joffe 2020, 2). In the literature as the reliability of intercoder agreement (Landis and Koch 1977, McHugh 2012).

Even though the use of ICR seems not (yet) to be widespread in micro-phenomenological research, its use is, in my view, a further significant step in fostering the explanatory scope of micro-phenomenology. As we have seen, one major objection to introspective research has been the lack of transparency and trustworthiness of its findings. ICR is in this sense not only an external indicator for the quality of the categories extracted from interviews; it also has the internal function for the researcher of clarifying the criteria for a category or a higher-level unit within a categorical system (semantic network). Thus, O'Connor and Joffe point out that even a disagreement or »negative« result of ICR can foster reflexivity and dialogue within a research team. Apparent in-

consistencies can be discussed, which can lead to an improvement and refinement of the coding frame (O'Connor and Joffe 2020, 6). I think this is entirely in line with the research target of the mixed method study discussed above by Petitmengin et al. for strengthening the overall reliability of introspective research. ICR is also a tool within a qualitative research design that can enhance the reliability of micro-phenomenological research at the level of analyzing and evaluating the resulting semantic network. When external coders are Involved who did not participate in developing the different levels and interrelationship of the categorical system, this enhances the explanatory scope of the findings by extracting categories which are transparent, communicable, and ready for further testing in the intersubjective realm. The core idea of enhancing the explanatory scope of micro-phenomenology is then once again to ensure the traceability, validity, generalizability and communicability of its research procedure and findings.

Let us take a final look at the question of how the mixed method approach as it has been developed in neurophenomenology can enhance the credibility and consistency of micro-phenomenological research.

Neurophenomenology as an Example of a Mixed Method Approach in Cognitive Science

Neurophenomenology is one of the few types of study where a phenomenology-inspired mixed methods approach has been conducted. At the core of neurophenomenology is the micro-phenomenological interview. Varela originally developed this approach to study consciousness in the cognitive sciences from the first- and third-person perspective (Varela 1996; Varela and Shear 2000). One traditionally important focus of research in neurophenomenological studies is epileptic seizures, which are sometimes preceded by prodromic sensations. Such experiences can be an indicator of an approaching epileptic seizure. In a neurophenomenological oriented study, Petitmengin et al. used micro-phenomenological interviews to explore prodromic sensations with nine patients and to relate them (ex post) to EEG studies of their respective seizures (Petitmengin, Baulac and Navarro 2006, 300). In these studies, it was possible to receive descriptions of prodromes from each of the patients and to classify their synchronous and diachronic structure. Here is a snapshot of one such articulated experience:

»This can be 24 hours in advance. It's in the whole body, I feel ill at ease, inside, it's constant, and it won't leave me until it has manifested. What I feel is ... a little as if my body is abandoning me, therefore it isn't responding as quickly as usual ... I will get a pain in the head, it starts at the forehead, passes to the temples, and goes as far as the back of the neck, like a circle around the head« (Petitmengin, Baulac and Navarro 2006, 301).

Petitmengin et al. were able to differentiate on the basis of a categorical analysis between prodromic sensations and the aura of an epileptic seizure (ictal phenomena). Furthermore, they have offered hypotheses as to how these experiences might be related to the neurological patterns visible in the EEG studies (the prodromic phase is related, for instances, to a loss of synchrony at the neural level, Petitmengin, Baulac and Navarro 2006, 304). Without going into the details of this study, one can see the explanatory capacity which micro-phenomenology has here. The findings concerning the categorical structure of the prodromic states are used to detect different neurological patterns in the EEG studies and helps to integrate (tentatively) the knowledge acquired from the first- and third person perspective of the phenomena into a better understanding of the entire process of the epileptic seizure.

Drawing on such practical applications, Martiny and colleagues have analyzed how different phenomenological methods can have exploratory and explanatory functions in mixed method approaches within the cognitive sciences (Martiny, Toro and Høffding 2021). In the case of the specific study above, the triangulation of the epileptic seizure with phenomenological and neurological methods enables a better understanding of the psychopathological phenomena in question. Even though the causal and functional interrelationships between the experiences and the neural patterns in the prodromic and seizure phase are, of course, not yet fully clarified (subjects in the study were, surprisingly, able to block the seizure voluntarily during the prodromic phase), both research perspectives contribute mutually and in significant ways to the understanding of epileptic seizure. This is so because the first-person perspective in experiencing epileptic seizures is explored, fine grained experiences are detected, and possible interrelationships with neural patterns are provided. This does not mean, however, that neurophenomenology provides or aims at a naturalistic or even physicalistic explanation of the psychological realm. It is not part of the research agenda to *identify* or *reduce* psychological processes to neural states or patterns, a move, which would rest on a one-sided naturalistic world view. This example also shows, in prototypical form, that introspective research can contribute the understanding of the psychological realm in relation to bodily processes in mixed method studies.

Conclusion

As the foregoing considerations have shown, micro-phenomenology has the capacity to build a bridge between phenomenology and cognitive science, between the first- and third- person perspective of studying consciousness. An important topic in introspective research is how to gain reliable access to conscious experience, and, as I have shown, micro-phenomenology has developed a detailed research procedure that shows how this

can be accomplished. I have argued, furthermore, that in micro-phenomenology we are directed at the experience *itself* and its articulation. To defend this argument, I have argued for a modified correspondence claim, which should be integrated into the micro-phenomenological research procedure. If this is the case, it naturally does not mean that all relevant methodological problems are solved. As I have pointed out with regard to Froese's evaluation, further empirical experiments are required to strengthen the validity of micro-phenomenology. In particular, the inclusion of quantitative methods into micro-phenomenological research, as commonly used in other mixed method approaches, is still a desideratum even though there are current efforts to show the fruitfulness of such methodological extensions of phenomenological research. Does that imply that micro-phenomenology is a project of naturalizing phenomenology? This is not the case as I have pointed out. But there is still a significant controversy over this issue in the literature. Bringing phenomenological methods into the cognitive sciences is by no means tantamount to *reducing* subjective experience to brain states or other physical processes. How the integration of first-, second-, and third-person methods into consciousness research can mutually contribute to psychology and the understanding of consciousness is still in need of further research. In the end, this might require not only a stronger foundation and the extension of introspective research but also a reconceptualization of how brain, body and environment contribute to the appearance of consciousness (Fuchs 2017).³

Endnotes

- 1 I also regard some recent neurophenomenological research projects as such exceptions, which explicitly integrate micro-phenomenology into their research studies. I will briefly consider one of them in the final section.
- 2 See for instructive examples and explanations how to front-load phenomenology into experimental research Martini, Toro and Høffding (2021).
- 3 I would like to thank both reviewers and James Morley for constructive criticisms and valuable comments, which were of great help in revising and improving the manuscript, and Adrian Wilding for proofreading the text.

References

- Anthony, Jack I., and Andreas Roepstorff. 2003. »Why Trust the Subject?« *Journal of Consciousness Studies* 10 (9–10): v–xx.
- Baars, Bernard J. 2003. »How brain reveals mind: Neural studies support the fundamental role of conscious experience.« *Journal of Consciousness Studies* 10 (9–10): 100–114.
- Block, Ned. 2007. »Consciousness, Accessibility, and the Mesh between Psychology and Neuroscience.« *Behavioral and Brain Sciences* 30 (5): 481–548.
- Benetka, Gerhard, and Thomas Slunecko. 2021. »Erleben«, das zur Sprache kommt: Anmerkungen zur Methode der »Introspektion« am Beispiel von Würzburger Schule und Mikrophänome-

- nologie.« *Journal für Psychologie* 29 (2): 17–40. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2021-2-17>
- Bitbol, Michel, and Claire Petitmengin. 2013a. »A Defense of Introspection from Within.« *Constructivist Foundations* 8: 269–279.
- Bitbol, Michel, and Claire Petitmengin. 2013b. »On the possibility and reality of introspection.« *Kairos. Revista de Filosofia and Ciência* 6: 173–198.
- Churchland, Paul M. 1981. »Eliminative Materialism and the Propositional Attitudes.« *Journal of Philosophy* 78: 67–90.
- Creswell, John W. 2009. *Research Design: Qualitative, Quantitative, and Mixed Methods Approaches* (3rd ed.). Thousand Oaks, CA: Sage.
- Danziger, Kurt. 1980. »The history of introspection reconsidered.« *Journal of The History of The Behavioral Sciences* 16: 241–262.
- Davidson, Donald. 1991. »Three Varieties of Knowledge.« In *Subjective, Intersubjective, Objective*, 205–220. Oxford: Oxford University Press.
- Dennett, Daniel. C. 1991. *Consciousness Explained*. Boston: Little, Brown and Company.
- Dennett, Daniel C. 2003. »Who's on first? Heterophenomenology explained.« *Journal of Consciousness Studies* 10 (9–10): 19–30.
- Depraz, Natalie. 2020a. »Microphenomenology of Chronicity in Psychosomatic Diseases: Diabetes, Anorexia, and Schizophrenia.« In *Time and Body: Phenomenological and Psychopathological Approaches*, edited by Christian Tewes and Giovanni Stanghellini, 82–97. Cambridge: Cambridge University Press.
- Depraz, Natalie. 2020b. »Husserlian Phenomenology in the Light of Microphenomenology.« In *Husserl, Kant and Transcendental Phenomenology*, edited by Iulian Apostolescu and Claudia Serban, 505–522. Berlin, Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110564280-023>
- Ericsson, K. Anders. 2003. »Valid and Non-Reactive Verbalization of Thoughts during Performance of Tasks – Towards a Solution to the Central Problems of Introspection as a Source of Scientific Data.« *Journal of Consciousness Studies* 10 (9–10): 1–18.
- Froese, Tom. 2013. »Interactively guided introspection is getting science closer to an effective consciousness meter.« *Consciousness and Cognition* 22 (2): 672–676.
- Froese, Tom, Cassandra Gould van Praag, and Anil Seth. 2011. »Validating and Calibrating First- and Second-person Methods in the Science of Consciousness.« *Journal of Consciousness Studies* 18: 38–64.
- Fuchs, Thomas. 2017. *Ecology of the Brain: The Phenomenology and Biology of the Embodied Mind*. Oxford: Oxford University Press.
- Fuchs, Thomas. 2021. »Time, the Body, and the Other in Phenomenology and Psychopathology.« In *Time and Body: Phenomenological and Psychopathological Approaches*, edited by Christian Tewes, and Giovanni Stanghellini, 12–40. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gallagher, Shaun. 2003. »Phenomenology and Experimental Design.« *Journal of Consciousness Studies* 10: 85–99.
- Gutland, Christopher. 2018. »Husserlian phenomenology as a kind of introspection.« *Frontiers in Psychology* 9: Article 896. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2018.00896>
- Hurlburt, Russel T., and Sarah A. Akhter. 2006. »The Descriptive Experience Sampling method.« *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 5: 271–301. <https://doi.org/10.1007/s11097-006-9024-0>
- Husserl, Edmund. 1985. *Texte zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins* (1893–1919), edited and introduced by Rudolf Bernet. Hamburg: Meiner.
- James, William. 1890. *The Principles of Psychology*, in two volumes. New York: Henry Holt and Company.

- Johansson, Petter, Lars Hall, Sverker Sikstrom, and Andreas Olsson. 2005. »Failure to Detect Mismatches Between Intention and Outcome in a Simple Decision Task.« *Science* 310 (5745): 116–119. <https://doi.org/10.1126/science.1111709>
- Kotchoubey, Boris, Felix Tretter, Hans A Braun, Thomas Buchheim, Andreas Draguhn, Thomas Fuchs, Felix Hasler, Heiner Hastedt, Thilo Hinterberger, Georg Northoff, Ingo Rentschler, Stephan Schleim, Stephan Sellmaier, Ludger Tebartz Van Elst, and Wolfgang Tschacher. 2016. »Methodological Problems on the Way to Integrative Human Neuroscience.« *Frontiers in Integrative Neuroscience* 10: 41.
- Krueger, Joel. 2018. »Direct social perception.« In *Oxford Handbook of 4E Cognition*, edited by Albert Newen, Leon de Bruin, and Shaun Gallagher, 301–320. Oxford University Press.
- Landis, J. Richard, and Gary G. Koch. 1977. »The measurement of observer agreement for categorical data.« *Biometrics* 33 (1): 159–74.
- McHugh, Mary. 2012. »Interrater Reliability: The Kappa Statistic.« *Biochemia medica*, 22: 276–82.
- Martiny, Kristian Moltke, Juan Toro, and Simon Hoffding. 2021. »Framing a Phenomenological Mixed Method: From Inspiration to Guidance.« *Frontiers in Psychology* 12.
- Merleau-Ponty, Maurice. 2005. *The Phenomenology of Perception*. Translated by C. Smith. Taylor and Francis e-Library.
- Nisbett, Richard E., and Timothy D. Wilson. 1977. »Telling more than we can know: Verbal reports on mental processes.« *Psychological Review* 84 (3): 231–59. <https://doi.org/10.1037/0033-295X.84.3.231>
- Noe, Alva. 2015. »Concept Pluralism, Direct Perception, and the Fragility of Presence.« In *Open MIND* 27, edited by Thomas Metzinger, and Jennifer M. Windt. Frankfurt am Main: MIND Group.
- O'Connor, Cliodhna, and Helene Joffe. 2020. »Intercoder Reliability in Qualitative Research: Debates and Practical Guidelines.« *International Journal of Qualitative Methods*, 19. <https://doi.org/10.1177/1609406919899220>
- Petitmengin, Claire. 2006. »Describing One's Subjective Experience in the Second Person: An Interview Method for the Science of Consciousness.« *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 5: 229–69.
- Petitmengin, Claire, Michel Baulac, and Vincent Navarro V. 2006. »Seizure anticipation: are neurophenomenological approaches able to detect preictal symptoms?« *Epilepsy and Behaviour* 9 (2): 298–306. <https://doi.org/10.1016/j.yebeh.2006.05.013>
- Petitmengin, Claire, Anne Remillieux, Beatrice Cathour, and Shirley Carter-Thomas. 2013. »A gap in Nisbett and Wilson's findings? A First-Person Access to our Cognitive Processes.« *Consciousness and Cognition* 22: 654–69.
- Petitmengin, Claire, Anne Remillieux, and Camila Valenzuela-Moguillansky. 2019. »Discovering the structures of lived experience: Towards a micro-phenomenological analysis method.« *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 18 (4): 691–730.
- Piccinini, Gualtiero. 2009. »First-Person Data, Publicity and Self-Measurement.« *Philosophers' Imprint* 9: 1–16.
- Schwitzgebel, Eric. 2008. »The Unreliability of Naive Introspection.« *Philosophical Review* 117 (2): 245–273.
- Sparby, Terje, Mira Leass, Ulrich Weger, and Friedrich Edelhäuser. 2022. »Training naive subjects in using micro-phenomenological self-inquiry to investigate pain and suffering during headaches.« *Scandinavian Journal of Psychology* 64 (1): 60–70. <https://doi.org/10.1111/sjop.12858>
- Sperling, George. 1960. The information available in brief visual presentations. *Psychological Monographs: General and Applied* 74 (11): 1–29. <https://doi.org/10.1037/h0093759>

- Summa, Michela. 2022. »Phenomenological explanation: towards a methodological integration in phenomenological psychopathology.« *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 22: 719–741. <https://doi.org/10.1007/s11097-022-09828-4>
- Tashakkori, Abbas, and John Creswell. 2007. »Editorial: The New Era of Mixed Methods.« *Journal of Mixed Methods Research*, 1 (1): 37. <https://doi.org/10.1177/2345678906293042>
- Tewes, Christian. 2019. »First-person experiences, privatism and the evaluation of structural content.« *Constructivist Foundations* 14 (2): 156–158.
- Valenzuela-Moguillansky, Camila, and Alejandra Vasquez-Rosati. 2019. »An Analysis Procedure for the Micro-Phenomenological Interview.« *Constructivist Foundations* 14 (2): 123–145.
- Varela, Francisco. 1996. »Neurophenomenology: A Methodological Remedy for the Hard Problem.« *Journal of Consciousness Studies* 3 (4): 330–349.
- Varela, Francisco, and Jonathan Shear. 1999. »First-person methodologies: What, why, how?« *Journal of Consciousness Studies* 6 (2–3): 1–14.
- Vermersch, Pierre. 2009. »Describing the Practice of Introspection.« *Journal of Consciousness Studies* 16 (10–12): 20–57.
- Wagemann, Johannes. 2022. »Voluntary Auditory Change: First-Person Access to Agentive Aspects of Attention Regulation.« *Current Psychology* 42: 15169–15185. <https://doi.org/10.1007/s12144-021-02662-y>
- Weger, Ulrich, Johannes Wagemann, and Christian Tewes. 2019. »Editorial: The Challenges and Opportunities of Introspection in Psychology: Theory and Method.« *Frontiers in Psychology* 10.
- Zahavi, Dan. 2007. »Subjectivity and the First-Person Perspective.« *Southern Journal of Philosophy* 45 (S1): 66–84.

The Author

Christian Tewes, Prof. Dr. phil., habil., philosopher. Professorship in the context of education with a specialisation in phenomenology and philosophy of mind at the Alanus University Mannheim. Research foci: phenomenology, philosophy of mind, anthropology, and embodiment theories (specifically enactivism).

Contact: Prof. Dr. Christian Tewes, Alanus University, Institute for Waldorf Education, Inclusion and Interculturalism, Am Exerzierplatz 21, 68167 Mannheim, Germany; E-Mail: christian.tewes@alanus.edu

Impressum

Journal für Psychologie

Theorie – Forschung – Praxis

www.journal-fuer-psychologie.de

ISSN (Online-Ausgabe): 2198-6959

ISSN (Print-Ausgabe): 0942-2285

31. Jahrgang, 2023, Heft 1

Herausgegeben von Alexander Nicolai Wendt,
Ralph Sichler und James Morley

<https://doi.org/10.30820/0942-2285-2023-1>

ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-8379-8427-9

ViSDP

Die HerausgeberInnen; bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen die AutorInnen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall eine Meinungsäußerung der HerausgeberInnen, der Redaktion oder des Verlages dar.

Herausgebende

Mag. Andrea Birbaumer, Wien · Prof. Dr. Martin Dege, New York City · Dr. Peter Mattes, Berlin/Wien · Prof. Dr. Günter Mey, Magdeburg-Stendal/Berlin · Prof. Dr. Aglaja Przyborski, St. Pölten · Paul Sebastian Ruppel, Magdeburg-Stendal/Bochum · Univ.-Doz. Dr. Ralph Sichler, Wiener Neustadt · Prof. Dr. Anna Sieben, St. Gallen · Prof. Dr. Thomas Sluneko, Wien

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Molly Andrews · Prof. Dr. Thea Bauriedl · Prof. Dr. Jarg Bergold · Prof. Dr. Klaus-Jürgen Bruder · Prof. Dr. Stefan Busse · Prof. Dr. Tanja Eiselen · Prof. Dr. Jörg Frommer · Prof. Dr. Heiner Keupp · Prof. Dr. Carlos Kölbl · Prof. Dr. Helmut E. Lück · PD Dr. Günter Rexilius · Prof. Dr. Dr. h.c. Wolff-Michael Roth · Prof. Dr. Christina Schachtner · Prof. Dr. Rudolf Schmitt · Prof. Dr. Ernst Schraube · Prof. Dr. Margrit Schreier · Prof. Dr. Hans-Jürgen Seel · Dr. Michael Sonntag · Prof. Dr. Hank Stam · Dr. Irene Strasser · Prof. Dr. Dr. Wolfgang Tress · Prof. Dr. Jaan Valsiner · Dr. Barbara Zielke · Prof. Dr. Dr. Günter Zurchorst

Erscheinen

Halbjährlich als digitale Open-Access-Publikation und parallel als Print-Ausgabe.

Verlag

Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG

Walltorstraße 10

D-35390 Gießen

info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Abonnentenbetreuung

aboservice@psychosozial-verlag.de

Bezug

Jahresabonnement 49,90 € (zzgl. Versand)

Einzelheft 29,90 € (zzgl. Versand)

Studierende erhalten gegen Nachweis 25% Rabatt auf den Preis des Jahresabonnements.

Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeitraums erfolgt.

Anzeigen

Anfragen richten Sie bitte an den Verlag:

anzeigen@psychosozial-verlag.de

Die Zeitschrift *Journal für Psychologie* wird regelmäßig in der Publikationsdatenbank PSYINDEX des Leibniz-Institut für Psychologie/Leibniz Institute for Psychology (ZPID) erfasst.



Die Beiträge dieser Zeitschrift sind unter der Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International Lizenz (CC BY-NC-ND 4.0) lizenziert. Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung und unveränderte Weitergabe, verbietet jedoch die Bearbeitung und kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Verpassen Sie keine Ausgabe mehr und schließen Sie gleich Ihr Abo ab!



Mit einem Abonnement der Zeitschriften des Psychosozial-Verlags sparen Sie und erhalten jede Ausgabe pünktlich bei Erscheinen ganz bequem nach Hause geliefert. Zu unserem wachsenden Zeitschriftenportfolio gehören:

- à jour!
- Behindertenpädagogik
- Freie Assoziation
- Feedback
- gruppenanalyse
- Jahrbuch der Psychoanalyse
- Journal für Psychologie
- Psychoanalyse im Widerspruch
- Psychoanalyse und Körper
- Psychoanalytische Familientherapie
- psychosozial
- Psychotherapie
- Psychotherapie im Alter
- Psychotherapie-Wissenschaft
- Spektrum der Mediation
- supervision
- Trauma Kultur Gesellschaft

Studierende
erhalten ihr Abo
mit
25 % Rabatt!

Informationen zu allen Zeitschriften des Psychosozial-Verlags finden Sie auf unserer Homepage: www.psychosozial-verlag.de/zeitschriften

So können Sie abonnieren:

E-Mail: aboservice@psychosozial-verlag.de

Telefon: 0641 – 96 99 78 26

Online: www.psychosozial-verlag.de/abonnements

 **Psychosozial-Verlag**

Walltorstr. 10 · 35390 Gießen · Tel. 0641-969978-18 · Fax 0641-969978-19
bestellung@psychosozial-verlag.de · www.psychosozial-verlag.de

ISBN 978-3-8379-8427-9



9 783837 984279